This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

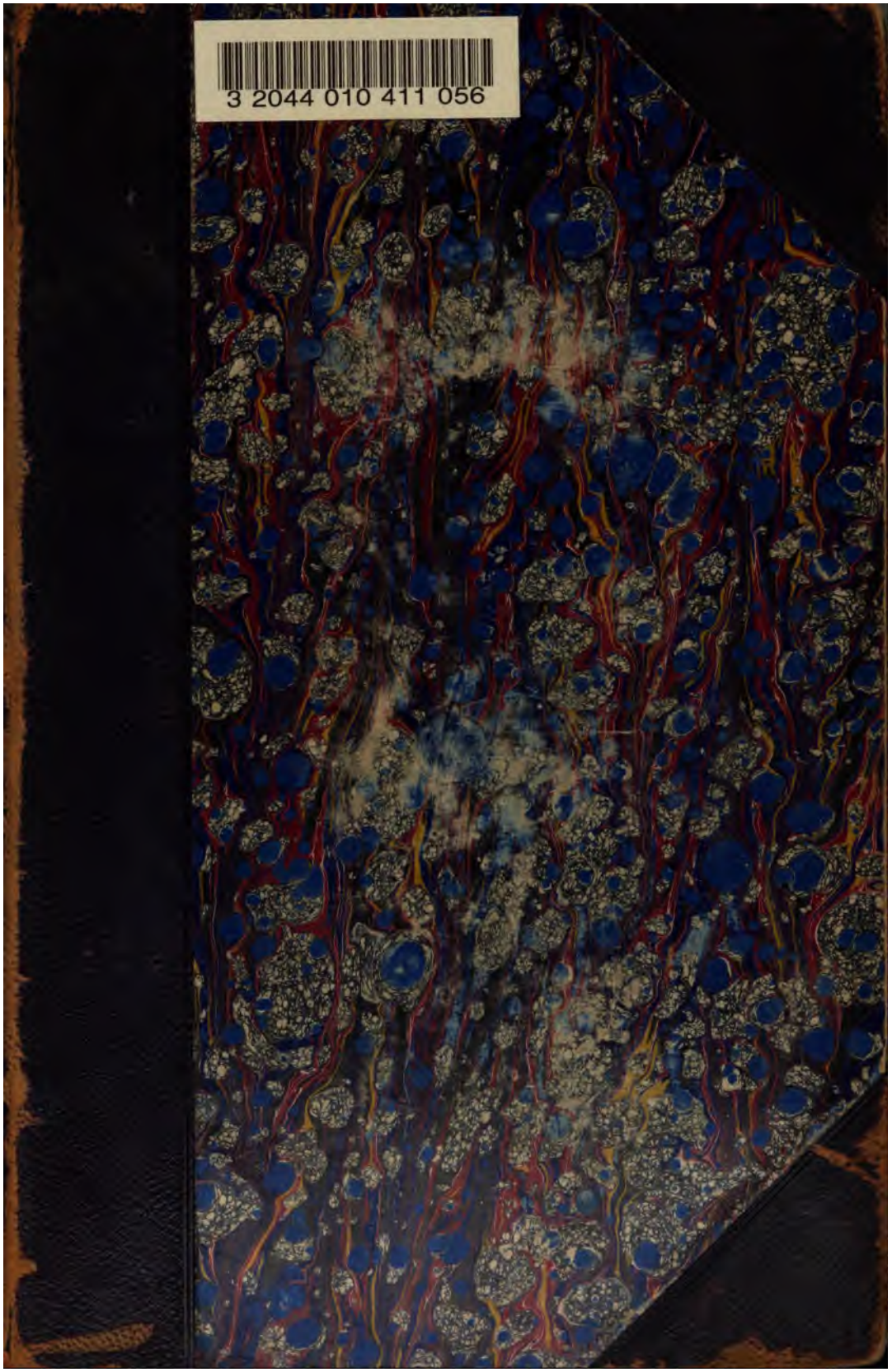
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

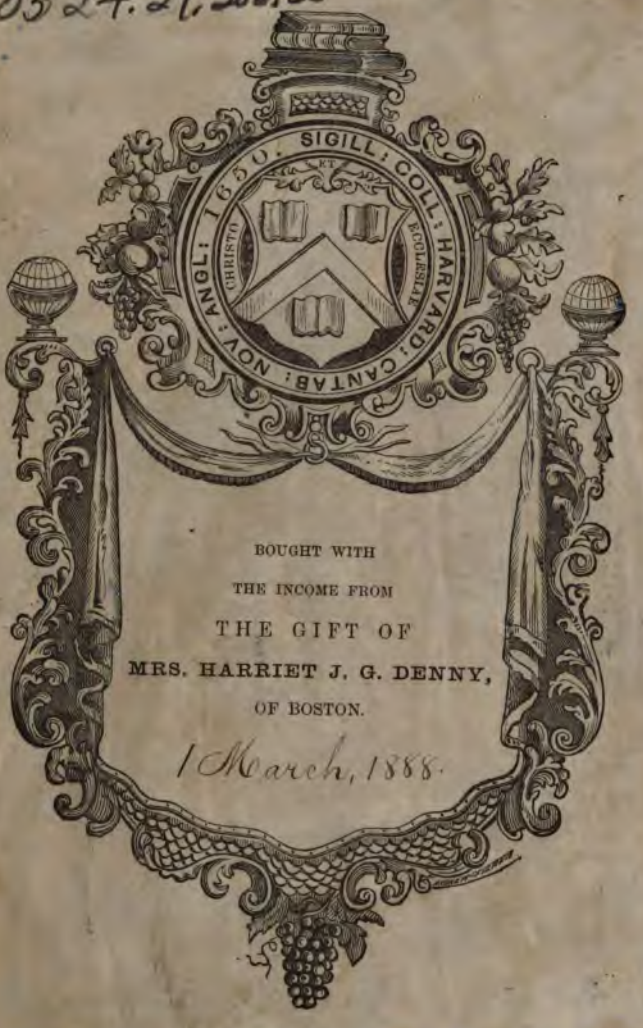
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


3 2044 010 411 056

50524.27.200.30



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
MRS. HARRIET J. G. DENNY,
OF BOSTON.
1 March, 1888.

Marionetten.

Ein Roman

von

(Johann) Friedrich Roeber.

Zweite Auflage.

Iserlohn.
Verlag von J. Baedeker.
1885.

50524.27.200.30
~~505 #1.21~~
2

HARVARD COLLEGE
MAR 1 1888
LIBRARY.

Denny fund.

Es lag in meiner Absicht, für die zweite Auflage der Marionetten den novellistischen Teil dahin zu überarbeiten, daß die Haupthandlung durch die verschiedenen Zwischenhandlungen und Erörterungen über die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen der 40er Jahre, über Theater- und Schauspielerwesen, weniger unterbrochen würde; aber ich mußte bald empfinden, daß dies ganz unmöglich sei, wenn ich nicht einen großen Teil von dem opfern wollte, was mit dazu beigetragen hatte, dem Buche an vielen Stellen ein erhöhtes Interesse zuzuführen: Die Form, in welcher es sich giebt, hängt eben zu sehr mit seiner Entstehung zusammen.

Die in dem Buche enthaltenen dramatischen Märchen sind schon vor langen Jahren geschrieben worden; der Roman, den ich jetzt hinzufügte (oder auch die Novelle, — wie man eine Mischgattung bezeichnen will, für die es keinen bestimmten Namen giebt), sollte nur einen Rahmen für sie bilden, in ähnlicher Weise wie es von Tieck in seinem Phantasus geschehen ist, nur daß ich zugleich in dem Roman eine geschlossene Handlung geben wollte. Daß

gerade dieſes Beiwerk eine größere Teilnahme erregen und von der Kritik überall in den Vordergrund geſtellt werden würde, war mehr als ich hoffen und erwarten konnte.

Die Scene aus Fauſt, mit welcher die Marionettenſpiele beginnen, und die dem Roman Zeit und Richtung vorſchrieb, iſt im Jahre 1845 entſtanden; ſie war für ein großes rheiniſches Blatt beſtimmt, wurde aber von der Cenſur geſtrichen und auch von dem Ober-Cenſur-Gericht in Berlin nicht zugelaſſen; — ein kleines aber charakteriſtiſches Kennzeichen mehr, wie es in jenen Jahren für eine richtige und vorurteilsfreie Beurteilung gar keinen Maßſtab mehr gab.

J. A.

Irgendwo giebt es ein reizendes, von einem kleinen Flusse durchströmtes und auf beiden Seiten von Hügelreihen eingeschlossenes Thal, das Elbenthal. Mitten darin liegt Nixenheim, vor etwa vierzig Jahren eine alte, reizlose Stadt, mit engen Straßen und niedrigen schieferbekleideten Häusern; sie mag jetzt groß und schön geworden sein, denn die Städte haben ein Leben wie der Mensch: sie wachsen und putzen sich oder sie werden krank und sterben zuletzt. — Von den Höhen aus gesehen, machte Nixenheim auch damals einen heitern und anmutigen Eindruck; die roten Ziegeldächer und der dickbauchige Kirchturm stimmten zu dem Grün der Gärten, Wiesen und Wälder. Wer fremd herniederstieg, der hätte nicht ahnen sollen, daß er aus dem Frieden der Natur sofort in den Unfrieden der Menschen treten würde.

Die Stadt war hochberühmt wegen ihrer gewerblichen Thätigkeit. Hier wurden die golddurchwirkten Stoffe gewebt, in welche die vornehmen Damen in Persien und Hindostan ihre Reize hüllten; die bunten seidenen Tücher mit langen Fransen für die Schönen in Rom und Madrid, oder jenseits des Meeres in den Staaten der alten Azteken und der Inkas. Es hatte großer Anstrengungen bedurft, um

der Industrie von Nixenheim diesen Weltruhm zu erobern und es bedurfte ihrer noch täglich, um ihn zu bewahren.

Diese ausschließliche Richtung auf den irdischen Erwerb hatte schon seit einer langen Reihe von Jahren ihren Gegensatz hervorgerufen; denn immer bedarf das menschliche Herz eines Ideals und weil man in Nixenheim gewohnt war, auf die Kunst mit Verachtung herabzusehen und die Wissenschaft nur gelten zu lassen, so weit sie sich der Industrie dienstbar machte, so gab es nur noch eines, das jenem Bedürfnisse genügen konnte: das christliche. Darin war zugleich das Band gegeben, das von alters her bis kurz vor jenen Tagen die gesellschaftlichen Klassen mit einander verknüpft hatte, denn das Ideal des Vornehmen war auch das Ideal des Geringen; für die hungernden, die gedemütigten und geknechteten wird nie ein anderes gefunden werden.

Je eifriger man in den reichen Häusern an den sechs Werktagen dem Mammon diente, um so mehr nahm man an dem siebenten Ruhetage das Recht in Anspruch, ihn zu verdammen und mittags bei voller Tafel das Los der Armen zu preisen, denen es so leicht gemacht sei, in den Himmel zu gelangen. Die Weber aber, die den ganzen Tag bis tief in die Nacht gebückt hinter ihren Webstühlen saßen, vergaßen ihrer Not, indem sie sich in die Geheimnisse der Schrift versenkten. Es gab tiefe, grübelnde Naturen unter ihnen, die unter anderen Verhältnissen den Ruhm Jakob Böhme's hätten gewinnen können; hier in Nixenheim waren sie beglückt, wenn ihnen Sonntags, beim Ausgang aus der Kirche, ihr Brotherr freundschaftlich die Hand drückte und sich mit ihnen über die Mystik des vierten Evangeliums und der Offenbarung unterhielt, oder sie um die Abschrift eines der Lieder ersuchte, die sie bei ihrer

Arbeit gedichtet. Unsrer Zeit ist es nicht mehr möglich, Kirchenlieder zu schaffen, wie sie die früheren Jahrhunderte von Luther bis Heermann und Paul Gerhard in so wunderbarer Fülle hervorgebracht, weil der christliche Glaube von heute durchaus anderer Art ist: der naive Glaube, der allein jene Lieder gedichtet, ist dem kritischen gewichen. Aber er lebte noch in den ungebildeten Kreisen der nixenheimer Weber. Die Gesänge, welche ihrem beschwerten Herzen entquollen, atmeten in ihrer ungelenken Form etwas von dem Geiste jener alten Liederdichter und gereichten den gläubigen Kaufherren zur Erbauung. So hatte sich, auf dem Boden der christlichen Gemeinsamkeit, zwischen den beiden Gesellschafts-Klassen eine Art von patriarchalischem Verhältnis herausgebildet, das nicht ohne einen Anflug von Idealität war und in dem beide sich wohl fühlten.

Die neue Zeit brachte darin einen tiefen Riß. Das heranwachsende junge Geschlecht dachte und empfand anders, als das nach und nach hinsiechende alte. Die Aufregung der vierziger Jahre, von der ganz Deutschland ergriffen war, hatte auch das sonst so stille Nixenheim in ihren Strudel gezogen; die Resultate der biblischen Kritik waren in den letzten Jahren dem gemeinen Verständnis zugänglich gemacht worden und hatten in einem großen Teile der gebildeten Kreise den alten frommen Glauben zerstört; in den unteren Klassen war er vor der aus Frankreich eindringenden kommunistischen Lehre entwichen. Was sonst freundschaftlich neben einander ging, stand sich nun feindlich gegenüber; die Arbeiter hielten Zusammenkünfte, wurden trotzig und herausfordernd; die Kaufherren fanden sich gereizt und beuteten mit um so größerer Härte die Gewalt aus, die ihnen verliehen war; dazu hatte jede politische

Partei ihre Anhänger, vom unbedingten Absolutismus an durch alle Schattierungen eines Verfassungsstaates bis zur Republik und Anarchie. So quirlte und gährte es in dem reizenden Elbenthal, das so friedlich zwischen den grünen Höhen lag, wie in einem schäumenden Hexenkessel.

Vor einiger Zeit hatte sich hier ein junger Arzt niedergelassen, Doktor Bercht, der sich ebenso durch seine Geschicklichkeit empfahl, wie er andererseits in den vornehmen Kreisen Anstoß erregte durch sein freies, burschikoses Auftreten, das die herkömmlichen engen gesellschaftlichen Formen rücksichtslos durchbrach. Er war verheiratet; seine Frau stammte aus einer altadeligen und reichen österreichischen Familie. Das hinderte nicht, daß ihm zahlreiche Liebesabenteuer nacherzählt wurden, von denen die meisten den Ursprung der Erfindung auf der Stirne trugen. Doktor Bercht nahm sich nicht die Mühe, sie zu widerlegen; ihm war es eben recht, wenn nur von ihm gesprochen wurde; über alles andere setzte er sich hinweg.

Man hatte ihn zum Oberarzt des Hospitals von Nixenheim ernannt. Hier zeigte er seine ganze Kunst; die Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen, die Energie, mit der er sie durchführte, seine glänzenden Kuren, seine kühnen Operationen verschafften dem von ihm geleiteten Institute bald einen großen Ruf.

Eines Tages hatte man einen alten Vagabunden, den Besitzer eines Puppentheaters, hereingetragen, der in seinem Thespiskarren mitten auf der Straße zusammen gebrochen war. Als Doktor Bercht in das enge, weißgekälkte Zimmer trat, darin man ihn gebettet hatte, erkannte er in der von jahrelangem Elend verkümmerten Gestalt den Marionettenspieler, dessen Späße ihn in seinen Kinderjahren auf das

höchſte entzückt hatten. Armer Kauz, rief er, welches Wiederſehen! Der Alte öffnete langſam die Augen, dann murmelte er: Es geht zu Ende, ſchafft das Volk aus der Bude und blaſt die Kerzen aus! Seine Hände fuhren über die Decke; er ſtreckte ſich, that noch einen tiefen Atemzug und alles war vorbei. — La farce est jouée! rief Doktor Bercht; es lag ſo viel ſchnurriger Witz in ihm, wie in Rabelais und dem trockenen Till Eulenſpiegel; jetzt kriecht der Narr ſelbſt in die Erde und ſucht nach Regenwürmern, wie er ſeinen Hanswurſt ausrufen ließ, wenn im Stück der König ſtarb und in das Grab geſenkt wurde. Fahre wohl und ſei der Druck der ſchweren Lehmſchollen über deinem Sarge dir leichter als es der Druck der Menſchen geweſen iſt. — Er ſchritt hinaus. Auf dem Gange ſtand die Kiſte mit den Marionetten, die bei dem Sturze des Vagabunden mitgeſtürzt und zerſprungen war, ſo daß der ganze Inhalt zu Tage lag. Doktor Bercht hatte ſelbſt in ſeiner Jugend ein Marionetten-Theater beſeſſen und in der Hantierung mit den Puppen eine Art von Virtuoſität erlangt. Indem er jetzt eine nach der andern hervornahm, an den Drähten zog und die wunderbarſten Bewegungen hervorzauberte, erwachte in ihm der Wunſch, den ganzen Plunder zu erwerben. Er bat die Oberin, die Angelegenheit für ihn zu ordnen und veranlaßte, daß die Kiſte ſofort in ſein Haus geſchafft würde. Dann eilte er hinaus, kniff die hübſche Köchin, die auf der Hausflur ſtand, in die Backen und war eben im Begriff in ſeinen Wagen zu ſpringen, der mit zwei kleinen feurigen Ungarpferden beſpannt war, als er einen ſeiner Bekannten auf der Straße erblickte. Gerardus, rief er dieſem zu, hören Sie, warten Sie! Der Angerufene trat heran und reichte ihm die Hand; Bercht

3613

Marionetten.

Ein Roman

von

(Johann) Friedrich Roeber.

Zweite Auflage.

Iserlohn.
Verlag von J. Baedeker.
1885.

sie drohten dieser Maßregel mit Gewalt zu begegnen. Das brachte seine Gedanken auf Schönaich, den Freund, der ihm am nächsten stand und der, wie diese Arbeiter, ebenfalls mit seiner ganzen bürgerlichen Existenz von dem Wernerschen Hause abhängig war, das sein künstlerisches Talent für die Zeichnung von Mustern auf Shawls, seidenen Bändern und Kleiderstoffen ausbeutete. — Ich fürchte, er wird an dem Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit zu Grunde gehen! rief Gerardus und schlug den Weg nach dem Hause Schönaich's ein, um sich mit ihm, dann auch mit Burghard, über das wunderliche Vorhaben des Doktor Bercht zu bereden.

In einer Seitenstraße stand das Haus des Herrn Friedrich Ehrentraut, des alleinigen Inhabers einer Handlung in Kolonial-Waaren für den Verkauf im großen und einzelnen. Das Untergeschoß des Hauses war zur Hälfte zu einem Laden eingerichtet; zur Seite befand sich eine Stube, in welcher bei großem Gedränge die älteren und vertrauteren Kunden zu verweilen pflegten. Herr Ehrentraut saß hinter dem Tische, damit beschäftigt, die eingekommenen Briefe zu öffnen und zu lesen. — Nehmt doch einen Stuhl, Meister Jonas, sagte er zu einem alten Mann mit spärlichem weißem Haar, der in gebückter Haltung vor dem Tische stand.

Mein Herz ist zu unruhig, erwiderte dieser, ich weiß nicht, was werden soll.

Frau Ehrentraut erschien mit einem alten Korb, der voll Waren gepackt war: Hier, Meister Jonas, sprach sie, es ist alles darin, was Ihr bestellt habt, und noch einiges

dazu, was wir Euch nicht auf Rechnung schreiben. Baut auf den Herrn, er wird alles besser hinausführen, als die Menschen denken.

Himmelschreiend ist es, sagte Herr Ehrentraut, indem er sein Sammet-Käppchen zurecht schob und mit dem Daumen die Asche in seiner Pfeife festdrückte. Womit hat er die neue Herabsetzung des Lohnes begründet?

Der junge Herr Werner ist nicht wie sein Vater, antwortete der alte Mann; der legte uns in kritischen Zeiten alles offen dar und machte uns begreiflich, warum er die alten Sätze nicht mehr zahlen könne; so gab sich jeder zufrieden in der Hoffnung auf bessere Tage. Aber er hat seinen Sohn schalten und walten lassen nach Belieben, nun ist das Regiment ganz seiner Hand entglitten. Damals brauchte keiner zu darben, — unter dem jungen reicht es schon lange nicht mehr und die künftige Not wird manchen zur Verzweiflung treiben — vielleicht auch mich.

Nein, Jonas, so müßt Ihr nicht sprechen, rief Frau Ehrentraut; ihr hattet sonst für jeden Armen an Leib und Seele einen Spruch voll Trost; wie könnt Ihr jetzt selbst so verzagen?

Ach, es weiß kein Mensch, was mich bedrückt, antwortete der alte Mann und hing den Korb an seinen Arm. Da ist meines verstorbenen Bruders jüngstes Kind, die Justine, der gereicht ihre Schönheit zum Unsegen. Das Kind ist mir ans Herz gewachsen, aber der junge Herr Werner stellt ihr nach und ich fürchte, sie fällt ihm zum Opfer. Erst gestern noch bin ich dazwischen getreten; da hättet Ihr sehen sollen, welch teuflische Wut ihn ergriff. Er gehört zu denen, die dem Kaiser nicht mehr geben wollen, was des Kaisers ist, wie sollten sie noch Gott geben wollen,

was Gottes ist, da sie seine Existenz ganz und gar verläugnen? auch hat er gedroht, mich durch die Not so weit zu zwingen, daß ich ihm das Kind überließ.

Der Alte ging.

Sollte das wahr sein? rief Frau Ehrentraut mit Schaudern.

Was Meister Jonas spricht, das ist wie ein Evangelium, sagte Herr Ehrentraut, aber seine Rechnung bei uns vergrößert sich mit jeder Woche.

Es heißt in der Schrift, erwiderte Frau Ehrentraut, was ihr dem geringsten unter meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan: so wollen wir einen Strich dadurch machen und dem armen alten Manne so viel von seinen Sorgen nehmen, als uns möglich ist.

Es mag drum sein, antwortete Herr Ehrentraut, aber ich will doch vorher mit ihm reden, wie es sich in geschäftlichen Dingen geziemt. — Er schob seinen Stuhl etwas zurück, schlug ein Bein über das andere, ließ mit der Zehenspitze seinen Pantoffel auf und niederschwingen und sah gedankenvoll in die kleinen blauen Rauchwölkchen, die aus seiner Pfeife empor stiegen. Es sind die Zeiten des Antichrists, fuhr er fort, wer weiß, was wir noch erleben? auch der Scharfsinnigste vermag nicht, es auszuklügeln.

Wir stehen in der Hand Gottes und es ist sein Geheimnis, erwiderte seine Frau; für uns Menschen ist es gut, daß uns die kommenden Dinge verborgen sind, damit uns nicht vor der Zeit die Furcht beschleiche und laß mache in der Liebe.

Man hörte ein paar leichte Füßchen mit Windeseile die Treppe hinunterstürmen und eine starke helle Sopranstimme die Arie der Zerline anstimmen: „Wenn du fein

fromm bist.“ Dann brach der Gesang plötzlich ab und nun klang es aus dem Vorhause herüber in dem glücklichen Tone der sorgenfreien Jugend: Ei, guten Tag, Frau Schönaich, was macht Ihr kleines Baby, ist es immer noch so hübsch wie das letztemal? Gleich darauf wurde die Thür aufgerissen und ein schlankes, großgewachsenes Mädchen trat herein in her teens, dem Frühlingsalter, in dem nach dem Sprichwort auch der Teufel schön ist. Es war Felicitas, die Tochter von Herrn und Frau Ehrentraut. Aber die Mutter empfing sie ganz ärgerlich; wie das wieder die Treppe hinunter ging, als wäre der böse Feind hinter dir; ich bekomme jedesmal einen Todesschrecken davon. Was hast du oben getrieben und was willst du hier?

In der Küche nachsehen, ob das Feuer noch ordentlich brennt und der Braten hübsch braun wird; ich habe die Stuben gekehrt und Solfeggien geübt; heute Abend will ich mit Ohm Burghard den ganzen Don Juan durchsingen; ach, das ist himmlische Musik!

Sie sah sich rasch in der Stube um, rückte die Stühle zurecht, ordnete das Nähzeug, das etwas zerstreut auf dem Tische lag und eilte in die Küche. Die Mutter sah ihr lange nach; ordnungsliebend ist sie und weiß Hand anzulegen, sprach Frau Ehrentraut. — Ja, sie ist flink, bestätigte Herr Ehrentraut und rückte wieder an den Tisch, um in seinen geschäftlichen Arbeiten fortzufahren. Mittlerweile hatte sich im Ladengange eine Menge Leute zusammengedrängt, die rasch bedient sein wollten. Frau Ehrentraut öffnete die Stubenthür, um mit ihrer gewohnten Thätigkeit selbst einzugreifen und sah, wie Frau Schönaich sich von den ungestümen Mägden und Lehrburschen ganz zur Seite hatte schieben lassen. — Kommen Sie in die Stube, setzen Sie

sich, ich will Ihnen alles selbst besorgen, sagte Frau Ehrentraut, und mit freundlichem Drängen bewog sie ihre Kundin einzutreten. Wie geht es Ihnen, wie geht es Ihrem Manne?

Die Angeredete machte einen eigentümlichen Eindruck. Sie war schon ältlich, mit bleichem hagerem Gesicht und großen Augen, die vielleicht einmal in schönem Feuer geglüht hatten, jetzt aber trüb und verhärmt in die Welt sahen. Sie schien verlegen und linkisch. Der Kleidung nach gehörte sie dem höheren Bürgerstande an, aber die Kleider selbst waren abgetragen und altmodisch.

Wie geht's Ihrem Manne? fragte Frau Ehrentraut.

Ein Seufzer war die Antwort.

Ist er krank?

Nein; vielleicht wäre es besser so, dann würde er sich nicht mit dem sündhaften Werk befassen, dazu ihn der Doktor Bercht beredet hat.

Die Stimme klang unmelodisch; die Worte kamen langsam und zäh von den Lippen, als hätten sie Mühe, sich loszulösen.

Was ist denn geschehen, um was handelt es sich? fragte neugierig Frau Ehrentraut.

Sie wollen Komödie spielen, Puppenkomödie wie der alte Dirks, der in seinen Sünden auf der Straße umgekommen ist. Mein Mann hat versprochen, dafür neue Dekorationen zu malen. Darüber vernachlässigt er seinen Dienst; Sie sollten ihn sehen, wie er voll Eifer zwischen den Farbentöpfen steht, um die großen Pappendeckel für diese gottlose und infernalische Narrenteidung zu beschmieren.

Nun, nun, es ist nicht gerade schön, ob es aber eine Sünde ist, weiß ich nicht.

Doch, doch, fuhr Frau Schönaich fort, es ist eine Sünde, es ist eine sehr große Sünde, es ist um so mehr eine Sünde, als die Farben teuer sind und unsere Einkünfte schmal. Jetzt schwebe ich sogar in Angst, daß ihm seine Stellung gekündigt wird, denn schon ein paar Mal hat er seine Pflicht versäumt und große Unzufriedenheit erregt. Da ging er mit Entwürfen für ein großes Bild; es ließ ihm wochenlang nicht Ruhe, bis endlich alles klar in ihm geworden, wie er sagte. Ach, und was er darauf mit Kohle auf großes Papier gezeichnet, nein, das darf niemand sehen, man muß sich schämen, nur davon zu reden, denn es sind alles nackte Gestalten, wie die ersten Menschen im Paradiese. Oft genug hab ich mich bezwingen müssen, um nicht all dies Zeug und alle seine Papiere in den Ofen zu stecken und zu verbrennen. Nur meine Liebe zu ihm hielt mich davon ab, weil ich wußte, daß es ihn sehr betrübt hätte.

Jedermann sagt, daß Herr Schönaich ein Künstler ist, sprach Frau Ehrentraut.

Seine Kunst ließ ihn und mich und unser Kind verhungern, mitsamt dem, das mir nun bald erwarten müssen, entgegnete Frau Schönaich bitter; zum Musterzeichnen und Blumenmalen für seidene Tücher gebraucht Herr Werner keinen Künstler, und daß er sich nun dazu hergiebt für diese Hanswurstgeschichten, —

Sie konnte nicht weiter reden.

Mir ahnt, es giebt ein Unglück, rief sie plötzlich und wandte sich zur Thüre. Frau Ehrentraut folgte ihr, um sie schnell zu bedienen. Felicitas trat wieder ein, das Gesicht von der Glut des Heerdes gerötet, mit einem Briefe, den das Hausmädchen in Empfang genommen und ihr in die Küche gereicht hatte. Er enthielt eine Einladung von

Doktor Bercht und Frau zu einer Theegesellschaft, mit der Bitte an das Fräulein, einige Gesangstücke zum Vortrag mitzubringen. Felicitas rief nach ihrer Mutter, der sie den Brief übergab. Als Frau Ehrentraut ihn gelesen, wurde sie äußerst unruhig, denn die Aeußerungen von Frau Schönaich, die sie nur einer krankhaften Überreizung zugeschrieben hatte, fielen ihr heiß auf die Seele.

Wie komme ich nur zu der Ehre? fragte das junge Mädchen, und darf ich überhaupt ausgehen? fügte sie hinzu, indem sie in den Spiegel blickte, da auf meinem Gesichte die Spuren der letzten Erkältung noch zu sehr bemerkbar sind? — In der That schienen die Lippen etwas aufgetrieben, ebenso die Backen. Die leichte Geschwulst erhöhte den fremdartigen halb asiatischen Ausdruck ihrer Züge. Die Augenaxe war etwas schief gestellt und die Backenknochen traten stärker hervor als gewöhnlich. Sie war deshalb nicht eigentlich eine Schönheit, aber ihr ganzes Wesen war so sehr der Ausdruck glückseliger Heiterkeit und geistiger Gesundheit, und aus den schiefliegenden Augen sprach solch ein lustiger und schalkhafter Sinn, daß sie, ohne es zu wollen, alles anzog, was in nähere Berührung zu ihr trat. Was soll ich thun? fragte sie ihre Mutter, rate mir.

Wenn es wahr wäre, was Frau Schönaich fürchtet, erwiderte diese, wenn die Gesellschaft so heidnisch und unchristlich wäre, daß das Heil Deiner Seele, — —

Wir wollen unser Spruchbuch zu Rate ziehen, unterbrach sie Herr Ehrentraut und nahm ein vom vielen Gebrauch abgegriffenes Buch vom Tische, das für jeden Tag des Jahres einen Bibelspruch und eine erbauliche Betrachtung enthielt. Nachdem er es eine Zeit lang durchblättert, klappte er es ruhig wieder zu, schob es zur Seite und ohne

ein Wort zu sprechen, fing er an, sich aufs neue mit seinen Handlungsbriefen zu beschäftigen.

Nun? fragte Frau Ehrentraut.

Es will nichts mehr stimmen, antwortete Herr Ehrentraut, stand auf und blies die Asche von seiner Pfeife.

So mag sie mit sich selbst zu Rat gehen, sagte Frau Ehrentraut; wir sind nicht katholisch und haben sie für kein Kloster erzogen; sie ist in der Welt und muß mit der Welt leben; auch ist sie alt und verständig genug, sich selbst zu behüten, wie sie es doch einmal thun muß, wenn wir das Zeitliche verlassen haben.

Kaum hatte sie ausgesprochen, als ihr Bruder Burghard, ein junger enthusiastischer Musiker, eintrat und rasch und diktatorisch die Entscheidung herbeiführte. Hast du schon die Einladung zu Bercht's? rief er. Du mußt auf alle Fälle annehmen. Komm, wir wollen probieren, was Du singen sollst; mein Freund Gerardus wird mich hier abholen.

Gerardus? Wer ist Gerardus? fragte Frau Ehrentraut.

Wir müssen Kaffee, Grütze und Rosinen bestellen; den Gerardus kenne ich nicht, antwortete Herr Ehrentraut.

Das Haus, das Doktor Bercht bewohnte, besaß einen für größere Gesellschaften eingerichteten Salon. An denselben stieß ein kleines schmales Zimmer, in das man durch einen Vorhang von braunrotem Seidenstoff eintrat. Hier war der Schreiner den ganzen Tag beschäftigt gewesen, die Marionettenbühne aufzuschlagen. Gerade über diesem Zimmer befand sich das in reizender und geschmackvoller Weise ausgeschmückte Boudoir der jungen Frau des Arztes. Sie selbst hatte ein Tuch um den Kopf gebunden, um das von

unten herauf dringende Hämmern und Klopfen weniger zu vernehmen. Sie schien angegriffen und die dunkle Umrahmung des Tuches trug dazu bei, ihr bleiches Gesicht nur noch bleicher erscheinen zu lassen. Auf dem Tische lagen die Gedichte von Grillparzer, Seidl, Tschabuschnigg, alles österreichische Dichter; in der Hand hielt sie die Halmsche Griseldis, welche Tragödie damals noch alle Herzen bewegte. — Liebt er mich denn? Teile ich nicht das Schicksal dieses gequälten Weibes? sprach sie seufzend vor sich hin. Da geschah gerade unter ihrem Sitze ein so heftiger Schlag, daß sie entsetzt aufsprang. Ellen, Ellen! rief sie so laut sie vermochte. Ellen trat ein; es war ihre langjährige Freundin, die auf einige Wochen zum Besuch bei ihr verweilte, um sie in ihrem Haushalte zu unterstützen. Rette mich, ich sterbe! rief Frau Bercht, brach dann in ein heftiges Weinen aus und warf sich wieder auf das Sopha.

Was hat sich denn Entsetzliches hier zugetragen? fragte Ellen.

Ich komme nicht zur Ruhe, erwiderte die junge Frau; immer hat er ein neues, das mich aufregt. Nein, er liebt mich nicht, sonst würde er mich jetzt nicht wieder mit dieser Puppenkomödie quälen, diese bunte Gesellschaft in unser Haus bringen, die nicht zu uns gehört. Ach, kann er mich noch lieben, da ich ihm nichts bin als ein krankes Wesen, das ihn langweilt mit seinen Leiden, für die er keine Hülfe weiß, und ihm mit seinen Klagen zur Last fällt? Sie sprang hastig auf und eilte ans Fenster; mit beiden Händen griff sie krampfhaft in das Fensterkreuz, um sich aufrecht zu halten, schloß die Augen und preßte die Lippen zusammen; ersichtlich suchte sie einen heftigen körperlichen

Schmerz zu bezwingen. Ellen stand bewegt, voll Teilnahme. Nach einer Weile atmete Frau Bercht tief auf, wandte sich langsam und lehnte sich an den Tisch. — Es ist vorüber, sagte sie und versuchte zu lächeln, aber ihr Gesicht schien noch bleicher als vorher. Die Köchin trat ein, um über ihre verschiedenen Einkäufe zu berichten und das von den Händlern beim Auswechseln empfangene Geld zurückzubringen. Sie wollte es ihrer Herrin in die Hand zählen, diese aber wich mit einer Miene des Abscheus und des Ekels zurück. Welche Unschicklichkeit, rief sie, mir Geld zu reichen, das warm geworden ist zwischen deinen Fingern!

Der Köchin stieg das Blut ins Gesicht: Bin ich nicht ein Mensch, wie Sie, ist meine Hand nicht grade so gut eine Menschenhand wie die Ihrige? sie eilte hinweg und warf die Thüre hinter sich zu, daß sie in den Fugen krachte.

So ist das Gesinde hier, wandte sich Frau Bercht zu ihrer Freundin, es dünkt sich uns gleich; der französische Geist weht hier herüber. Wo hätte sich daheim in unserm Österreich eine böhmische Dirne dieses Auflehnens unterstanden? Draußen hörte man die Magd weinen und die Stimme Doktor Bercht's, der sie mit lautem Lachen wegen der erlittenen Kränkung zu beruhigen schien. Die Lippen der Frau zitterten, sie warf sich auf einen Stuhl nieder: wie unglücklich ich bin! rief sie, warum mußte ich meiner Neigung folgen, mich der Täuschung hingeben, daß unsere Gegensätze nur wären wie die Gegensätze zweier elektrischer Pole, die sich suchen, um sich zu verbinden. Ach, sie haben uns nach kurzer Zeit auseinander gerissen und immer mehr entfremdet. Er geht so weit seinem demokratischen Hange nach, daß er schön thun kann mit Küchenmädchen und Ladenmamselln!

Sie rieb mit nervöser Hast ihre Hände und schlug das Auge empor, als müßte ihr von oben Hilfe kommen.

Fasse dich, sprach ihre Freundin, es wird alles gut werden; ich will mit ihm reden.

Nein, nein! erwiderte die Frau heftig. In welche Lage hat er mich gebracht! Kann ich den Anschauungen entsagen, in denen ich groß geworden bin? gehöre ich nicht den ersten und ältesten Häusern Österreichs an? Und nun sitze ich hier vereinsamt, verkümmert in diesem Krämernest, diesem Nixenheim, das nicht den Stolz der Geburt und nicht den Stolz des Geistes, sondern nur den Stolz seiner Thalerscheine und seines Schachers mit seidenen und halbseidenen Lappen kennt. Und die Weiber hier — sie mögen mich nicht — ich mag sie nicht!

Wäre nur die Vermittlung gefunden, erwiderte die Freundin, Du würdest vieles mit anderem Auge sehen.

Ich will keine Vermittlung, ich will nicht mit anderen Augen sehen! — Sie sprang auf, ging in ihrer Erregung durch die Stube hin und her, zupfte an der Tischdecke, an den Vorhängen, rückte die Stühle; dann wurde sie ruhiger. Ich muß die Dinge kommen lassen, wie sie kommen, sagte sie, ich muß sie ertragen, wie ich kann. Du bleibst ja hier, liebste Ellen, mich zu unterstützen und zu vertreten. Die Einladungen sind auf heute Abend ergangen. Ordne im Saale alles an, wie Du es in Deinem angebornen Schönheitsgefühl für gut findest, so weiß ich, daß er zufrieden sein wird und ich erhasche dann vielleicht ein paar glückliche Minuten.

Sie legte die Bücher auf ihrem Tische zusammen, wobei ihr eine kleine Karte mit der Aufschrift „Karoline Thalheim“ in die Hände fiel, welche zwischen den Bänden versteckt gelegen hatte.

Ueber meine Vergeßlichkeit! rief sie; es ist die Komödiantin, die von einem Vetter aus der Provinz an mich empfohlen worden ist; sie hat sich bei der Schauspielertruppe anwerben lassen, die hier in Nixenheim ein paar Monate spielen wird. Was soll ich mit ihr beginnen? notgedrungen muß ich ihr irgend eine Freundlichkeit erweisen und möchte lieber nie mit ihr zusammen treffen; ich bin eingenommen gegen sie, ohne sie gesehen zu haben; ich weiß keine Gründe, aber alles an dieser Empfehlung ist mir unangenehm.

Lade sie zu dem heutigen Fest, entgegnete Ellen, so hast Du genug gethan und sie wird sich Dir verpflichtet fühlen.

Was würde Bercht dazu sagen?

Dein Mann, der Dir so viele Gäste in das Haus bringt, ohne Deinen Willen und Deine Zustimmung? Sage nur, Du wärst meinem besonderen Wunsche gefolgt und ich will es ihm gegenüber verantworten.

Aber bedenke, wir sind hier nicht in Wien und nicht in Pest, sondern in dem düstern und strenggläubigen Nixenheim, dem das Theater aus der Hölle stammt.

Was geht es uns an? sprach Ellen. Diese Kreise hat Dein Mann sicher nicht zu seinen Marionetten gebeten, und wenn doch einer von ihnen erscheint, so mag er es haben.

Der Abend war gekommen. Nur die vordere Hälfte des Saales war erleuchtet, über der hinteren lag ein Halbdunkel. Der alte seidene Vorhang verdeckte den Eingang in das angrenzende Zimmer. Die Gesellschaft, Juristen, Gymnasiallehrer, Kaufleute und ein Kreis von jungen Damen saß, stand oder war in Gruppen zusammengetreten. Ellen reichte den Thee. Wollen die Herren nicht eine Tasse

nehmen? fragte sie; und doch bin ich im Zweifel, ob ich Ihnen diesen Absud der chinesischen Wunderpflanze gerade heute empfehlen darf, weil er einseitig den Verstand anregt und das kritische Urteil schärft. Was Ihnen aber hier geboten werden soll, das muß man halb und halb wie ein Kind empfangen und genießen, das sich am bunten Schein erfreut. Bitte, Herr Professor, nehmen Sie nicht Zucker zum Thee?

Verzeihen Sie, nein!

So herb? rief Ellen.

Ich lieb' ihn nicht anders.

Freilich, freilich, wenn Sie sich den Trank versüßen, werden Sie Gefahr laufen, daß der Ton Ihrer gelehrten Streitschriften darunter leidet. Sie wandte sich ab, um andere Gäste zu bedienen, hatte für jeden ein freundliches Wort, richtete an den einen Gymnasialprofessor eine kurze Frage über die neueste Entdeckung auf dem Gebiete der Elektrizität, an den anderen über Ästhetik, an den dritten über den Heliand, so daß sie bei diesen Herren bald ein lebhaftes Interesse erweckte. — Auf dem Sofa saß die Wirtin des Hauses. Von der Erregung, welche solcher Gesellschaftsabend jeder Hausfrau verursacht, waren ihre Wangen leicht gerötet und die Augen zeigten erhöhten Glanz. Über der ganzen Erscheinung lag jener Zug wirklicher Vornehmheit, der angeboren sein muß und in auffälligem Gegensatz zu der Haltung der geldstolzen Damen von Nixenheim stand. Sie hatte Felicitas zu sich auf das Sofa gezogen und unterhielt sich mit ihr in freundlicher Herablassung. Das junge Mädchen schien befangen und doch einigermaßen befriedigt, sich in diesem bunten Kreise zu wissen, der ihm zum größten Teil ganz fremd war.

Ich möchte, das Puppenspiel wäre schon vorüber, sprach

Frau Bercht; die Vorbereitungen haben mir kein Behagen gemacht und mein Vergnügen an dieſen Dingen, die nur in der Verzerrung wirken, iſt überhaupt gering, aber ich will Ihrem eigenen Urteil nicht vorgreifen.

Ich habe keines und bin leicht zufriedengeſtellt, entgegnete Felicitas; zu meiner Beſchämung will ich es geſtehen, daß ich über die trockenen Späße in der alten Hanswurſtkomödie herzlich gelacht und mich auch ſonſt oft am Unbedeutenden erfreut habe, wenn es ſich nicht als mehr geben wollte und nicht mit Anmaßung gereicht wurde. Übrigens ſoll es ja kein eigentliches Puppenſpiel ſein, was Ihr Herr Gemahl heute aufführen wird.

Ich habe ihn gewähren laſſen und weiß ſelbſt nichts davon, aber dankbar werde ich Ihnen ſein, wenn Sie nachher, wie Sie es verſprochen, einige Lieder ſingen wollen, um ſo dankbarer, als ich ſelbſt dieſe Kunſt früher geübt habe und mir es nun ein körperliches Leiden ſchon ſeit langer Zeit verwehrt.

Doktor Bercht trat ein mit Gerardus und Schönaich. Wir ſind fertig, rief er, und wenn die Geſellſchaft vollſtändig iſt, kann das Spektakel los gehen. — Ich erwarte noch die Fremde, die von meinem Vetter an mich empfohlen iſt, erwiderte ſeine Frau.

Wer iſt ſie? Du haſt mir nichts davon geſagt.

Eine Komödiantin, Mitglied der hieſigen Schauſpielertruppe, anwortete ſie in wegwerfendem Tone.

Es wird doch nicht — — rief er aus; da wurde die Thüre geöffnet und ein Diener kündigte Fräulein Thalheim an. Bercht ging der Eintretenden entgegen. Als er ſie erblickte, wich er überraſcht einen Schritt zurück, denn was er eben geahnt, ſie war es wirklich, die er auf der Straße hatte vorüber ſchreiten ſehen. Er verneigte ſich tief. Die Schauſpielerin

erkannte ihn ebenfalls und das Gesicht beider bedeckte plötzlich eine tiefe Röte. Frau Bercht bemerkte es; ihr Antlitz wurde bleicher als die weißen Vorhänge des Saales; sie zitterte und hielt sich krampfhaft an der Lehne des Sofas fest. Von der Gesellschaft war jedes Auge auf die beiden großen Gestalten gerichtet, die sich gegenüber standen, die eine in ihrer vollen männlichen Kraft, die andere von einer antiken Schönheit, in dem Alter, darin die Griechen ihre Göttinnen meißelten. Bercht faßte sich schnell; er drückte seine Freude über ihr Erscheinen aus und bat dann um die Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen, um seine Kunst in der Karrikatur ihrer eigenen zu zeigen. Burghard setzte sich an den Flügel und begann das Mendelssohnsche Volkslied zu spielen, das als Ouvertüre dienen sollte. Es trägt, wie man es sonst bei Mendelssohn nicht gewohnt ist, einen demokratischen, fast revolutionären Charakter, den Burghard mit einer ungemeinen Entschiedenheit und Kraft hervorhob. Leise näherte sich Ellen dem Tische, hinter dem Felicitas saß; sie bog sich zu ihr hinüber und fragte: Kennen Sie jenen jungen Mann, der mit Doktor Bercht hereintrat? — Im deutschen Rocke mit dem etwas bleichen Gesicht? er hat die Hand auf sein Herz gedrückt, als wenn er Herzweh hätte; es ist Gerardus, ein Freund meines Oheims, der Verfasser des kleinen Stückes, das gespielt werden soll. — Nein, nein, den meine ich nicht, den anderen, der mit ihm zugleich erschien und jetzt neben ihm steht. Ellen zeigte verstohlen nach ihm hin. Es war eine Figur etwas unter mittlerer Größe, dem Anschein nach derb gebaut, mit einem Kopfe von künstlerischem Ausdruck, der in seinen Formen die Mitte hielt zwischen Schiller und Rückert und mit beiden Ähnlichkeit hatte; sein Haar war lockig, die Stirne nicht hoch aber breit, die Nase

etwas gebogen, das Kinn ſtark. Das iſt Herr Schönaich, ſprach Felicitas, dort können Sie ihn bewundern. Der ſeidene Vorhang im Hintergrunde des Saales war zurückgezogen worden und in heller Erleuchtung zeigte ſich ein neugemalter Bühnenvorhang, der ein allgemeines Ah! des Erſtaunens hervorrief. Die Göttin der Geſchichte war dargeſtellt, ſitzend mit Tafel und Griffel, um die Thaten der Menſchheit zu verzeichnen; hinter ihr Mephiſtopheles in der Hanswurſtjacke, der ihr grinſend die Hand führte. Zu beiden Seiten ſtanden Melpomene und Thalia, welche ſich herüber beugten, um in der Tafel ihren Part zu ſtudieren. Sie ſchienen im Begriffe, ſich die tragiſche und komiſche Maske vorzubinden und zum Spiele zu rüſten; jede hatte einen Fuß auf einen Schemel geſtellt und Amoretten waren beſchäftigt, der einen den Kothurn, der andern den Soccus anzulegen. Wundervoll! rief Ellen; er hat die Arbeiten erſt vor ein paar Stunden gebracht und dem Maſchiniſten übergeben, ſo daß Niemand vorher Gelegenheit fand, ſie zu ſehen. Frau Bercht ſchien von der Bewegung, welche durch die Verſammlung ging, unberührt. Sie ſaß in der Sofaecke, den Kopf auf die Hand geſtützt, und ſah gedankenvoll vor ſich hin. Der Hanswurſt des Puppenſpiels erſchien vor dem Vorhang, verbeugte ſich nach rechts und links und begann mit ſchnarrender Stimme: Die anweſende Marionetten-Geſellſchaft wird die Ehre haben, vor der hohen Verſammlung heute Abend aufzuführen:

Eine Scene aus Fauſt.

Er verſchwand; der Vorhang ging in die Höhe; die Scene ſtellte die Küche eines großen Gaſthauſes vor mit Küchenſchränken, Geſimſen voll blinkender Meſſing-Geſchirre,

Tiſchen voll Wildbret, alles in wirkſamer und vortrefflicher Weiſe von Schönaich gemalt. Das ganze machte den Eindruck eines niederländiſchen Bildes. In der Mitte der Scene ſtand der Herd, unter dem ein kleines Feuer brannte. Der Koch erinnerte nur durch eine weiße Schürze an ſein Amt; ſonſt trug er einen blauen Miniſterrock mit reichem goldenem Beſatz, Kniehoſen, Strümpfe und einen Galanteriedegen. Er machte ſich an einem Keſſel zu thun, der über dem Feuer hing und luſtig brodelte. Eine Seitenthüre öffnete ſich. Mephiſtopheles erſchien mit Fauſt, der ihm widerwillig und zögernd folgte. Das Stück begann:

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Tritt nur herein, mein Freund.

Fauſt.

Was ſoll'n wir hier?
Dies Haus iſt mir im Innerſten zuwider!

Mephiſtopheles.

Du findeſt juſt kein anderes Quartier,
Gehſt du die ganze Straße auf und nieder.
Auch iſt es kein gewöhnlich Haus,
Staatswirtſchaft heißt es auf dem Schilde,
Und eine ganz beſondre Gilde
Treibt hier ihr Weſen, geht hier ein und aus.
Das iſt der Wirt.

Fauſt.

Griesgrämiges Geſicht!
Den Kerl ertrag ich all mein Leben nicht.

Der Wirt.

Was wollt ihr hier? Seid ungebet'ne Gäſte!
Packt euch nur wieder fort, das iſt das Beſte!

Fauſt.

Ein ſchöner Willkomm.

Mephiſtopheles.

Kennſt du mich nicht mehr?
Ich bin's.

Der Wirt.

Du biſt's? Was führt dich wieder her?
Es muß dich doch zuletzt der Teufel holen!
Kein Tag, an dem ich dich geſehn,
Ein Unglück iſt mir da geſchehn:
Die Supp' verſchüttet in die Kohlen,
Der Braten halb verbrannt und halb nicht gar,
Und kein Gericht, das zu genießen war!
Nun kommſt du wieder, und mit dir
Ein ſauberer Kumpan — was wollt ihr hier?

Mephiſtopheles.

Ein Eſſen, wie du's eben haſt.
Wir ſind ermüdet von der Reiſe,
Und lud uns auch manch frommer Mann zu Gaſt:
Wir dankten ſehr für ſeine Brocken
Und wünſchten lieber uns leibliche Speiſe.
Komm, Fauſte, daß wir uns zum Ofen hocken.

Der Wirt.

Hei, tretet nicht ſo nah herbei!

Mephiſtopheles.

Was kochſt du da für einen Brei?
Ein Waſſerſüpplein?

Der Wirt.

Was doch kümmert's dich?
's iſt unſre Zeit.

Mephiſtopheles.

Die Zeit? ja, ſicherlich!
Die arme Zeit, wie du ſie da verkochſt!
Erbärmlich Feuer, das du drunter ſtochſt!
Es läßt vielleicht ſich etwas dazu thun. —
(Er wirft einige Kräuter in den Keſſel.)
Nun ſiehe zu, — was ſagſt du nun?

Der Wirt.

Was war's? Hilf Gott, da iſt der Teufel los!
So ſprich, was warfſt du mir hinein?

Mephiſtopheles.

Vom Baume der Erkenntnis wird es bloß
Ein klein unſchuldig Blatt geweſen ſein.
Das mach dir keine Haare grau,
Ich weiß es ſelber nicht genau.

Der Wirt.

Ich bin des Todes, — ſieh, ſchon fängt
Die ganze Maſſe an zu gähren.

Mephiſtopheles.

Wenn ſich das Unterſte nach oben drängt,
Laß du es ruhig nur gewähren!
Hei, wie das luſtig quirlt und brauſt!
Da ſieh hinein — was ſiehſt du, Fauſt?

Fauſt.

Mir iſt, als ſäh ich tauſend Geiſter
Reißen und zerren
An ihren Banden!
Ach, welcher ſchnöde Hexenmeiſter
Hat ſich, ihr Armen, unterſtanden
In dieſen engen Keſſel euch zu ſperren?

Mephiſtopheles.

Ja, traun, ſie ließen lang genug
Herum ſich ſtoßen und ſich hudeln.

Der Wirt.

Euch beide treff mein ſtärkſter Fluch,
Nur immer ärger ſeh' ich's ſprudeln!

Mephiſtopheles.

Das thut das Blättlein der Erkenntnis.
Sie kriegen nachgerade recht
Von ihrem Zuſtand ein Verſtändnis.

Fauſt.

Ihr luft'gen Geiſter, o zerbrecht
Mit ſtarkem Arm die Feſſeln, die euch halten!
Frei ſei die Zeit!

Mephiſtopheles.

Damit iſt nichts gethan!
Ein Wort, ein Schall — fängſt du's nicht anders an,
Bleibt Alles ewig doch beim Alten!

Der Wirt.

Weh mir, was wird zuletzt das werden?
Wie brauſt es jetzt! — Wo ſteht mein Kopf?
Nicht lange dauert's, überläuft der Topf
Und all ſein Inhalt fließt zur Erden!

Mephiſtopheles.

Was will, das laß nur überlaufen!
Was drin ſo manches liebe Jahr
Gefeſſelt und gebunden war,
Gönn ihm die Luſt, ſich draußen zu verſchnaufen!
Du bleibſt doch immer noch der Wirt vom Haus.

Der Wirt.

Auch nicht ein Tropfen ſoll hinaus.
Ich drücke feſt den Deckel drauf!
Nun brauſ' und gähr der ganze Hauf
So viel er will!

Mephiſtopheles.

Glaubſt du's damit zu zwingen?
Es thut der Druck nicht gut; ich bitt' dich, laſſe los,
Am Ende wird mit jähem Stoß
Der Topf in tauſend Stücke ſpringen!

Fauſt.

Wie ihn die Angſt verzehrt! er ſtemmt ſich feſt
Mit beiden Armen auf den Deckel!

Mephiſtopheles.

Der Thor, daß er ſich drauf verläßt!
Er zahlt zuletzt aus ſeinem eignen Säckel
Die Zeche noch! — Nur zu! ein Teufelsſpaß!
Mir fehlte lang ſchon ſolch ein Fraß!
Ich will die Kohlen mit der Degenſpitze ſchüren,
Und wenn die drinnen erſt die rechte Glut
In ihrem Kopf und Hintern ſpüren:
Gieb Acht, was das für Wunder thut.

Fauſt.

He, holla, Wirt!

Der Wirt.

Laßt mich nur ungeſchoren!

Mephiſtopheles.

Jetzt erſt beginnt es zu rumoren!
Nur immer drauf! Wirf in das Feuer noch
Ein Scheiter Holz, — krach, ſagt' ich's doch,
Da fliegt der Topf in tauſend Scherben!

(Der Keſſel ſpringt.)

Fauſt.

Sieh hier, erſchlagen liegt der Wirt,
Er hatte ſich in ſeiner Kraft geirrt,
Der Irrtum brachte ihm Verderben.

Mephiſtopheles.

Was, biſt du tot, du armer Tropf?
Warum traf es auch juſt dich an den Kopf?
Nun ziehe ein dein Schild, die Stube bleibt dir leer
Und deine Staatswirtſchaft hat nun ein Ende.

Fauſt.

Laß dieſen liegen nur und wende,
Mephiſto, deinen Blick hierher!
O ſieh die Geiſter, die befreit
Weit über Thal und Hügel ſchweifen,
Im Fluge jede Luſt ergreifen!

Mephiſtopheles.

Ach, guter Fauſt, ſie treiben's doch nicht weit.

Fauſt.

Wie freudig ſchlagen ſie die Schwingen!
Komm, ihnen nach!

Mephiſtopheles.

Nur um zu ſehn,
Daß ſie's zu gar nichts werden bringen.
Sie fliegen fort und fort und ſinken matt
Am Ende hin und haben's herzlich ſatt!
Dann iſt es auch um ſie geſchehn.
So wie ſie ihre Flügel hängen laſſen:
Ein andrer Wirt kommt, ihnen aufzupaſſen,
Die armen Vögel, die ſo luſtig ſangen,
Mit ſeinen Netzen einzufangen,
Daß er ſie wieder brat' und ſiede!
So komme, Fauſt, — das iſt das End' vom Liede.

Die Explosion war stark genug gewesen, um die schönen Zuhörerinnen in Schrecken zu setzen; dann hatte sich die Hinterwand aufgerollt und den Einblick in eine reizvolle Gegend eröffnet, über die es wie Schatten hin und her huschte, bis der Vorhang fiel. Das Stück selbst fand nur bei einem Teil der Gesellschaft volle Zustimmung; ein großer Teil verhielt sich ablehnend und Frau Bercht sprach offen ihre Mißbilligung aus. War es nicht die Absicht, rief sie, an diesen Abenden alle Fragen, von denen unsere Zeit durchwühlt wird, draußen zu lassen, und nun sollen wir doch auf einmal wieder mitten in die politische Kontroverse geführt werden?

Gerardus entschuldigte sich damit, daß er eben nichts passenderes zur Hand gehabt habe; sonst aber halte er es doch für eine denkbare, aber auch dankbare Aufgabe, in größerer Ausdehnung einen politischen Faust zu schreiben, der sich freilich nicht in einer allegorischen, sondern in der wirklichen Welt und unter Menschen von Fleisch und Blut in allen ihren Lebenslagen und Verhältnissen bewegen müsse, von den bestrnten Hofkreisen herab bis in die Werkstätten der Handwerker und die Lehm- und Strohhütten der kleinen Mietsbauern. Es werde ergötzlich sein, zu beobachten, wie der unfehlbare Staatsmann die Welt anschaue durch die Brille, die ihm Mephistopheles auf die Nase stülpe.

So lassen Sie bei Ihren Staatsmännern nicht die Thorheit zu, sich falsche Gläser aufsetzen zu lassen, und machen Sie Ihre Gastwirte klüger und energischer, damit sie solchen Gesellen den Zutritt verwehren, wie sie in Ihrer kleinen Scene zum Verderben hereingedrungen sind. Der Himmel möge uns beschützen, wenn die Geister, welche Sie beklagen, wirklich die Fesseln sprengen: es wird nicht so harmlos hergehen, wie Sie es darstellen, denn dieses Gesindel, das man Volk zu

nennen liebt, sucht alles, was über ihm steht, in seine gleichförmige Gemeinheit herabzuzerren.

Nun kommen wieder ihre aristokratischen Schrullen, rief Doktor Bercht, aber man darf nicht darauf achten.

Wir verstehen uns nicht mehr, sprach leise Frau Bercht, und der Weg, auf dem wir neben einander schreiten können, wird immer schmaler.

Ich stelle mich auf Seiten Ihrer Frau Gemahlin, nahm die Schauspielerin das Wort. Weh uns armen Künstlern, wenn der große Haufe auf der letzten Gallerie einmal in die Lage käme, die Logen und Sperrsitze zu füllen. Die Kunst bedarf verständnisvoller Gönner, auf deren Urteil sie bauen kann und deren Beifall für sie von wirklichem Werte ist. Aber ich denke, wir verweilen uns nicht bei dem, was uns entzweit, sondern bei der trefflichen Darstellung, die uns alle erfreute. Unser Wirt hat die Marionetten mit einer Geschicklichkeit regiert, als wäre es sein Gewerbe, und die verschiedenen Personen mit einer Meisterschaft charakterisiert, daß unsre Schauspieler daran lernen könnten; ich würde glücklich sein, für die Auffassung und Wiedergabe einiger meiner Rollen seinen Rat und seine Unterweisung zu erlangen.

Doktor Bercht war augenscheinlich auf das angenehmste berührt; er verneigte sich, drückte seinen Dank aus und bat, über ihn zu gebieten, wo er nur irgend ihrer Kunst förderlich und nützlich sein könne. Frau Bercht warf einen Blick voll Haß auf die Schauspielerin; sie schien sich erheben und sprechen zu wollen, sank aber in die Kissen des Sofas zurück und preßte ihr Battisttuch fest auf den Busen, der heftig auf und nieder wogte. Ellen aber rief: Haben wir das Spiel bewundert, dann nicht minder die ganze Ausstattung der Bühne, den Vorhang und die Dekorationen. Ich bin

in einer Künſtlerſtadt geboren und aufgewachſen: was ich hier geſehen, iſt unſrer größten Meiſter würdig!

Alles ſtimmte ihr zu. Das Geſicht Schönaichs wurde von glühendem Rot übergoſſen; er näherte ſich ſchüchtern, verlegen. Ellen aber trat ſchnell auf ihn zu, reichte ihm die Hand und bat ihn, heute Abend ihr Tiſchnachbar zu werden, damit ſie ſich mit ihm über ſeine Kunſt unterhalten könne, an der ſie ein größeres Intereſſe nehme, als an jeder anderen. Sie legte ihren Arm in den ſeinigen und ſchien unwillig, als Burghard ſich an den Flügel ſetzte und anfing zu präludieren. Wir gehen in der Muſik unter, ſprach ſie zu Schönaich, ſie erſtickt jedes Geſpräch, jeden Gedanken. Felicitas erhob ſich. Singen Sie mir zum Troſt, flüſterte ihr Frau Bercht zu, was einem gequälten Menſchenherzen Ruhe giebt. — Das junge Mädchen ſchlug ihr Notenheft auf, legte es Burghard hin und ſang das Nachtlied von Goethe, das der Sehnſucht nach dem Frieden, der vom Himmel ſtammt, ſolchen ergreifenden Ausdruck giebt und von Schubert ebenſo ergreifend in die Sprache der Töne übertragen worden iſt. Sie war anfänglich etwas befangen und vielleicht erklang ihre Stimme darum um ſo innerlicher; der ſchalkhafte Zug, der ſonſt auf ihrem Geſichte lag, war einem tiefen Ernſte gewichen. Gerardus, unzufrieden mit ſich ſelbſt, hatte ſich in eine Fenſterniſche, in den tiefen Schatten des Vorhanges geſtellt. Da er kurzſichtig war, zog er ſeine Brille hervor, putzte die Gläſer mit ſeinem buntſeidenen Taſchentuch und hielt ſie vor die Augen, um ſie auf ihre Klarheit zu prüfen. Sein Blick fiel auf Felicitas und wandte ſich nicht mehr von ihr ab, ſo lange ſie ſang. Es lag etwas in der Art ihres Vortrages, in der Klangfarbe ihrer Stimme, das ihn tief berührte; vielleicht nicht tiefer als jeden anderen, denn

als das Lied geendet war, saß die ganze Gesellschaft stumm und keiner wagte durch einen vorzeitigen Beifall den Eindruck zu trüben. Da meldete ein Diener, daß der Tisch angerichtet sei. Das ist sehr gut! ertönte es aus dem Munde des wohlbeleibten Gymnasialprofessors Clausthal, von dem es bekannt war, daß er die Kochkunst über alle andern Künste setzte. Der Bann war gebrochen, jeder lachte und erhob sich, um nun selbst statt der passiven Rolle eine aktive zu übernehmen.

Die Arbeiter der Wernerschen Fabrik hatten es versucht, nach dem in England gegebenen Beispiel, auf die Herabsetzung des Lohnes mit einer Einstellung der Arbeit zu antworten. Der Versuch war mißglückt, da es an der Organisation sowohl wie an den genügenden Geldmitteln fehlte, um den Kampf aufzunehmen und durchzuführen; zudem war in vielen Arbeiter-Familien, neben dem alten Gefühl der Abhängigkeit, auch noch ein solcher Rest des alten Gefühls der Anhänglichkeit vorhanden, daß er genügte, mit seiner Kraft der Trägheit den Arm zu lähmen, ehe er sich zum Schlage erheben konnte. Diejenigen Arbeiter, welche voran gegangen waren, ohne Nachfolger zu finden, hatten sich dabei, neben der Verletzung der Verträge, auch einer Menge von Übertretungen polizeilicher Vorschriften schuldig gemacht und dadurch willkommenen Anlaß gegeben, die ganze Strenge des Gesetzes gegen sie anzuwenden. Um der Verhaftung und der Strafe zu entgehen, waren viele Arbeiter entflohen, trieben sich in den Büschen umher und erbettelten oder erzwangen ihren Unterhalt von den Insassen der kleinen Bauernhöfe. Die Bewegung hatte nur dazu gedient, die

ganze Ohnmacht der arbeitenden Bevölkerung zu offenbaren; eine Verschlimmerung ihrer Lage war die nächste Folge, indem die Lohnherabsetzung eine allgemeine wurde. Aber so gesichert auch die Machtfülle der herrschenden Klasse erschien, die Einsichtigen konnten sich einer Besorgnis über die kommenden Dinge nicht erwehren; dies war auch namentlich der Fall bei Herrn und Frau Ehrentraut, welche die wachsende Not der geringen Leute täglich vor Augen hatten und damit ein christliches Mitleiden empfanden. Herr Ehrentraut stand nachdenklich in seiner Thüre und hatte Acht auf ein paar Küfer, die ein großes Faß in seinen Keller rollten. Zuweilen wandte er seinen Blick nach der Straße, ob er keinen seiner Bekannten entdecke. Nach einer Weile bemerkte er seinen Schwager, den jungen Burghard, und Gerardus, die er herbeiwinkte. Burghard bat seinen Freund, einige Augenblicke zu verweilen, da er die Gelegenheit benutzen wolle, um aus dem Notenschatz von Felicitas ein paar Hefte herauszusuchen, deren er zum Unterricht bedürfe. Er schritt schnell in das Haus und ließ Gerardus allein mit Herrn Ehrentraut, der ihn wie einen alten Bekannten begrüßt hatte und ein Gespräch über die Not der Zeit und die schlimme Aussicht in die Zukunft mit ihm begann. Gerardus machte die Miene eines aufmerksamen Zuhörers, war aber so zerstreut und von solcher Unruhe ergriffen, von der er sich keine Erklärung zu geben wußte, daß er nichts von dem vernahm, was Herr Ehrentraut mit sorgenbeschwertem Gemüt zu ihm sprach. Nach kurzer Zeit sah er Felicitas mit ihrer Mutter die Treppe hinunter steigen. Als das Fräulein ihn erblickte, eilte es mit einem natürlichen Ausdruck der Freude auf ihn zu, reichte ihm die Hand zum Gruß und bat ihn, in die Stube

zu treten, da Burghard, wenn er oben über ihren Noten sitze, nie so schnell fertig werde. Gerardus folgte willig. Die Mutter schüttelte den Kopf und sprach zu Herrn Ehrentraut: es ist nicht schicklich, aber mit allem Rügen und Ermahnen machen wir sie nicht anders. Die Stube hatte zwei Fenster, eines nach der Straße, eines nach einer breiten Seitengasse, die zu den Hinterhäusern führte. Aus dieser Gasse drang ein mörderliches Geschrei. Als Felicitas das Fenster öffnete, sah sie eine Nachbarsfrau ihr Töchterchen, ein Mädchen von sieben Jahren, mit Stößen und Püffen vor sich hertreiben. Die Frau entschuldigte sich: sie hätte das faule Ding an das Spulrad gesetzt, aber es triebe sich lieber auf der Straße umher und wolle ihr nun gar weiß machen, daß es sich beim Treten des Spulrades den Fuß verstaucht habe. Damit ging die Frau. Felicitas lachte und rief: das ist just wie im Märchen von der faulen Spinnerin, aber ich fürchte, daß es der kleinen Dirne nicht so wohl werden wird und sie lange auf den Königssohn warten kann, der sie erlöst.

Ein Märchen von der faulen Spinnerin? fragte Gerardus.

Ei freilich, kennen Sie es nicht?

Gerardus gestand seine Unwissenheit.

Das ist seltsam; hat Ihnen die Mutter, die Magd oder die Waschfrau nie Märchen erzählt?

Ich bin nicht so erzogen, sprach Gerardus.

Es giebt ihrer für alle Stimmungen, lustige und traurige, Schäferspiele und Schelmenstücke. Vielleicht wäre es besser gewesen, Sie hätten an jenem Abend bei Doktor Bercht irgend etwas derartiges zum Lachen oder zum Weinen vorgeführt, als ein politisches Fragment, von dem voraus-

zuſetzen war, daß es hier oder dort Anſtoß geben mußte. Verzeihen Sie, rief ſie erſchrocken, daß ich mich in ſolcher Weiſe über Dinge ausſpreche, die ich nicht verſtehe. Lachen Sie über mich, nur ſeien Sie mir nicht böſe.

Daß Du dich immer mußt gehen laſſen, ſprach Frau Ehrentraut, es wird Dir noch einmal große Ungelegenheiten bereiten.

Reden bringt Ehre, Reden bringt auch Schande und den Menſchen fällt ſeine eigene Zunge, bemerkte Herr Ehrentraut, indem er eine Taſſe unter den Krahnen der zinnernen Kaffeekanne ſchob, die ſtets für die Kunden auf dem Tiſche ſtand, und ſie langſam voll laufen ließ.

Verehrtes Fräulein, erwiderte Gerardus, Sie haben vollſtändig recht, aber die Reue kann das Geſchehene nicht ändern. Glauben Sie, daß Ihr Märchen einen Stoff geben könne, um das einmal Begonnene fortzuſetzen, ſo will ich meine Kunſt daran verſuchen. Wie heißt das Märchen von der faulen Spinnerin?

Ach, ich fürchte, das iſt zu dumm, rief Felicitas.

Oder ein anderes?

Mit jedem anderen wäre es gerade ſo, wie ſollte ich es Ihnen erzählen, wann und wo?

Das iſt ſehr einfach, ertönte die Stimme Burghards, der über den letzten Worten hereingetreten war; ich bringe ihn heute Abend mit, Du erzählſt, was Dir einfällt, und dann muſizieren wir zuſammen.

Wie dürfte ich? rief Gerardus.

Wenn Sie Vergnügen daran finden, antwortete Herr Ehrentraut, ſchlug langſam das Spruchbuch zu, darin er geblättert hatte, und legte es auf den Tiſch. Wie der Herr will, murmelte er leiſe, indem er nach ſeiner Kaffeetaſſe griff.

Frau Bercht saß auf dem Sofa in ihrem Zimmer, das von der Morgensonne hell und freundlich erleuchtet war; ihre Freundin Ellen, den Staubbesen in der Hand, machte sich säubernd und ordnend in jeder Ecke zu schaffen. Sie trug einen Morgen-Überwurf von blauer Seide, der von einem breiten goldgestickten Streifen eingefaßt war, und von einer um den Leib geschlungenen schweren blauseidenen Kordel mit großen Quasten zusammen gehalten wurde; die Füße staken in türkischen Pantöffelchen und um den Kopf hatte sie ein rotseidenes Tuch mit langen Fransen geschlungen, unter dem ihr lockiges braunes und volles Haar an den Seiten und im Nacken hervorquoll. Das ganze Kostüm deutete auf einen Hang zum phantastischen. Ihre Lippen waren fein geformt; das Kinn, von schöner Rundung, zeigte in der Mitte ein kleines Grübchen, von dem man sagt, daß es auf Sinnlichkeit deute; die Stirne war für den antiken Begriff von weiblicher Schönheit vielleicht etwas zu hoch; eine seitliche Anschwellung über den Augen ließ nach der Schädellehre auf Kunstsinn und Idealität schließen. Auffallend und von ungewöhnlicher Größe waren Nase und Augen, aber die Bildung erschien nicht edel. Die Augen, von starker Wölbung, erinnerten an die Kuhaugen der Juno; etwas von dem widerspruchsvollen in dem Charakter dieser Göttin, die sich zu gleicher Zeit wohlwollend und verderbenbringend erzeigte, hätte der Physiognomiker vielleicht auch aus dem unharmonischen in den Gesichtszügen von Fräulein Ellen herausgelesen.

Ein Gärtner brachte einen kleinen Blumenständer mit ein paar Töpfen herrlicher Blatt- und Blumenpflanzen. Wie hast Du nur die ganze Zeit hier zubringen können,

wandte sie sich an ihre Freundin, ohne ein Stück lebendiger Natur um Dich und ohne irgend einen künstlerischen Schmuck an deinen Wänden? sollte ich den ganzen Tag nichts vor Augen haben als die öde Pracht dieser Goldtapeten, ich stürbe. — Nachdem sie den Blumenständer in die Fensternische gestellt und die Töpfe zierlich eingeordnet hatte, erwiderte Frau Bercht: Du hast recht; ich meine schon, die Brust würde mir freier, wenn ich sehe, wie das Sonnenlicht von den großen Blättern zurückgeworfen wird, oder durch sie hindurch scheint und das feinste Geäder sichtbar macht. Ändere hier alles, wie Du es für schön findest und ich will Dir dafür danken.

Da müssen wir den Rat des Herrn Schönaich erbitten und uns von seinem feinen Sinn für die Harmonie der Farben leiten lassen. Die Natur liebt es zuweilen, das unverträglichste hart neben einander zu stellen und immer ist sie von großer Wirkung. Wir können es ihr in unsern engen und geschlossenen Räumen nicht nachmachen; sollen wir uns darin heimisch fühlen, so muß das eine zum andern stimmen.

Ich habe wohl den Sinn dafür, rief die Doktorin, aber mir fehlt das Geschick in der Ausführung. Bleibe hier, ich bitte Dich, lange, lange und werde mein Lehrmeister. Gäb' es nur etwas hier, das Dich noch mehr fesseln könnte, als mein Wunsch.

Ellen lachte. Da ist ja euer Herr Schönaich! ich habe mich nur kurze Zeit mit ihm unterhalten, aber lange genug, um ihn interessant zu finden, in dem Maße sogar, daß er mir heute Nacht im Traume erschienen ist.

Wolltest Du seine Frau eifersüchtig machen?

Wie, er ist verheiratet? — Sie wandte sich hastig

um und fuhr mit einem seidenen Tuche hin und her über den Schrank, den sie schon vorhin auf das sorgfältigste von allem Staub gereinigt hatte. Es kann nicht sein! rief sie mit abgewandtem Antlitz, es ist nicht möglich! Dann lachte sie laut: als wenn ich ein Kind wäre! Du hättest ihn doch nicht ohne seine Frau einladen können.

Sie wird niemals gebeten.

Warum?

Mein Mann sagt es so; da kommt er und mag Dir selbst Aufklärung geben.

Doktor Bercht trat ein. Nachdem er die Frage Ellens vernommen, teilte er ihr kurz die ungünstige Lage von Schönaich mit, die es ihm nicht möglich mache, für seine Frau kostspielige Gesellschaftsanzüge zu beschaffen, daß aber auch der Bildungsstand der Frau zu tief unter dem ihres Mannes stehe, um nicht jede Einladung von selbst zu verbieten.

Unbegreiflich! rief Ellen, war sie sein Modell? hat sie ihn durch ihre Schönheit berauscht?

Bercht lachte laut. Schönaich weiß gar nicht, was ein Modell ist.

Er ist doch ein Maler?

Nicht das, was Ihr in Wien oder München darunter versteht.

Aber seine Frau?

Sie ist dreizehn Jahre älter als er, mager, knochig, unschön.

Und er, bei seinem Talent und seinem ausgesprochenen Schönheitsgefühl?

Die Wirkung seiner Dekorationen hat mich selbst überrascht, entgegnete Doktor Bercht; weiter kenne ich nichts

von ihm, aber Gerardus, sein genauer Freund, spricht von seinen Arbeiten mit Begeisterung; es fehle ihm nur die Ausbildung auf der Akademie oder in der Schule eines bedeutenden Meisters.

Und ist dafür nicht Rat zu schaffen?

Vielleicht, wenn sein Charakter umzuformen wäre.

Welches Geheimnis!

Gar keines; der Kerl ist ein moralischer Esel. Es ist möglich, daß ein Raphael oder Correggio in ihm steckt; aber er geht hier zu Grunde und es ist ihm nicht zu helfen. Er hätte es machen müssen wie Shakespeare, als sich dieser ganz in derselben Lage befand, Weib und Kind im Stiche lassen und davon laufen!

Würdest Du es können? fragte Frau Bercht.

Wenn es eine Selbst-Errettung gölte.

Frau Bercht antwortete nicht; sie schien einen heftigen Schmerz zu erleiden und preßte die Hand fest auf die Brust. Ellen sah den Doktor fragend an. Da ist nichts zu thun, sprach er, es sind plötzliche Nerven-Reizungen, gegen die wir ohnmächtig sind; ich habe ihr Morphium verschrieben, das wenigstens eine Linderung ausübt, aber sie ist zu eigensinnig, es zu nehmen.

Es geht schon besser, sagte Frau Bercht und wandte sich an ihren Mann mit einem erzwungenen Lächeln: Du magst Dich selbst erretten, ich will Dir kein Hindernis sein.

Welche Thorheit! rief er unmutig. Ein Brief an ihn aus Paris wurde abgegeben, den er neugierig öffnete, und, nachdem er die Unterschrift gesehen, aufmerksam durchlas. Nun, das fehlt uns hier noch, sprach er; da will Rösner, mein alter Universitätsbruder, unsern Arbeitern zu Hülfe kommen und hier, in Nixenheim, eine kommunistische Zeitschrift

gründen. Ich ſeh es voraus, dieſer vertrackte Kommunismus verdirbt uns den Brei und macht, wenn es darauf ankommt, jeden, der noch ein paar Thalerſcheine zu verlieren hat, zu einem lammfrommen Unterthanen der königlichen Majeſtät. Übrigens freue ich mich, den alten Burſchen wieder begrüßen zu können; er wird dem Staatsanwalt zu thun geben.

Unſer Haus aber wird dem Kommuniſten ebenſo wenig geöffnet ſein, wie zum zweiten Male der Komödiantin, ſprach Frau Bercht.

Zum Teufel, rief der Doktor, wenn ich nicht wüßte, daß Du krank und darum unzurechnungsfähig wärſt — — Der Kutſcher trat ein und meldete, daß der Wagen angeſpannt ſei.

Wohin willſt Du?

Zur Komödiantin! Sie leidet an Migräne und wünſcht meine Hülfe. Doktor Bercht eilte hinweg; ſeine Frau erhob ſich und ſchien ihm nacheilen zu wollen. Ellen ſah, wie ihre Schritte ſchwankten, die Lippen ſich blau färbten und große Schweißtropfen auf ihre Stirne traten; ſie ſprang hinzu, eben zeitig genug, um die ohnmächtig gewordene in ihren Armen aufzufangen und ſanft auf einen Seſſel niederzulaſſen.

Die Anerkennung, welche Schönaich im Hauſe des Doktor Bercht gefunden, vor allem die Bewunderung, welche Ellen in ihrer enthuſiaſtiſchen Weiſe gegen ihn ausgeſprochen, hatten ſeine Seele bis ins tiefſte aufgeregt. Es war wie eine Offenbarung über ihn gekommen, daß er zum Künſtler berufen ſei; er wiederholte ſich hundertmal jede Äußerung, jede Hindeutung, jedes Wort, jede Silbe, und als er nun in ſeiner dunſtigen Stube ſaß, die Muſter-

stücke vor sich, welche ihm und den Seinen das tägliche Brod verschaffen mußten, als er sich des furchtbaren Abstandes bewußt wurde, der seine Traumwelt von der wirklichen trennte und zu der Überzeugung gelangte, daß für ihn kein Entrinnen sei, daß er in dieser Tretmühle des Handwerks elend zu Grunde gehen müsse: fühlte er sich von solcher namenlosen Angst und solcher Verzweiflung erfaßt, daß er entsetzt aufsprang und hinaus stürzte. Frau Schönaich saß im Hausgange auf einer niedrigen hölzernen Bank, mit häuslicher Arbeit beschäftigt; ihr dünnes und trockenes Haar hatte sie in einen Knoten zusammengebunden und mit einem alten Kamme festgesteckt. Als sie ihren Mann vorüberstürzen sah, rief sie ihm erschrocken zu: Wolfgang, Wolfgang, wohin willst Du? Schönaich hörte nicht darauf. — Gott der Herr weiß, wie das enden wird, seufzte sie, wir kommen immer tiefer in das Elend.

Mit gesenktem Kopf, den Hut in die Augen gedrückt, stürmte Schönaich durch die Straßen, als würde er von einem bösen Geiste mit der Geißel getrieben. Er gelangte in das Freie und ohne zu rasten, lief er durch Feld und Wald den Berg hinan. Vor seinen Augen tanzte es wie schwarze Vögel, was ihn noch mehr beängstigte. Es war die bekannte Erscheinung der mouches volantes, hervorgerufen dadurch, daß kleine Unreinigkeiten in den Glaskörper des Auges eindringen. Dieses ungefährliche und weit verbreitete Übel hatte ihn, bei seiner reizbaren Natur, schon seit langer Zeit mit großer Sorge und Unruhe erfüllt. Bei seiner jetzigen Erregung wuchsen die kleinen schwarzen Punkte und Fäden, welche das Auge zu sehen glaubt, ins Ungeheuerliche, huschten mit rasender Schnelligkeit vorüber, um eben so schnell wiederzukehren. Als Schönaich auf dem

Gipfel des Berges angelangt war, sank er erschöpft nieder. Er war über und über in Schweiß gebadet, sein Herz hämmerte, die Pulse jagten. Um sich abzukühlen, warf er den Hut zur Erde und riß Weste und Hemd auf. Da es kurz vorher geregnet hatte, so war der Boden noch feucht; ein scharfer Windzug erhob sich, der ihm anfänglich willkommene Kühlung brachte; dann aber fühlte er plötzlich einen heftigen Stich in der Brust, hustete und begann zu frösteln. Er sprang auf, bedeckte seinen Kopf wieder mit dem Hute, knöpfte den Rock zu und schlug den Kragen in die Höhe. So lehnte er sich an einen Baumstamm und sah in das Thal von Nixenheim hinunter, das in seiner ganzen idyllischen Schönheit vor ihm lag. Der kleine Fluß, der sich durch die grünen Wiesen schlängelte, glitzerte und funkelte im Sonnenlicht wie klares Silber. Auf der gegenüber liegenden Anhöhe drehte eine Windmühle lustig ihre Flügel. Die Berge zu beiden Seiten des Flusses, mit bewaldeten Kuppen und Abhängen von Gärten und Fruchtfeldern, bildeten eine lange Kette voll der schönsten Linien und Überschneidungen, die sich in der Ferne im Duft verlor. Das Glockengeläute, das der Wind herübertrug, hatte in früheren Jahren in der Seele Schönaichs stets den frommen Glauben seiner Kindheit neu erweckt, sie in ihren Schmerzen beruhigt und war voll Versöhnung in ihr ausgeklungen. Als er dieser Zeiten jetzt gedachte, lachte er ingrimmig auf. Sein Frösteln wollte nicht weichen; er zog den Kopf tief in den Kragen zurück, steckte beide Hände in die Hosentaschen und lief auf und ab, als er plötzlich auf seinen Freund Gerardus stieß, den eine geschäftliche Angelegenheit in die Nähe geführt hatte und der nun auf diesem Seitenwege nach Nixenheim zurückschritt. Gerardus

erſchrak, als er ihn in ſeiner Verſtörung erblickte. Um's Himmelswillen, rief er, was iſt geſchehen, was führt Dich hierher?

Weil mir die Ketten, die ich trage, zu ſehr in das Fleiſch ſchnitten, weil mir die Schlinge um meinen Hals zu feſt zugezogen wurde — und doch iſt nirgends ein Entkommen für mich! Geſtehe ſelbſt, ob es ein elenderes Daſein giebt als das meine?

Gerardus konnte und mochte nicht widerſprechen; er ſchwieg.

Iſt nicht das moderne Helotentum, fuhr Schönaich fort, darin ich geboren wurde, grauſamer geknechtet als das alte? Es giebt keine Befreiung, bis nicht ein Sturm das ganze, auf Unnatur, Gewalt, Liſt, Betrug, auf die Verachtung aller menſchlichen Rechte gegründete Gebäude unſerer Geſellſchaft über den Haufen wirft, — oder für mich, bis der Tod wie ein Erlöſer herankommt und meine Bande löſt: es geſchieht vielleicht eher als Du glaubſt.

Schönaich zog den Rock feſter zuſammen und den Kragen höher; er fröſtelte noch immer, obgleich die Sonne warm hernieder ſchien.

Welch' ſelbſtquäleriſche Gedanken, rief Gerardus, mit Deinem mächtigen Knochenbau trägſt Du die Bedingungen des höchſten Alters in Dir.

Um die langen Jahre wie ein Hund zu leben und ſchließlich wie ein Hund zu ſterben! unterbrach ihn Schönaich, — ich halte es nicht länger aus! — Er ſtemmte den Ellenbogen gegen einen Baumſtamm, ſtützte den Kopf mit ſeiner Hand, wobei ſein Hut zur Erde fiel, was er gar nicht beachtete, und ſtarrte in die Ferne. — Gerardus hob den Hut auf. Was iſt denn gerade jetzt entſetzliches gekommen,

das Dich in dieſe verzweiflungsvolle Stimmung bringt? rief er — kann ich raten, kann ich helfen?

Was fragſt Du? antwortete Schönaich. Ich bin wie ein Fiſch, den man auf den Sand geworfen hat und dem man zuruft: nun ſchwimm!

Iſt es nicht immer ſo geweſen? iſt nicht unſer Los dasſelbe? lebe ich nicht ſelbſt in einem Berufe, der meinem innern Weſen fremd iſt, und müſſen wir es nicht tragen wie wir können?

Nein, erwiderte Schönaich bitter, Du konſtruierſt Dir mit Deinem Sinn für Mathematik die Lage wiſſenſchaftlich zurecht und nimmſt Intereſſe an Dingen, die mich töten würden. Ich habe es auch verſucht, aber vergeblich. Vielleicht hätte ich mich noch länger geduldig dahin geſchleppt, aber ſeit — — Er ſtockte.

Seit? fragte Gerardus.

Das Geſicht Schönaichs wurde plötzlich von einer tiefen Röte bedeckt. Wohl, ich will mich ausſprechen, fuhr er fort, ſeit meiner Begegnung mit Fräulein Ellen im Berchtſchen Hauſe. Es war wie ein Traum großen Glückes an jenem Abend und ich bin ſchrecklich daraus erwacht. Die unſeligſten aller Proletarier, das ſind nicht die Arbeiter, die den höchſten Genuß in der Branntweinflaſche ſuchen, das ſind wir, denen ein Gott den Drang nach dem Idealen in die Bruſt gelegt und die von der erbärmlichen Alltagsnot des Lebens grauſam in den gemeinen Kot gedrückt werden! Nein, ich ertrage es nicht! ich habe nie das herabwürdigende meiner Abhängigkeit von dem Wernerſchen Hauſe ſo empfunden wie jetzt unter dem jungen Werner. Ich weiß, daß er den letzten großen Aufſchwung ſeines Geſchäftes allein mir verdankt, und er wirft mir dafür ſeine elenden Kupferpfennige hin, zu

viel zum sterben, zu wenig zum leben, als übte er an mir eine Handlung unverdienter Großmut. Er ist der Typus der ganzen Gattung, von einer brutalen Borniertheit, mit der aber, wie Du es vielfach bei solchen beschränkten Köpfen findest, eine gewisse tierische Schlauheit verbunden ist, zusammen zu scharren und fest zu halten. Und wenn ich nun die Muster nicht so schnell fertig bringe, wie er es zuweilen wünscht, denn auch diese ganz untergeordnete Arbeit erfordert Überlegung und eine glückliche Stunde: — es dann geduldig anhören zu müssen, wie er mich höhnt, ob ich meinen Geist wieder in die Wolken gesandt hätte, statt praktisch zu arbeiten; es anhören zu müssen von ihm, der nicht ahnt und nicht versteht, was in meiner Seele vorgeht. Was hilft euer ganzer Freiheitslärm, was helfen Staatsverfassungen, Schwurgerichte und all die schönen Dinge, wovon die großwortigen Redner in der badischen Kammer den Mund voll haben? Die Gesellschaft muß umgestürzt werden! Ich weiß nicht, warum Werner Sohn und Neffe ein größeres Anrecht an Austern und Champagner haben sollen als ich, von dessen Blut sie wie ein Vampyr zehren.

Schönaich schritt in großer Erregung auf und nieder.

Bist du denn der Sklave dieses Hauses? rief Gerardus, hätten Dir nicht bei Deinem Talent schon längst eine Menge anderer Stellen offen gestanden mit größerem Einkommen?

Vielleicht, erwiderte Schönaich, vielleicht auch nicht; ich fühle wohl, wo es mir fehlt: ich bin zu träumerisch, von Stimmungen abhängig, ohne Thatkraft; ich könnte es nicht über mich gewinnen, die Existenz von Weib und Kind aufs Spiel zu setzen und bin deshalb immer wieder in das alte Joch zurückgekehrt. Da hast Du mein Unglück. Stände ich allein in der Welt, — — aber es ist geschehen, weil

es geschehen mußte: die Hochzeitsschüsseln dienten zum Leichenschmause. Was kommen würde, wußte ich im voraus — es war nicht zu ändern.

Armer Freund! rief Gerardus.

Ihr habt mich nie begriffen, fuhr Schönaich fort, ich weiß es. Ich habe meine Verlobung jahrelang verheimlicht, weil ich überzeugt war, daß ihr mit Gewalt suchen würdet mich loszureißen.

Deine Frau ist zehn Jahre älter als Du, sagte Gerardus.

Mehr noch, dreizehn, erwiderte Schönaich. Es kommt Dir wie ein Rätsel vor und doch ist es keines. Ich bin mit ihr verwandt und seit den Tagen meiner Kindheit in dem Hause ihrer Eltern aus- und eingegangen. Als mein Bewußtsein erst anfing aufzudämmern, war sie schon ein erwachsenes Mädchen; sie hatte mich gern, zog mich an sich heran und spielte mit mir: so entstand in mir eine kindliche Neigung, die immer tiefer wurde und sich mit den Jahren in eine geschwisterliche verwandelte. Schon früh äußerte sich bei mir das Geschick, was ich gesehen oder gelesen, in Gestalten auf das Papier zu werfen. Ich brachte ihr meine Zeichnungen und Malereien und fand dafür stets bei ihr ein freundliches Lob, wodurch sie mich nur um so mehr an sich fesselte. Sonntags gingen unsere beiden Familien in der Regel vereinigt nach einem kleinen Gut außerhalb der Stadt, das ihnen gemeinschaftlich gehörte, um dort Kaffee zu trinken; — ich weiß nicht, ob Du es kennst, es ist auf allen Seiten von Wald umgeben. Während die übrigen in der Stube oder in der Gartenlaube sitzen blieben, um sich über christliche Gegenstände zu unterhalten, zogen wir zwei es vor, den Wald mit seinen einsamen Wegen und Schluchten voll raschelnden dürren Laubes aufzusuchen

Von niemandem gestört machte ich sie hier stets zur Vertrauten meiner innersten Gedanken, meiner Pläne, meiner Hoffnungen und künstlerischen Träume. So geschah es auch eines Tages, als wir wieder im Walde neben einander hergingen. Ich war ein fünfzehnjähriger Junge und in der Entwicklung meinem Alter voraus. Eine Sammlung von Kupferstichen nach Bildern alter italienischer Meister, die ich am Morgen gesehen, hatte meine Phantasie und meinen eigenen künstlerischen Schaffensdrang auf das lebhafteste entzündet. Ich sprach davon in erregter Weise und sie nahm, wie es mir schien, einen wärmeren Anteil als sonst. Im Gehen strauchelte sie über eine Baumwurzel; ich fing sie in meinen Armen auf und küßte sie auf den Mund. Sie errötete, aber duldete es, vielleicht in dem Gedanken, daß es nur ein brüderlicher Kuß sei. — Unser Gespräch war dadurch unterbrochen worden; wir ließen uns in das Moos nieder; ich ergriff ihre Hand, die sie mir erst zu entziehen suchte, aber ich hielt sie fest und so saßen wir eine lange Zeit stumm neben einander, wie im Schlummer befangen. Es begann zu dunkeln und wir mußten wieder aufbrechen. Auf dem Rückwege schien sie sich von mir fern halten zu wollen, aber ich zog sie mit Gewalt zu mir und legte ihren Arm in den meinigen. Es dauerte nicht lange, daß wir auch im Hause die Einsamkeit suchten und uns gegenseitig die Rechte zweier Liebenden gaben, ohne daß wir uns je unsere Liebe gestanden, ja ohne daß wir wirklich Liebe empfunden hätten. Ich machte meine Lehrjahre durch und kam in meine jetzige Stellung. Während dieser Zeit war der Wohlstand ihres Vaters durch geschäftliche Verluste und andere Unglücksfälle nach und nach zerrüttet worden. An einem heißen Sommerabend trat ich noch spät in ihr Haus

und ihr Zimmer. Es war leer. Ich setzte mich auf das Sofa, ihre Ankunft zu erwarten. Plötzlich stürzte sie herein, in größter Aufregung, weinend, schluchzend: es drohten neue große Verluste, welche eine Katastrophe unausbleiblich machen mußten. Ich war aufgesprungen, ihr entgegen; ich küßte sie und suchte sie zu trösten, so gut ich es bei meiner gänzlichen Unkenntnis in allen kaufmännischen Dingen vermochte. Aber es gelang mir nicht; sie warf sich auf das Sofa, ihre Augen schlossen sich und das Bewußtsein schien ihr zu entschwinden. In meiner Angst riß ich ihr Kleid auf und schleuderte das Tuch fort, das sie um den Hals geschlungen hatte. Ihr voller Busen drängte sich hervor; ich bedeckte ihn mit meinen Küssen; sie schlang ihre Arme um mich und als ich aus dem Taumel erwachte, hatte ich ein Weib, ohne daß ich jemals eine Braut gehabt hätte. Von dieser Zeit an war ihre Teilnahme an meinem künstlerischen Schaffen vollständig verschwunden. Die Kunst geht nach Brot, sagte sie mir, und Künstler und Komödianten seien alles bettelarmes, sündiges und unchristliches Volk; ich dürfe nicht mehr träumen, sondern müsse alle meine Gedanken auf das Praktische und auf den Erwerb richten, wie es das Leben verlange. Sonst blieb sie still, freundlich und im Hause geschäftig wie immer. Ich fühlte, daß sie recht hatte und fühlte zu gleicher Zeit, daß es mir unmöglich sei, ihr zu folgen. Noch war ich im Besitze meiner Freiheit; aber nach Verlauf einiger Wochen erschien sie morgens in aller Frühe unter irgend einem Vorwande in meinem elterlichen Hause und stieg zu mir die Treppe hinauf. Ihre Totenblässe, ihre weit aufgerissenen Augen machten mein Herz erstarren. Wenn Du mich nicht in Schande bringen willst, rief sie mir zu, die ich nicht überlebe, so

mußt Du mich heiraten! Nun — ein Pfaffe für die Trauung war schnell gefunden, ein Hochzeitskuchen schnell gebacken.

Du thatest, was Du mußtest, sprach Gerardus, wir schmieden unser Schicksal selbst und müssen uns mit ihm abfinden. Die Last, die auf Dir liegt, wird dadurch nicht leichter, daß Du mit ihr in den Busch läufst, und die Energie des Widerstandes nicht größer, daß Du Dich in Deinen Stimmungen verzehrst. Gieb dem täglichen Brot die tägliche Sorge, wie es die Frau von dem Manne mit Recht verlangen kann; vielleicht gewinnt sie dann selbst ein Interesse für Deine höheren Aufgaben. Wie viele haben vor Dir noch schlimmere Lagen überwinden müssen, deren Namen jetzt durch alle Zeiten glänzen. Komm zurück. Doktor Bercht erwartet Dich heute Abend. Deine Dekorationen zu seinem Puppentheater haben Dir hier in Nixenheim schon einen großen Ruf verschafft; nur eines ist nötig: daß Du Dich mit Mut und Ausdauer wappnest. — Gerardus nahm seinen Freund unter den Arm und zog ihn halb mit Gewalt mit sich fort. Ein lautes Geschrei drang aus dem Walde zu ihnen herüber; das Gestrüpp wurde heftig auseinander gerissen und eine bewaffnete Abteilung der Polizei und Feldwache drängte und stieß ein halbes Dutzend mit Stricken zusammengebundener Strolche vor sich her, welche, wie Gerardus auf seine Frage hörte, die Haupt-Anstifter des Versuchs einer Arbeitseinstellung gewesen waren, — alles schmächtige verkommene Kerle mit bleichen Gesichtern. Die beiden Freunde ließen den Haufen vorangehen und folgten thalwärts schweigend nach.

Die Gesellschaft hatte sich aufs neue im Hause von Doktor Bercht versammelt, aber der Kreis war nicht vollständig; es fehlten zwei Personen und gerade diejenigen, welche das Interesse vornehmlich auf sich gelenkt hatten: die antike Gestalt der Schauspielerin und die charakteristische Schönaich's.

Was hält Fräulein Thalheim ab, uns zu beglücken? fragte Professor Clausthal.

Nichts als ein kindisches Vorurteil meiner Frau, rief Bercht überlaut, aber ich verspreche Ihnen, daß sie das nächste Mal hier erscheinen wird, denn sie ist unsere notwendige Ergänzung.

Frau Bercht saß auf dem Sofa und schien mit einer Handarbeit beschäftigt; ihr Gesicht rötete sich, aber sie antwortete nicht.

Und was bewegt Herrn Schönaich, uns zu meiden? rief Ellen, indem sie sich an Bercht wandte, — Sie haben es mir bis jetzt verschwiegen und kennen doch meine Teilnahme für ihn.

Er hat sich einmal wieder von seiner verteufelten Stimmung unterkriegen lassen, entgegnete Bercht. Da ist nichts zu thun; wir müssen ihn nehmen wie er ist, kein Arzt kann ihm helfen.

Ich wüßte ein Mittel, sprach Ellen leise.

Bercht sah sie scharf an, dann flüsterte er ihr zu: Ich glaube Sie zu verstehen; begehen Sie keine Thorheiten, das ist kein Spielzeug für Sie; zudem: er ist ein verlorener Mann; mein Auge ist zu scharf, um mich zu täuschen.

Ellen schrie laut auf.

Was fehlt Dir? fragte Frau Bercht.

O nichts, rief Ellen, Dein Mann ist ein Ungeheuer! Sie warf sich ungestüm auf einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit ihrem Taschentuch. Die Gesellschaft, der die Eigentümlichkeiten Ellens noch eine neue Erscheinung waren, wußte nicht, was sie davon halten sollte. Dies verwünschte aufgeregte Weiberwesen! rief Doktor Bercht; so sind sie alle, jeden Augenblick droht eine neue Explosion. Dann wandte er sich an Felicitas: nur Sie, meine Verehrteste, machen mit der robusten Gesundheit Ihres Herzens und Ihres Gemütes eine Ausnahme; wenn Sie die Güte haben wollen, uns ein Lied oder eine Arie zu singen, so werden auch die gereizten Nerven unserer Freundin wieder in den normalen Zustand zurückkehren. Felicitas errötete, aber da sie nicht gewohnt war, sich zu zieren, trat sie rasch an den Flügel, an dem Burghard schon Platz genommen. Was werden wir hören? fragte Clausthal. — Nur ein kleines Lied aus des Knaben Wunderhorn, antwortete Burghard; ich fand es zufällig beim Durchblättern des Buches und hab' es für den heutigen Abend in Musik gesetzt, da es einige Verwandtschaft zu dem Märchen hat, das wir gleich hören werden. Er begann zu spielen und Felicitas sang:

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf dir ein Paar Schuh.
Ja, ja, meine liebe Mutter,
Auch Schnallen dazu;
Kann wahrlich nicht spinnen
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf dir ein Paar Strümpf'.

Ja, ja, meine liebe Mutter,
Schöne Zwicklen darin;
Kann wahrlich nicht spinnen,
Von wegen meinem Finger,
Meine Finger thun weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
Ich kauf dir einen Mann.
Ja, ja, meine liebe Mutter,
Der steht mir wohl an;
Kann wahrlich gut spinnen,
Von allen meinen Fingern
Thut keiner mehr weh.

Die glückliche Komposition und der neckische Vortrag fanden den lebhaftesten Beifall. Nun mag das Stück los gehen, rief Bercht, und meine Komödianten mögen um so mehr ihre Kunst zeigen, als uns die Kunst Schönaichs im Stiche gelassen hat.

Wir werden keine Dekorationen von ihm sehen? fragte eine junge Dame.

Nein, mein Fräulein, erwiderte Bercht, indem er hinaus schritt, aber Hanswurst, mein Regisseur, wird sich die Ehre geben, Ihnen jedesmal mitzuteilen, was die Scene vorstellen soll.

Gerardus saß unruhig und mißmutig auf seinem Stuhle. Der neckische Ton, mit dem Felicitas das kleine Lied gesungen, es war derselbe, mit dem sie ihm das Märchen erzählt hatte, der mit seinem eigentümlichen Reiz ihm noch in den Ohren klang und den er nicht nachzuahmen wußte. Er hatte sich für seine Arbeit darauf verlassen, daß sein Freund Schönaich das beste hinzufügen würde und geriet nun in Sorge, daß sich alle Welt unzufrieden

erkläre und Felicitas ſelbſt darunter leiden müſſe. Indes hatte er nicht lange Zeit, ſich ſeinen Zweifeln hinzugeben, denn die Klingel erſcholl, der Vorhang ging in die Höhe und es begann:

Das Märchen von den drei Spinnweibern.

Vor einem Bauernhauſe. Die Mutter und Kathrein, ihre Töchter, treten auf.

Mutter.

Du faules Kind, willſt du nicht ſpinnen,
Wirſt nimmer du einen Mann gewinnen.

Tochter.

Das Spinnen macht mir keinen Spaß,
Krieg' einen Mann auch ohne das.

Mutter.

Der Kaſpar wird dich ſitzen lan.

Tochter.

Ich will den Kaſpar auch nicht han.

Mutter.

Der Konrad an der Grete freit.

Tochter.

Das ſchafft mir wenig Herzeleid.

Mutter.

Wen willſt du denn, du thöricht Kind?

Tochter.

Viel höher bin ich wohl geſinnt;
Ich mag keinen dummen Bauernknecht:
Ein Königsſohn, der wär mir recht!

Mutter.

Hilf, heiliger Gott, wer sah doch nur
Je solch' unnütze Kreatur?
Wart nur, will dir es schon verwehren,
Daß du sollst solchen Hochmut nähren,
Treib dir den Dünkel aus dem Hirn,
Du ungerat'ne träge Dirn!
(Sie schlägt die Tochter.)

Tochter.

Ich will schon spinnen, — au! au! au!

Der junge König (kommt).

Was schlagt das Kind ihr, gute Frau?

Mutter (für sich).

Um Gott, unser allergnädigster Herr König. Was soll ich ihm antworten? (laut) Ach, Herr König, ich schlug meine Tochter, weil ich sie gar nicht vom Spinnrade treiben kann. Das spinnt vom Morgen zum Abend und vom Abend zum Morgen, daß ich schier fürcht', sie möge krank werden.

Der junge König.

Was ihr eine böse Mutter seid,
Daß gar darum ihr schlagt die Maid!

Mutter.

Weil ihr es meint, mag sie's denn thun,
Sich selbst nicht gönnen auszuruhn;
Wird ihrer Gesundheit wohl nichts schaden,
Empfehlen uns zu hohen Gnaden.
(Ab mit der Tochter.)

Der junge König.

Wie ist mir wundersam geschehn,
Hab' nie solch' schöne Maid gesehn!

Nun liegt mein Herz in lauter Bangen
Und Sehnen nach dem Kind gefangen.
Ist sie, wie ihre Mutter sagt,
So wär's die tugendlichste Magd.
Hab' satt den Stand der Junggesellen,
Will gleich sie auf die Probe stellen,
Und wenn sie recht besteht darin,
So mach ich sie zur Königin. (ab)

(Der Platz vor dem Bauernhause verwandelt sich in die Hofhalle. Hoffräulein und ein Diener treten auf.)

Erstes Hoffräulein.

Was trägst du all den Flachs hinauf?

Diener.

Liegt auf der Stub' schon ein großer Hauf!
Der junge König hat's befohlen,
Muß immer mehr herbei noch holen. (ab)

Zweites Hoffräulein.

Eh' das mag all' gesponnen sein,
Sind wir schon alte Mütterlein.

Erstes Hoffräulein.

In die Halle der junge König tritt.

Zweites Hoffräulein.

Zieh mir die Schleifen grad', ich bitt';
Wir woll'n hier oben bleiben stehn,
So muß er gleich uns beide sehn.

Erstes Hoffräulein.

Halt still nur, — (für sich) Hab' dir die Freud verbittert,
Die Bänder und Schleifen ganz zerknittert,
Trag' selbst zum Könige ein Verlangen,
Sollst mir ihn nicht vor der Nase weg fangen.

(Der junge König kommt mit Kathreins Mutter.)

Der junge König.

Geht, bringt eure holde Tochter her;
Spinnt heute sie die Stube leer,
Lohn ich's ihr höher, als ihr träumt.
Geht, gute Frau, jetzt ungesäumt.
(Ab. Die Hoffräulein folgen.)

Mutter.

Hilf, heilige Mutter Gottes, wie wird es meinem armen faulen Kinde ergehen. (Ab.)

(Die Halle verwandelt sich in ein Schloßzimmer, ganz mit Flachs gefüllt. Die Tochter tritt auf.)

Tochter.

Ich allerunglückseligstes Geschöpf von der Welt! Nun soll ich in einem Tag den ungeheuren Haufen wegspinnen, damit ich wohl nicht weiß mein ganzes Leben fertig zu werden und spänn' ich auch vom Morgen zum Abend und vom Abend zum Morgen. O, über die abscheuliche Lüge! wie wird man mich mit Schimpf und Schande zum Schlosse hinaus jagen! Und wenn ich mich auch hinsetzte und spänne — ich kann ihn nicht aus den Gedanken bringen; ich sitze und träume von ihm und lege die Hände in den Schoß. Vöglein, ihr süßen Vöglein draußen, helft mir spinnen, helft mir spinnen!

Rotkehlchen (singt draußen).

Möcht' dir die Arbeit nur gelingen!
Ich armes Vöglein habe eben
Nichts mehr gelernt mein ganzes Leben,
Als lustig so für mich zu singen.

Tochter.

Ach, heiliger Christ,
Das Singen mir ganz vergangen ist.

Was sind das nur für drei wunderliche Weiber, die da herumtrampeln? Die eine hat eine Zunge, welche ihr schuhlang aus dem Munde hängt, die andere einen Daumen, so dick wie ein Zaunpfahl und die dritte einen Platschfuß wie ein Scheunenthor. Sie kommen auf mich zu. Was wollt ihr, gute Weiber?

(Die drei Weiber treten auf.)

Erstes Weib.

Grüß Gott dich, junge Königsbraut!

Tochter.

Spottet nicht mein so überlaut,
Wie könnt' eine Königsbraut ich sein?
Nicht einmal der Kaspar wird mich frein!
Hätt' ich gesponnen nur diesen Haufen,
Muß morgen mit Schimpf von hier entlaufen.

Erstes Weib.

Ist größer nicht dein' Angst und Sorgen:
Wir spinnen all' den Flachs bis morgen,
Wenn du auch gegen uns willst gütig
Hinwieder sein, nicht stolz, hochmütig;
Sagen, daß wir deine Muhmen wären,
Auch sonst uns geben alle Ehren,
Einladen an deinen Hochzeitstisch,
Auf Supp', Gemüs', Braten und Fisch.

Tochter.

Ihr wär't mir nimmer zu gering,
Der Hochmut ist ein garstig Ding;
Doch solche arme niedre Magd
Dem jungen König nicht behagt.
Wie mögt ihr nur so mit mir scherzen?
Kommt sicher nicht aus eurem Herzen.

Drittes Weib.

Es klingt uns allen drei'n im Ohr:
Dir ſteht ein großes Glück bevor.
Laß drum nur allen Kummer fahren,
Wir immer gute Spinnweiber waren.

Erſtes Weib.

Ich erſte mit der großen Zung',
Ich mach den Faden naß genung.

Zweites Weib.

Reimen kann ich nicht wohl, aber ich weiß mit meinem großen ſtarken Daumen den Faden zu drehen, daß du eine Luſt dran haben ſollſt.

Drittes Weib.

Ich tret mit meinem breiten Fuß
Das Rädlein, daß es ſchnurren muß;
Nun fangen wir drei zuſammen an
Und balde iſt das Werk gethan!

Tochter.

Mir vergehen die Sinne! wie das Rad fliegt. Es fängt an zu leuchten und wie ein Blitz zuckt der Faden hinüber, herüber! Die Weiber wachſen, ſie ſtoßen mit den Köpfen an die Decke. Mir flirrt es vor den Augen! wär ich hinaus, wär ich hinaus! So ſchnell kann keiner denken, wie der Flachs ſchwindet und das Garn ſich zu Haufen ſammelt. Nein, es iſt nicht möglich, da iſt ſchon die ganze Arbeit geſchehn! Nun ſind die Weiber wieder, wie ſie vorhin waren. Habt Dank, gute Baſen!

Erſtes Weib.

Es giebt das Garn einen güld'nen Schein.
Geh zum Könige, Katherein.

(Alle ab.)

(Das Schloßzimmer verwandelt sich wieder in die Königshalle. Hofherren und Hoffräulein treten auf.)

Erster Hofherr.

Das ist eine wunderbare Geschichte.

Zweiter Hofherr.

In einer Nacht hat die Dirn' all das Garn gesponnen, nun will der junge König sie zu seiner Gemahlin machen.

Ein Hoffräulein.

So eine hergelauf'ne Bauerntrine. Hätte doch ganz andre Damen wählen können.

Erster Hofherr.

Euch vielleicht, allerschönstes Fräulein?

Zweiter Hofherr.

Still, sie kommen.

(Der junge König tritt auf mit Kathrein.)

Der junge König.

Nun jubelt laut in immer neuen Weisen,
Wie bin ich also hochbeglückt zu preisen!

Tochter (für sich).

O, stimmet an ein Lied voll bittrer Klage,
Wenn mein Betrug dereinstens kommt zu Tage,
Wenn er einst spricht: nun spinn' mir ein Gewand,
Daß ich es trage dir zu Ehr und Preis,
Und wenn dann meine ungeschickte Hand
Nicht einen Faden mehr zu spinnen weiß!
Wie bin ich tief im Herzen bang!

Der junge König.

Was bleiben deine Muhmen lang,
Du ludest sie doch ein zum Fest?

Tochter.

Dort kommen sie.

(Die drei Weiber treten auf.)

Der junge König.

Seid mir auf's Best'
An meinem Hof willkommen geheißen!
(für sich.) Ei, kann ich doch das Lachen kaum verbeißen.
Was das für widerliche Fratzen sind. Sagt mir, liebste Muhme, woher kommt es, daß euch die Zunge so lang und dick aus dem Munde hängt?

Erstes Weib.

Vom Latschen, vom Latschen.

Der junge König.

Und woher habt ihr den großen Daumen?

Zweites Weib.

Vom Drehen, vom Drehen!

Der junge König.

Und ihr den großen Fuß?

Drittes Weib.

Vom Treten, vom Treten!

Der junge König.

Hilf, Himmel, wenn das Spinnen so entstellt,
Du liebes Weib, so sollst du nicht mehr spinnen,
Nicht für die größten Schätze in der Welt!

Tochter.

Muß heute ich das größte Glück gewinnen!

(Die Mutter tritt auf.)

Mutter, Mutter! Ich bin nun eine Königin geworden, eine hohe Königin und brauch' all mein Leben nicht mehr zu spinnen!

Mutter.

Gott segne dich, liebstes Kind.

Der junge König.

Nun alle kommt zum frohen Hochzeitsmahl
Und lauter Jubel fülle Berg und Thal!

Tochter.

O Mutter, Mutter! wie ich selig bin!

Der Hof.

Der König hoch und hoch die Königin!
(Alle ab.)

Gerardus Befürchtungen waren nicht eingetroffen, dank der Geschicklichkeit, mit welcher Doktor Bercht den Marionetten ihr Scheinleben einzuhauchen wußte. Das kleine Märchen hatte belustigt und somit war sein Zweck erreicht. Doktor Bercht trat wieder ein und sein Antlitz zeigte, daß er gern das Lob entgegen nahm, das ihm über das vortreffliche Spiel seiner Hoftruppe gespendet wurde. Sie haben uns in die Zeiten der Anfänge zurückversetzt, sagte Professor Clausthal, wo man keinen Wechsel der Dekorationen kannte; Ihr Regisseur im Hof-Kostüm erschien pünktlich bei jedem Scenenwechsel und es bedurfte keiner großen Anstrengung, seinen Andeutungen zu folgen.

So bin ich um eine wertvolle Erfahrung reicher, antwortete Bercht; denn auf der wirklichen Bühne ist es nicht anders wie auf diesem kleinen Puppentheater. Das Publikum würde Einbildungskraft genug besitzen, sich aus dem einfachsten alles aufzubauen, was die Scene erfordert, Fels und Wald oder Hallen und Prunkgemächer.

Mir sind in dieser Beziehung die alten indischen Dramen interessant, entgegnete der Professor, die nur deshalb so weltumfassend gedichtet werden konnten, weil keine Theater-Coulisse den Flug der großen dramatischen Dichter jener Periode einengte; sie wurden unter freiem Himmel gespielt; ihre Dekorationen waren die blühenden Bäume und Sträucher in den Gärten der indischen Fürsten.

Sie reden von der Sakuntala? fragte Bercht.

Es giebt eine ganze Reihe von Stücken, antwortete Clausthal; man ist gewohnt der Sakuntala den ersten Rang anzuweisen und ich will nicht widersprechen; nur möchte ich, für mich, das Thonwägelchen eben so hoch stellen.

Das Thonwägelchen? erscholl es von mehreren Seiten.

Ein Kinderspielzeug, ein Wägelchen aus gebranntem Thon, das die Katastrophe herbeiführt. Das Stück ist ein bürgerliches Drama, das an keiner Stelle den Boden des wirklichen Lebens verläßt, so durchaus realistisch, daß es auch heute geschrieben werden könnte, wenn wir einen Dichter dafür hätten, abgesehen von den wenigen Besonderheiten, die es eben zu einem altindischen machen. Die Figuren bewegen sich aus einem Raum in den andern, treten aus einem Hof in den andern, beschreiben auf das genaueste alle Herrlichkeiten, welche sie sehen, die Gestalt, die Tracht der Personen, welche ihnen begegnen, oder welche sie in den verschiedenen Zimmern antreffen, ohne daß die Zuschauer verlangt hätten, daß dieses alles ihnen auch selbst vor Augen gerückt würde. Nirgendwo sonst ist das Drama so aller Schranken von Ort und Zeit entledigt und es mag allerdings zum Teil in dieser Ungebundenheit liegen, daß es sich zuweilen allzusehr in eine epische Breite verliert.

Steht nicht Shakespeare zu seiner Bühne ungefähr in demselben Verhältnis? fragte Ellen.

Ganz gewiß, erwiderte Clausthal, und ich finde darin die Erklärung, daß auch bei ihm die Handlung in einigen Stücken mehr episch als dramatisch verläuft. Es ist erstaunlich, wie nahe überhaupt der Genius des indischen Dichters, der jenes Thonwägelchen geschrieben, dem Genius des britischen verwandt ist, und wie die Menschen, die in dem indischen Stücke ihren Part abspielen, genau dieselben sind, denen wir heute in den Straßen begegnen; unser Herz ist mit allen seinen guten und schlimmen Eigenschaften, seiner Größe und seinen Verirrungen, die Jahrtausende hindurch unverändert geblieben. Wäre das Stück auf unserer Bühne darzustellen, es müßte von einer vortrefflichen Wirkung sein, aber ihr Rahmen ist zu enge geworden.

Und ist es ebenso für die Shakespeareschen Stücke, rief Doktor Bercht, ja selbst für Goethe und Schiller.

Sollten nicht die Theater-Direktoren ein Einsehen haben? fragte Burghard.

Diese am wenigsten, erwiderte Bercht; es sind Männer der Routine, meist selbst Schauspieler, welche sich den Teufel scheren um den inneren Wert eines Stückes, ihn vielfach auch gar nicht beurteilen können. Die Frage ist nun schon jahrelang besprochen und es ist immer schlimmer geworden. Man klagt, daß wir keine dramatischen Dichter hätten und man mordet sie in der Geburt, denn ich halte es für geradezu unmöglich, daß sich ein wirklicher Dichter den Beschränkungen fügen könne, welche ihm die Bühne in ihrer jetzigen Einrichtung auferlegt; eine historische Tragödie in großem Stil ist gar nicht darin zu denken. Daher kommt es auch, daß Shakespeare einen viel tieferen und reineren

Genuß gewährt, wenn wir ihn gut vorlesen hören, als wenn er, wie wir es zu sehen gewohnt sind, an allen Gliedern verstümmelt über die Bretter geschleift wird. Und nun gar das Widerwärtige, wenn die Theater-Zuschneider die Stücke, die sie auseinander gerissen, durch Verse ihrer eigenen Komposition wieder zusammen nähen und mit ihren kattunenen Lappen den Hermelin flicken. Die Sünde ist noch neuerdings durch Lyriker von Ruf begangen, die sich des Unterschieds zwischen einem lyrischen und dramatischen Verse gar nicht bewußt zu sein scheinen.

Besteht ein solcher? fragte Burghard.

Ohne Zweifel, sprach Gerardus, auch möchte sich bei keinem Dichter lyrische und dramatische Begabung in gleicher Stärke vereint vorfinden; die eine Richtung tritt um so entschiedener zurück, je entschiedener die andere vorwaltet. Shakespeare war kein Lyriker und Goethe, unser größter Lyriker, doch nicht ein eben so großer Dramatiker. Wenn so ausschließlich lyrische Naturen wie Eichendorff, oder in ihrer dichterischen Eigentümlichkeit so scharf begrenzte wie Rückert, sich dem Drama zuwenden, so wissen wir, daß die Dichtungen, die sie uns geben, vom Drama kaum etwas mehr an sich tragen, als den Überwurf.

Dennoch, begann Clausthal, ist es das lyrische Element, das auch den Dramatiker erst zum Dichter macht. In seinen Dramen ist auch Shakespeare ein unvergleichlicher Lyriker. Es war ihm versagt, seinen eigenen Gemütsbewegungen jenen unmittelbaren Ausdruck zu geben, der in jedem empfänglichen Herzen dieselben Empfindungen hervorruft; die Sprache seines Gefühls litt unter der Schwere seiner Gedanken; aber für den fremden Mund fand er alle die Worte der Zärtlichkeit, der Liebe, des Zorns, der Verachtung, des

Hohns, die ihm für sich selbst nicht über die Lippen wollten. Wo diese Begabung dem Dramatiker gebricht, da ist er eben kein Dichter, und selbst ein so ungemeiner Verstand, wie der Lessings, kann diesen Mangel nicht ersetzen. Tiefer hinab geraten wir in jene Region, die unsere Bühne mit ihrem Werkeltagsbedarf versorgt. Hier werden die Stücke erzeugt, welche nur durch die Darstellung wirken, auf einige Zeit gespielt und dann auf immer vergessen werden, weil sie ohne Inhalt sind. Der Schauspieler aber ist dafür begeistert, denn er findet in ihnen jene Rollen, die nur durch seine eigene Kunst Gestalt gewinnen, in denen seine Stimme und seine Geberden ausdrücken müssen, was die Verfasser solcher Stücke nicht auszudrücken vermochten.

Was verlangen Sie? rief Gerardus. Das sind die sogenannten bühnengerechten Stücke, die wir als Meisterwerke der dramatischen Kunst bewundern sollen.

Clausthal fuhr fort: Zum Teil sind unsere Kunstrichter selbst von der Krankheit der Zeit angesteckt, und haben nicht übel Lust, uns wieder in das Joch der französischen Regel zu zwängen und die dreieckige Tragödie unserer Nachbarn mit ihrer Dreizahl unmöglicher Einheiten als Muster aufzustellen. Da macht der Scenenwechsel keine Sorge und der Maschinist hat ein bequemes Dasein.

Da wir unsere Dekorationen einmal nicht ins Feuer werfen und zur Einfachheit der Shakespeareschen oder gar der indischen Bühne zurückkehren können, warf Ellen ein, so werden wir uns wohl oder übel damit abfinden müssen.

Bei Einsicht und gutem Willen wäre auch jetzt viel zu erreichen, erwiderte Bercht. Ich habe mich oft nach der Leitung eines großen Theaters gesehnt und durch dieses kurzweilige Spiel mit den Marionetten fühle ich meine alte Neigung

aufs neue erwachen; mir wäre nichts unaufführbar und selbst Grabbe, der formloseste aller unserer Poeten, sollte mir keine großen Schwierigkeiten bereiten.

Ich fürchte, lieber Freund, entgegnete ihm Ellen, Sie fänden sich bald genötigt, wieder zur alten Praxis zurückzukehren. Jeder Scenenwechsel zerstört die Illusion und damit den Zweck und das Wesen der Bühne selbst.

Es giebt keine Illusion, rief Doktor Bercht.

Wie? keine Illusion? protestierte Felicitas, und ich habe doch in der Griseldis geweint, daß mir die Thränen über die Wangen liefen.

Nein, es giebt keine, wiederholte Bercht, denn auch im Augenblick der höchsten Rührung sind Sie darüber nicht im Zweifel gewesen, daß es nicht die wirkliche Griseldis war, die vor Ihnen stand, sondern eben nur dieselbe Schauspielerin, die vielleicht am Abend vorher in irgend einem Lustspiele Ihr herzliches Gelächter erregt hatte. Es giebt keine Täuschung und soll keine geben, weder in der Schauspielkunst noch in irgend einer anderen, sonst möchten Sie schließlich dahin kommen, eine Venus in Wachs höher zu stellen als den göttlichen Marmor von Melos. Es giebt nur Stimmungen, die nach dem Willen des Dichters nicht länger dauern sollen, als die Scene dauert, und durch den Scenenwechsel nicht unterbrochen werden, sondern ausklingen.

Wie wollten Sie es aber fertig bringen, vier oder fünf Scenenwechsel, vielleicht der schwierigsten Art, in einem Akt zu bewerkstelligen?

Da giebt es ein Mittel, rief ein junger Referendar. Ich war kürzlich in einem Liebhabertheater in Berlin und fand hier eine sinnreiche Einrichtung, alle Arbeiten, welche mit den Verwandlungen auf der Bühne verknüpft sind, den

Augen der Zuschauer zu entziehen; man gebrauchte nämlich zwei Vorhänge, einen roten und einen weißen, von welchen der rote nur beim Aktschlusse, der weiße aber, der eine Art von Spitzengardine darstellte, bei jedem Scenenwechsel herabgelassen wurde.

Und das Pulikum duldete diese Barbarei? rief Doktor Bercht; aber freilich, wir befinden uns schon so weit auf einem verfahrenen Wege, daß es nichts so unnatürliches, unschönes und unkünstlerisches giebt, das nicht in dem blinden Haufen seine Bewunderer fände.

Der Referendar sah ihn verwundert an: mir schien das Ding ganz zweckmäßig, entgegnete er.

Es kann nichts schlimmeres geben, fuhr Doktor Bercht fort. Ein Vorhang ist ein Vorhang, ob er rot oder gelb, grün oder blau aussieht, und ob man ihn so nennt oder so, Haupt-Vorhang oder Zwischen-Vorhang. Ich habe es nie empfunden, daß ein Scenenwechsel mich aus der Stimmung gerissen hätte, aber das Herablassen eines Vorhangs würde sie in der brutalsten Weise zerstören. Bei offener Bühne bleiben wir mit ihr in Verbindung. Wenn wir sehen, wie sich die Welt vor uns verwandelt, so kann dadurch in vielen Fällen unsere Spannung nur erhöht werden; sobald aber der Vorhang fällt, sind wir aus allem herausgerissen und auf die Straße geworfen. Bei Aktschlüssen mag der alte Gebrauch nicht bloß zulässig, sondern zu empfehlen sein. Ich rede hier von meinem ärztlichen Standpunkte aus; unser Nerven-System bedarf namentlich in Stücken, die unser ganzes Gefühlsleben in Mitleidenschaft ziehen, für einige Minuten der Ruhe, um sich die Empfänglichkeit zu bewahren. Mitten im Akt aber die bunte Gardine herunter zu lassen, weil die Coulissen ein paar Mal verschoben werden,

das heißt nicht bloß gegen das poetische Empfinden der Zuschauer, sondern viel mehr noch gegen den Dichter sündigen, denn jeder Akt eines Dramas ist ein in sich abgeschlossenes organisches Ganze. Der Zusammenhang der einzelnen Teile aber würde durch solche brutalen Einschnitte vollständig verloren gehen und das künstlerisch zusammengefügte in Fetzen auseinander gerissen werden. Sie haben es wirklich in Berlin gesehen?

Allerdings, antwortete der Referendar, und Sie mögen mit Ihren Bemerkungen Recht haben, denn ein ähnliches Gefühl beschlich mich auf meinem Sitze, das ich mir nicht zu deuten wußte und worüber ich erst jetzt Klarheit erlange. Auch ist es durch diesen Zwischenvorhang zu einem äußerst komischen Auftritte gekommen. In dem letzten Akte eines Stückes — ich entsinne mich des Titels nicht mehr — wurde schon in der vorletzten Scene ein gewisser Abschluß der Handlung herbeigeführt; der Zwischen-Vorhang fiel; das Publikum, das des Dings noch nicht recht gewohnt war und zwischen weiß und rot keinen Unterschied machte, glaubte alles zu Ende und strömte hinaus. Als der Vorhang wieder in die Höhe ging, fanden die Darsteller, erst zu ihrem Erstaunen, dann zu ihrem Ergötzen, das ganze Haus ausgeräumt.

Mir wird es unheimlich dabei, rief Doktor Bercht; das absurdeste ist möglich und wenn irgend einmal der Leiter einer Hofbühne darüber herfällt, so wird sich das Unwesen wie eine Pest über alle Theater ausdehnen.

Aber, nahm Ellen das Wort, es giebt doch vielfach einen scenischen Aufbau, der schwierig herzustellen ist und viele Arbeitshände erfordert; wie störend es ist, wenn daran, mitten im Akte, vor den Augen des Publikums, lange Zeit

gehämmert und gezimmert wird, das habe ich selbst schon oft an großen Bühnen empfunden.

Solcher Aufbau ist nirgend erforderlich, erwiderte Bercht, verstände man es nur, sich zu beschränken und hauszuhalten, die einfachen Mittel zu gebrauchen, die jede Bühne besitzt, um dieselbe Wirkung hervorzubringen. Wenn doch nur die Herren Hof- und General-Intendanten zu den kleinen herumziehenden Banden in die Schule gehen wollten, bei denen noch immer, wie zur Zeit Shakespeares, ein Trompetenstoß den König bedeutet, und das rote Umhangtuch der Frau Direktorin als Königsmantel dienen muß. Wie die Not zur Tugend wird, das hätte auch Immermann lernen können, dessen Theater-Wirksamkeit noch in frischer Erinnerung ist, und vielleicht wären wir jetzt weiter; aber er hat leider die Not immer nur als Not angesehen.

Wie war es damit? fragte Gerardus, ich weiß nicht, worauf Sie hindeuten.

Meine Sommerferien brachte ich damals in Elberfeld zu, der berühmten Fabrik- und Handelsstadt im Wupperthale, die im großen und ganzen mit unserem Nixenheim eine gewisse Ähnlichkeit hat. Von altersher nun war Elberfeld mit Düsseldorf theatralisch verbunden, das heißt, es war das Aschenbrödel seiner vornehmen Schwester. Der Direktor der Düsseldorfer Bühne begann jedes Jahr, mitten im heißen Sommer, mit der neuangeworbenen Truppe seine Vorstellungen in Elberfeld; die Mitglieder spielten sich hier auf einander ein und im Herbst siedelte die ganze Gesellschaft nach Düsseldorf über. Dieses Verhältnis erlitt auch unter Immermann keine Änderung. Ein Theater besaß Elberfeld nicht, wohl aber eine Reitbahn, lang, schmal und niedrig.

In diesem ungünstigsten Raume, in dem Dunst der Pferdeställe, die sich zur Seite befanden, wurde die Bühne errichtet, auf welcher die tragische und komische Muse uns erschüttern und erheitern sollten. Hier gab es keine Maschinerien, keine Versenkungen, keine Himmelfahrten. Der Geist des Komtur, statt in die Unterwelt hinabzusteigen, verschwand ruhig zwischen den Coulissen und niemand nahm daran Anstoß. Den Dekorationen war kein Raum gestattet, den Dichter zu ersticken, der dadurch, so lange die Leitung sich in den Händen Immermanns befand, gerade auf der dürftigen Bühne in Elberfeld zur vollen Geltung kam. Aber in Düsseldorf — — Sind die Düsseldorfer Maler wahrscheinlich anderer Ansicht gewesen über die Wirkung von schönen Dekorationen, als Sie, lieber Freund, unterbrach ihn Ellen, und ich hoffe, wenn Herr Gerardus neue Märchen schreibt, wird Herr Schönaich uns durch seine Kunst gerade so entzücken, wie das vorige Mal.

So hoffe auch ich, nahm Gerardus das Wort; aber die Dekorationen sind nicht mehr die einzige Sorge. In dem Bestreben, das, was nur ein schöner Schein sein soll, zur handgreiflichen Wirklichkeit zu machen, ist man noch weiter gegangen. Das rote Umhangtuch Ihrer Frau Direktorin, alter Freund, thut noch immer seine Wirkung in den Scheunen der bairischen und schwäbischen Bauern, — auf den Hoftheatern aber genügt das glänzende Phantasie-Kostüm nicht mehr, das für die Reihe der Jahrhunderte diente, von Karl dem Großen bis zum großen Kurfürsten. In erster Linie soll jetzt die historische Treue gewahrt werden. Herr von Küstner, der General-Intendant des Berliner Hoftheaters, wendet gerade dieser Angelegenheit die größte Sorgfalt zu.

Und finden Sie, daß er darin Unrecht hat? fragte Ellen.

Kann ſein, kann nicht ſein, kann auch doch ſein, erwiderte Gerardus. Jedenfalls iſt es kein künſtleriſches Intereſſe, das er damit befriedigt, ſondern ein antiquariſches, noch dazu auf Koſten des künſtleriſchen. Sollen wir erſt eine lange Unterſuchung anſtellen, ob der Stiefel in der That die hiſtoriſche Form, der Ärmel den hiſtoriſchen Schnitt, der Puff die hiſtoriſche Breite hat, ob nicht für ein Stück, das in der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ſpielt, die Tracht aus der zweiten Hälfte, oder gar die Tracht des dreizehnten Jahrhunderts genommen iſt, ob wir in der Ausrüſtung der Zimmer, in den Stühlen, den Tiſchen, den Tapeten keinen Anachronismen begegnen: was bleibt von der Summe unſrer Aufmerkſamkeit noch übrig für die Kunſt des Dichters und die Kunſt des Schauſpielers? — Wie viele unter den Zuſchauern haben für ſolche Dinge überhaupt ein Verſtändis? — In welchem Koſtüme ſoll man den Hamlet ſpielen? — Und was wird ſchließlich erreicht, wenn man nicht der Meinung iſt, daß die dramatiſche Wirkung mit der Länge des Mantels und der Farbe des Baretts zuſammenhänge? Dabei iſt, trotz aller hiſtoriſchen Treue, das Bild, das man uns giebt, immer noch unwahr und von der Wirklichkeit, die es darſtellen ſoll, weiter entfernt, als die poetiſchen Geſtalten Egmonts oder Wallenſteins von den hiſtoriſchen, — ganz abgeſehen von der Unnatur, die bei allen Darſtellungen auf der Bühne nicht zu vermeiden iſt: daß die blanken Schuhſohlen den Boten Lügen ſtrafen, der durch Buſch und Dorn herbei gerannt ſein will, um eine Nachricht zu überbringen.

Wenn ich Sie recht verſtehe, entgegnete Ellen, iſt es

Ihr Ideal, daß wir die Kostüm-Frage ganz bei Seite schieben und den Geist des alten Hamlet im schwarzen Frack und seidenen Cylinderhut über die Bühne schreiten lassen.

Sicherlich nein! rief Gerardus. Wir sind in unsrer Tracht von dem farbigen und malerischen Reichtum des vorigen Jahrhunderts zum farblosen und nüchternen Ungeschmacke herabgesunken, — aber, — —

Aber? fragte Ellen.

Wir, die wir es in allem so herrlich weit gebracht, spotten und lachen darüber, daß einst Eurydike im Reifrock auf den Brettern erschien; vielleicht kommt die Zeit, daß wir uns in unsrer Übersättigung nach diesem Reifrock der Eurydike zurücksehnen.

Wie groß wird erst die Freude sein,
Ist alles wieder eng und klein,

heißt es in einem Gedichte von Schelling, der die Wahrheit dieses Spruches gewiß an sich selbst empfand, als es seiner Philosophie in Berlin unbehaglich wurde.

Die Thür zum Speisezimmer öffnete sich und alles brach auf. Ellen hing sich an den Arm von Doktor Bercht und flüsterte ihm zu: ich will morgen selbst sehen, wie es mit Herrn Schönaich steht.

Sind Sie des Teufels? rief er unwillig, wollen Sie den armen Kerl toll und kränker machen, als er schon ist?

Ich will meiner eigenen Sorgen um ihn ledig sein und bin neugierig auf seine übrigen Arbeiten und Entwürfe, antwortete sie. Frau Bercht hatte stumm auf dem Sofa gesessen, ebenso gequält durch ihre neuralgischen Schmerzen wie durch den wachsenden Enthusiasmus ihres Mannes für das Theater. Professor Clausthal trat zu ihr, wischte sich

mit dem Taſchentuche den Schweiß von der Stirne und bat um die Ehre, ſie führen zu dürfen. Sie richtete ſich hochmütig auf, ein tiefer Mißmut flog über ihr bleiches Geſicht und mit Widerſtreben nahm ſie ſein Geleit an, indem ſie ſeinen Arm mit den äußerſten Fingerſpitzen berührte.

Am folgenden Morgen ſaß Frau Bercht mit Ellen in ihrem Zimmer. Du willſt mich von meinen traurigen Gedanken ablenken, ſprach ſie: ach, es iſt verlorene Liebesmüh. Aber hüte Dich, daß Dein Enthuſiasmus für dieſen Herrn Schönaich Dir nicht gefährlich wird. In welche Geſellſchaft ſind wir hinabgeſtiegen, daß wir das Proletariat von Nixenheim zu unſeren Gäſten zählen und ein Gymnaſial-Profeſſor mit ſchmutziger Wäſche mir ſeinen Arm anbieten darf! — Das Stubenmädchen trat ein und brachte auf einem ſilbernen Teller eine Karte von Doktor Rösner. Der Kommuniſt! rief Frau Bercht, man ſoll ihn abweiſen!

Ich wäre doch neugierig zu wiſſen, wie er ausſieht, bemerkte Ellen.

Verlumpt, wie alle dieſe heruntergekommenen Exiſtenzen, die im Sumpfe ſtecken und mit ihren Schlammbädern die kranke Welt kurieren wollen.

Wir könnten ihn gleich wieder gehen heißen.

So hätte er uns doch mit ſeinem Branntwein-Atem ſchon die Stube verpeſtet; Du mußt wiſſen, daß dieſe Herren ungekämmt und ungewaſchen einhergehen, da ſie die Seife ebenſo verſchwören wie die Bibel.

Ein Kaliban! Du machſt mich immer neugieriger, laß das Ungetüm eintreten! und ehe Frau Bercht es ihr verwehren konnte, hatte Ellen Befehl gegeben, den Beſuch

herauf zu führen. Frau Bercht wollte sich entfernen, da ihr aber plötzlich der Atem versagte, mußte sie stehen bleiben und sah sich nun auf einmal dem Fremden gegenüber, der eine tiefe Verbeugung machte. Sie war erstaunt, wie wenig die Wirklichkeit ihrer Vorstellung entsprach, denn die ganze äußere Erscheinung Rösners zeigte, daß er den ersten Gesellschaftsklassen angehöre und sich in ihren Formen bewege. Man pflegt Damen zuweilen nach ihrer Hand- und Fußbekleidung zu beurteilen und in der That hätten seine feinen Handschuhe und zierlichen Stiefel auch einem ungeübten Auge verraten, daß sie aus den ersten Läden und Werkstätten von Paris hervorgegangen waren. Er entschuldigte sich in der höflichsten Weise, wenn er ungelegen komme und störe, aber da er seinen alten Freund nicht selbst getroffen, habe er sich die Ehre und das Vergnügen nicht versagen wollen, der Gattin seine Aufwartung zu machen. Seine Stimme war tief, aber von großem Wohllaut, ein Organ für Heldenspieler und Kanzelredner. Frau Bercht bat ihn, Platz zu nehmen und ging selbst auf ihren alten Sitz zurück. Ellen reichte dem Fremden einen Stuhl; sie konnte nicht unterlassen, lachend und mit übertriebenen Strichen das Portrait nachzuzeichnen, das ihre Freundin vorher von ihm entworfen. Rösner wußte anfänglich nicht, wie er sich nehmen sollte; seine Stirne verfinsterte sich auf einen Augenblick, dann aber stimmte er in das Lachen Ellens ein.

Nun, sind Sie denn nicht Kommunist, rief Frau Bercht, ein Anhänger Proudhon's, Enfantin's, Considerant's und wie sie alle heißen, die uns gewaltsam in das Chaos und die Barbarei zurückschleudern, den Geist wieder unter das Tier im Menschen beugen wollen, wie zu den Zeiten der Mammutjäger und Höhlenbewohner? Ist es da ver-

wunderlich, daß ich die Führer nicht anders denke als selbst schon verwildert und barbarisch?

Welche Verkennung, rief Rösner, welche Umkehrung der Begriffe! Nicht wollen wir den Geist wieder unterjochen lassen von dem Tierischen in der Menschennatur, sondern ihn befreien von den Schranken, in welche, so lange es Staaten giebt, die gesellschaftliche Einrichtung ihn gezwängt; wir wollen die Menschheit aus ihrer Kerkerluft emporheben zu den idealen Höhen.

Und darum die Aufhebung des Eigentums! ich soll nicht mehr ein Recht behaupten dürfen auf das, was ich besitze?

Giebt es denn ein wirkliches Eigentum? erwiderte Rösner, haben nicht Gemeine und Staat Recht und Macht zugleich, Sie durch Überbürdung der Steuern um Ihren ganzen Besitz zu bringen, Ihnen den Garten zu nehmen, der Ihre Freude war, den Baumgang, in dessen Schatten Sie Erholung suchten, wenn die Herstellung eines öffentlichen Weges, oder die Errichtung eines öffentlichen Gebäudes dies verlangt? Indem wir das Eigentum aufheben, heben wir nur etwas auf, was in Wirklichkeit gar nicht besteht, eine Fiktion, die für die Menschheit von den unseligsten Folgen begleitet ist.

Und damit glauben Sie die Menschheit mehr zu einer idealen Höhe empor heben zu können, als durch das Christentum?

Ist nicht das Christentum selbst sozialistisch, führt es nicht den Armen in das Himmelreich und übergiebt den Reichen der Verdammnis? Aber es wendet sich von der Welt ab und predigt die Seligkeit eben in der Gemeinschaft der Armut; wir wenden uns der Welt zu und suchen das

Glück in der Gemeinsamkeit des Besitzes; denn die Erde gehört nicht dem Einzelnen, sondern der Menschheit und wer kann ein Recht haben zu sagen: dieser Wald, diese Felder sind mein?

Das mögen Ihnen unsere Juristen beantworten. Unsere Vorfahren haben die Felder umzäunt und sie sind unser kraft des Erbrechts, entgegnete Frau Bercht.

Ja, das Erbrecht! rief er aus. Ich ließ das Eigentum gelten, wenn überall der Goethische Spruch befolgt würde:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Aber, gnädige Frau, blicken Sie doch um sich. Wie viele Schoßkinder des Erbrechts, was sind sie mehr wert als die Schoßhunde der Damen? sie wissen ihre Menschenpflichten nicht anders zu erfüllen, als in der Verzehrung ihrer Renten, indem sie sich faul auf den Polstern dehnen, die ihre Ahnmutter ihnen zurecht gerückt. Und um sie herum gehen die Genies zu Grunde, von der Armut geboren, vom Elend gesäugt: denn, gnädige Frau, ist es möglich zu denken, daß die Natur in ihrer verschwenderischen Fülle, die allein mit den Keimen, welche sie jährlich umkommen läßt, tausende von Erden ergrünen lassen und bevölkern könnte, daß diese reiche und gütige Natur so karg wäre in der Schaffung großer Menschenseelen, daß sie in all den entschwundenen Zeiträumen bis heute nur den einen Homer, den einen Äschylus, den einen Shakespeare und den einen Goethe hervorgebracht hätte? sie sind zu tausenden mit einem Herzen voll Feuer und Wangen ohne Blut durch die Straßen gegangen und verkümmert in ihrer Not. Es ist ein frevelhaftes Wort, zu sagen, das Genie breche sich überall Bahn; eine ganze Reihe von günstigen Umständen

muß zusammen treffen, um ihm die Steine aus dem Wege zu räumen. Pflanzen Sie den Eichenschößling in einen thönernen Blumentopf und sagen ihm, er solle in den Himmel wachsen, — entziehen Sie der Rose Licht, Luft und Wasser und fordern von ihr Blüte und Duft! Ich habe an dem Sarge eines verhungerten Schneiderburschen gestanden, den die Natur zu einem Raphael bestimmt hatte. Diesen Geistern, den erhabensten Vertretern des Menschentums, wollen wir Raum schaffen, daß sie sich frei entfalten und ihre Schwingen ausbreiten können, so weit sie reichen.

Ja, das ist göttlich! rief Ellen, indem sie begeistert von ihrem Sitze aufsprang. Sehen wir es nicht vor unseren eigenen Augen, wie ein Künstler erliegt? Ihr, mit Euren kalten Naturen, Du, Marie, und Dein Mann, Ihr fühlt nicht, was ein solcher Mensch erleiden muß, der den Kopf voll Ideale hat und gezwungen ist, Tag für Tag in der Tretmühle des Handwerks zu gehen, um seine Existenz zu fristen.

Heben Sie nur alles auf, rief Frau Bercht gereizt, das Eigentumsrecht, das Erbrecht, — damit ist die Aufhebung der Religion, der Sitte, der Ehe von selbst gegeben; aus der Gemeinschaft des Besitzes folgt die Gemeinschaft der Weiber und aus dem ehrbaren Hause der Familie wird ein Freudenhaus; das sind die Höhen, auf welche die Welt empor gehoben werden soll! — Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, erwiderte Rösner, wenn ich Sie gegen meinen Willen verletzt habe. Was bei der neuen Einrichtung der Gesellschaft stehen bleiben, was fallen muß, niemand vermag es im voraus zu sagen: vielleicht wird sich mehr hinüber retten, als man anzunehmen geneigt ist.

Und doch ist von den Priestern Ihrer Lehre in Frankreich der ganze Bau der neuen Welt schon aufgezeichnet;

wäre nur nicht ihr Versuch, ihn auch auszuführen, so kläglich in die Brüche gegangen.

Gnädige Frau, Frankreich und Deutschland haben in dieser Frage ihre Rollen ausgetauscht. Wir gelten für die unpraktischen Träumer und Idealisten und gerade in Frankreich sind diejenigen Männer, von welchen die Bewegung ausgegangen ist und die sie noch immer leiten, halbe Poeten oder gar unklare und verschwommene Phantasten. Anders ist es in Deutschland, das in Marx und Engels zwei Organisations-Talente besitzt, denen bei ihrer eminenten, aber einseitig ausgebildeten Geistesschärfe niemals ein poetischer Nebel den Blick trüben wird.

Und bei diesen wäre Aussicht vorhanden, daß sie auch den neuen Staat auf der Familie aufbauten und die Ehe in Gnaden bestehen ließen?

Vielleicht — ich weiß es nicht. Aber, gnädige Frau, wem der kleine goldene Ring ein Talisman des Glückes geblieben ist, fühlt nicht, wie schwer sein Druck wird, wenn er sich in eine eiserne Fessel verwandelt hat. Der Mann wirft sie mit einem Rucke von sich, die Welt kümmert sich nicht darum und die Frau mag sehen, wie sie den Schmerz verwindet, wenn der Stachel sich immer tiefer und tiefer in ihr Herz drückt; ihr Busen darf keine andere Neigung erwachen lassen, denn ihr ist verwehrt, was das Gesetz dem Manne gestattet. Eine Aufhebung der Ehe hieße nur den Frauen ihr Naturrecht wieder geben. Aber ich will nicht darüber reden, am wenigsten vor Ihnen, die Sie an der Seite Ihres Gemahls im Glücke eingebettet liegen: Sie sind fester geeint als durch den Segen des Priesters und das Protokoll des Standesbeamten.

Frau Bercht zuckte schmerzhaft zusammen, sie streckte

die Arme aus, faltete die Hände und ließ ihr Haupt in das Kissen des Sofas sinken.

Um Himmelswillen, rief Rösner bestürzt, was habe ich gethan?

O, nichts, sprach sie mit leiser Stimme, Sie sind der Freund meines Mannes und ich werde Sie wiedersehen.

Ellen saß stumm, wie schlafend im Sessel. Das Gespräch hatte tausend Gedanken in ihr angeregt, die ihr durch den Kopf gingen. Da hörte man auf der Treppe den derben Tritt vom Doktor Bercht; er trat herein, zwei Spanferkel im Arme tragend, die er auf die Erde warf, wo sie quiekend umherliefen. Die Frauen schrieen entsetzt auf; er aber umarmte in freudiger Überraschung seinen alten Studien-Genossen: Welch unerwartetes Glück! rief er aus, sei willkommen, sei willkommen! Siehst Du, Fortuna, das Nickel, trieb mir heute diese allerliebsten Ferkelchen entgegen; ich will sie mästen mit Zwieback und Milch, dann wollen wir sie am Spieße braten und mit einer Citrone im Maule zu Deinen Ehren auf den Tisch bringen. Das müßte ein schlechter Arzt sein, der nicht ein guter Koch wäre.

Gerardus wußte nicht, weshalb er in der letzten Zeit stets unruhig schlief. Es drückte ihn, daß Bercht ein neues Märchen von ihm erwartete, während er keinen Stoff dafür zu finden wußte. Um nicht Fräulein Ehrentraut ansprechen zu müssen, hatte er in bunter Reihe eine Menge Kindermärchen durchgelesen, wie sie ihm beim Suchen unter die Hand gekommen waren, ohne daß sich ihm eines der dramatischen Form hätte fügen wollen. Müde des bis zum späten Abend fortgesetzten erfolglosen Lesens war er zu Bett ge-

gangen. Im Traume ſah er Felicitas, wie ſie alle Märchen in eine Schürze gebunden hatte, die ſie ihm mit ſchalkhaftem Lächeln vorhielt. Greifen Sie nur ſchnell zu, wenn ich die Schürze öffne, damit ſie nicht davon fliegen, ermahnte ſie ihn; aber als ſie die Bänder gelöſt hatte, da ſchwirrten ſie alle hinaus wie kleine Amoretten mit Schmetterlingsflügeln und er war zu befangen geweſen, die Hand darnach auszuſtrecken. Sie lachte laut und er erwachte. Ich werde doch meine Zuflucht zu ihr nehmen müſſen, ſprach er zu ſich ſelbſt; wie ſie die Märchen erzählt, iſt alles fertig und dramatiſch bewegt; ich habe nur meine Knittelverſe dafür zu machen. Dann geriet er wieder ins Schwanken, indem er fürchtete, zudringlich zu erſcheinen. So hin und her überlegend, verwirrten ſich ſeine Gedanken, der Schlaf übermannte ihn aufs neue und der Traum begann ſein altes Spiel mit ihm. Er war in großer Geſellſchaft und hörte ſie eine Arie aus Figaros Hochzeit ſingen; wie ſehr er ſich mühte, es war ihm unmöglich, zu ihr zu gelangen, da ſich immer die Geſellſchaft dazwiſchen drängte. Er ſah, wie der Vorhang des Marionettentheaters in die Höhe ging und der Hanswurſt vortrat, um ein neues Stück anzukünden. Den Titel verſtand er nicht, aber es fiel ihm auf einmal heiß auf die Seele, daß er gar kein neues Stück geſchrieben habe; er hörte Felicitas hinter ſich kichern, wollte davon rennen und überrannte Ellen, die auf einer großen ſilbernen Schüſſel den Gäſten den Thee darreichte. Die Taſſen fielen klirrend zur Erde, ein wirkliches Klirren aber drang in ſein Ohr und verſcheuchte Schlaf und Traum. Durch eine Bewegung des Armes hatte er Waſſerflaſche und Trinkglas zur Erde geworfen, die nun zerbrochen am Boden lagen und den Fußboden mit ihrem Inhalte überſchwemmten.

Die Sonne schien hell und verlockend durch den Fenster-Vorhang; er kleidete sich rasch an und eilte hinaus, um sein dumpfes Haupt von der frischen Morgenluft klären zu lassen. Statt sich aber mit voller Seele der ganzen Herrlichkeit dieser frühen Stunden hinzugeben, ging er in gebückter Haltung, den Blick immer auf den Boden gerichtet, durch die Feld- und Waldwege, indem er wachend träumte, wie er schlafend geträumt hatte. Die vorrückende Zeit mahnte ihn, daß die Tages-Arbeit ihren Anspruch an ihn erhebe: so wandte er seine Schritte und befand sich bald wieder in den Straßen von Nixenheim. Plötzlich sah er sich gerade vor dem Ehrentrautschen Hause und im Begriffe einzutreten. Bist du dem Tollhause entsprungen? sprach er zu sich selbst, richtete sich aus seiner vorüber gebeugten Haltung gerade auf, warf den Kopf in den Nacken und schlug mit einer gewissen Entschiedenheit eine andere Richtung ein. Indes vermochte er nicht weit zu gelangen, da zwei schwere Frachtwagen, die sich bei der großen Enge der Straßen nicht genügend hatten ausweichen können, mit den Rädern fest in einander gefahren waren und den Durchgang versperrten. Bei dem lebhaften Verkehr, wie er in Nixenheim schon mit dem frühen Morgen begann, entstand bald ein ungemeines Gedränge von Gepäckträgern, Magazinknechten mit vollbeladenen Karren, Handwerkern und sonstigem Volk. Der Wirrwarr wurde allgemein und es gelang Gerardus nur mit Mühe, sich wieder zurückzudrängen und frei zu machen. Da fühlte er auf einmal seinen Arm ergriffen; es war Burghard, der ein paar Notenhefte in der Hand trug. Wir gehen zusammen, rief dieser; ich habe hier Schumannsche Lieder, die ich noch nicht kannte und die zu den herrlichsten gehören, die je geschrieben

worden sind. Er ließ seinem Freunde keine Zeit, einen andern Willen zu äußern und so stand Gerardus bald aufs neue vor dem Hause des Herrn Ehrentraut, der; eine kurze Pfeife im Munde und ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe, gerade aus der Thüre trat. Ei, Herr Gerardus, begrüßte ihn dieser, Sie kommen gerade recht, um mir bei meinen Rechnungen zu raten. — Wo ist Felicitas? fragte Burghard. — In der Küche, antwortete Herr Ehrentraut. — So wollen wir Deinen Kaffee-Fakturen noch einige Ruhe gönnen. Bitte, Gerardus, folge gleich mit meiner Nichte nach; sie muß die Lieder einstudieren, ich will aber vorerst die Begleitungen durchspielen.

Burghard eilte die Treppe hinauf, Ehrentraut aber trat mit Gerardus durch den schmalen Flurgang in die Stube. Die Thür zur Küche stand auf und Gerardus bemerkte, wie Felicitas vor dem Herde auf den Knieen lag und mit aller Macht in das Feuer pustete, das nicht brennen zu wollen schien. Rauch und Funken flogen ihr ins Gesicht, was sie aber nicht beachtete. Ein junger Schlossergeselle stand neben ihr und schaute zu. Endlich rief sie: Nun seht, Joseph, wie Ihr ungeschickt seid; Ihr habt das eine Ofenrohr zu tief in das andere geschoben und damit den Luftzug abgeschnitten. — Ich hätte nicht geglaubt, daß es schaden thät', antwortete der Schlosser, indem er sich daran gab, sein Ungeschick zu verbessern. — Wenn Ihr nun geht, Joseph, so grüßt mir Euern Schatz und seht Euch selbst noch in Euerm Handwerk um, damit nicht später der Lehrling über den Meister komme. Sie trat in die Stube, in der einen Hand eine kleine Schaufel, in der andern einen Staubbesen. Ihr Gesicht war von der gebückten Stellung, die sie vor dem Herde eingenommen

hatte, und ihrer körperlichen Anſtrengung noch ganz gerötet; zugleich hatten ſich hier und da kleine Flöckchen Rauch darauf feſtgeſetzt. — Ums Himmelswillen, Herr Gerardus, rief ſie erſchrocken aus, als ſie dieſen erblickte, was werden Sie von mir denken? Gerardus aber fühlte ſeine Befangenheit plötzlich verſchwinden. Wie ſie da vor ihm ſtand in ihrer Hausthätigkeit, im einfachen Morgenkleide, auf dem Kopfe ein zierliches Häubchen mit roten Schleifen, wurde es ihm heimlich in der engen Stube. Er erzählte ihr kurz ſeine Begegnung mit Burghard, daß dieſer ſie oben am Flügel mit den neuen Heften Schumannſcher Lieder erwarte. — Da müßte ich mich erſt ordentlich ankleiden, rief ſie, denn Schumann iſt nicht wie Schubert, von dem man vieles ſchon mitten in der Arbeit und Wirtſchaft ſich zur Freude ſingen kann. Man vergißt ihn ſelbſt über ſeinen Liedern, aber Schumann iſt mit ſeiner eigenſten wundervollen und tiefen Natur immer zugegen. Mir iſt oft, während ich ſinge, als ſpräche er perſönlich aus den Noten heraus zu mir und enthüllte mir alles geheime Leben in ſeiner eigenen Bruſt. Freilich kommt es mir auch zuweilen vor, als ſei das Herz in dieſer Bruſt nicht ganz geſund und als wäre es nur deſſen Fieberhitze, der die Blumen, die aus ihm hervorſprießen, ihren fremdartigen, ſeltſamen und berauſchenden Duft verdanken. Wie könnte ich Schumann ſingen, ſo wie ich bin? — und da ſie im Spiegel die kleinen ſchwarzen Flöckchen und Tüpfchen in ihrem Geſichte bemerkte, lachte ſie laut: Ei, wie ſehe ich aus, wie des Teufels rußiger Bruder! — Frau Ehrentraut ſteckte den Kopf durch die Thüre, um zu ſehen, was es da gebe. Felicitas, Felicitas! rief ſie in mahnendem Tone und kehrte in den Laden zurück, um ihre Kunden zu bedienen.

Ist das auch eine Märchen-Figur? fragte Gerardus.

Meine Mama? I behüte! antwortete sie und der Gedanke, daß seine ehrbare Frau, die im Laden stand und Zucker und Reis abwog, eine tolle Märchenfigur sein könne, erschien selbst dem Herrn Ehrentraut so komisch, daß er herzlich in das Gelächter einstimmte.

Wie hätte ich mir das herausnehmen dürfen? sagte Gerardus, ich meine des Teufels rußigen Bruder.

Ja, der mußte in der Hölle das Feuer schüren und putzen und kehren, just wie ich hier. Der Schmiedegesell, den Sie vorhin sahen, ist auch so ein Dummerhans aus irgend einem Märchen; er will seine alte Meisterin heiraten, weil sie einiges Vermögen besitzt, aber da er sein Handwerk nicht versteht, wird er bald genug in Not geraten.

Und Sie wissen ein Märchen von einem Schmiedegesellen? fragte Gerardus.

Eines hab ich im Sinn, das Sie vielleicht gebrauchen könnten; jedes Handwerk hat seinen Vertreter, es wäre mir nicht schwer, eine ganze Schürze davon voll zu packen und Ihnen zuzuschicken.

Gerardus erschrak, da ihm diese Äußerung wieder lebhaft seinen Traum in Erinnerung brachte. Von oben hörte man die Begleitung zu den Schumannschen Liedern herunter klingen. Eine Weile standen alle still um zu lauschen. Dann nahm Felicitas das Wort: ich will mich nur sputen, um meinen Ohm nicht zu lange warten zu lassen, aber singen kann ich nicht, nur die Noten ansehen, denn es ist zwischen Schubert und Schumann auch noch dieser Unterschied, daß die Schubertschen Lieder mit ihrer himmlischen Klarheit ganz wohl in den lichten Tag hineinpassen; aber Schumann mit seiner träumerischen Versunkenheit will die Stille des

Abends, wenn alles Treiben der Welt abgethan und zur Ruhe gebracht ist und unsere Gemüter selbst erregter und empfänglicher geworden sind. Ich spreche nur so, wie ich's verstehe und fühle, — andere mögen anders urteilen.

Sie werden hierin Recht haben wie in allem, entgegnete Gerardus.

Wollen Sie diesen Abend mit meinem Ohm zu uns kommen, werde ich gern singen, was er neues mitgebracht hat, und haben Sie dann noch Lust zu meinem Märchen vom jungen Schmied — —

Ich fände alle meine Wünsche auf das Höchste erfüllt, unterbrach sie Gerardus.

Wir setzen uns oben in unserer grünen Stube zusammen und drehen die Lampe so niedrig, daß nur noch ein kleines blaues Flämmchen auf dem Dochte brennt, obgleich gar nichts zum Gruseln und Fürchten darin vorkommt. Felicitas! rief Burghard von oben herunter. Gleich, Herr, gleich! antwortete sie mit dem Shakespeareschen Küfer und wandte sich wieder zu Gerardus: als ich noch ein kleines Mädchen war, hörte ich selbst am liebsten solche Handwerker-Märchen in unserem Waren-Keller erzählen, mitten zwischen den Fässern und Ballen; dann kletterte ich auf das höchste Faß oder auf den am höchsten liegenden Ballen und war überglücklich, wenn es mir so recht angst wurde. Unter der Decke hing eine alte Laterne mit trüben, verstaubten Gläsern, die beim leisesten Luftzug hin und her schwankte. Der Boden und die breiten kupfernen Stäbe, in welche die Gläser gefaßt waren, warfen riesige schwarze Schatten. Oben an der Mauerwand zog sich ein schmales Brettergestell vorbei, vollgestopft mit altem Gerümpel, Gläsern, Flaschen und Töpfen, und überdeckt mit dichtem Spinngewebe.

Wenn nun die Schatten der Laterne unstät über den Fußboden und die ausgebröckelten Kalkwände liefen, auf und ab, hierhin, dorthin, über die Ballen und Fässer und über das Gerümpel, dann meinte ich oft, solche ungeheuerliche Gestalten darin zu sehen, daß ich laut aufschrie. In der Regel stürzte dann mein besorgtes Mütterlein herein und holte mich von meinem Thronsitz herunter. Ach aber, wenn sie darauf mein reines Kleidchen in der hellen Stube untersuchte und die Fett- und Schmutzflecken bemerkte, die ich im Keller davon getragen — Felicitas! rief Burghard mit dringender Stimme. Gleich, Herr, gleich! rief sie hinauf, lachte und sprang in die Küche, deren Thür sie hinter sich zuschlug. Herr Ehrentraut aber rückte einen Stuhl zurecht und erbat sich von Gerardus Rat über die Regulierung seiner holländischen Rechnungen.

Es fing schon an dunkel zu werden, als Ellen vor dem Schönaichschen Hause stand. Ihr Herz klopfte; sie wurde unschlüssig, ob sie zurückkehren oder eintreten sollte; endlich stieg sie mühsam die steinerne Treppe hinauf, die sich vor dem Hause befand, und obgleich es nur wenige Stufen waren, fühlte sie sich doch, oben angelangt, ganz erschöpft und außer Atem. An der Hausthüre befand sich als Verzierung ein scheußlicher Löwenkopf von Messing, mit weit aufgerissenem Rachen. Wie unpassend und unschicklich ist es doch, dachte Ellen, den Eingang zum Hause mit solchem gräßlichen Schaustück zu versehen, das den Gast zurückschreckt, statt ihn einzuladen und willkommen zu heißen. Sie zog die Schelle; ein kleiner Junge öffnete, der ihre Frage, ob Frau Schönaich zu Hause sei, bejahte und sie in das zweite

Stockwerk wies. Ellen bat ihn, ihre Karte hinaufzutragen, wozu ſich der Junge ſofort bereitwillig zeigte. Sie folgte langſam nach und hörte kurz darauf die gedehnte Stimme der Frau Schönaich rufen: laß das fremde Fräulein herauf kommen. Die Treppe war nur in ihrem unteren Teile durch das kleine Fenſter erhellt, das ſich über der Hausthüre befand; je höher Ellen ſtieg, deſto dunkler wurde es um ſie her, bis ſie ſich endlich in vollſtändiger Finſternis voran tappte. Sie hielt ſich am Geländer feſt und gelangte ſo auf den Gang des zweiten Stockes, der ebenfalls ganz im finſtern lag. Ein Lichtſtrahl, der durch eine Ritze fiel, ließ vermuten, daß ſich dort eine Thür befinde. Sie ſchritt darauf zu, indem ſie die Hände vor ſich hinſtreckte, um nirgend anzuſtoßen; mit dem Fuße aber ſtreifte ſie einen ſteinernen Krug, der auf dem Boden ſtand und nun raſſelnd umſtürzte und über den Gang rollte. Die Thüre öffnete ſich und vor ihr ſtand Frau Schönaich. Ach, liebe Frau Schönaich, rief Ellen, Sie müſſen es mir verzeihen, wenn ich Ihnen ungelegen komme und mit einer großen Bitte dazu, deren Erfüllung Ihnen aber, wie ich überzeugt bin, ſelbſt nur Freude und Befriedigung gewähren wird.

Was könnten Sie von mir wünſchen? erwiderte Frau Schönaich, die nicht Miene machte, aus der Thüre zu weichen, aber durch eine geſchickte Bewegung Ellens genötigt wurde, den Eintritt zu geſtatten. Ein erſtickender Geruch empfing Ellen, als ſie den Fuß in das Gemach ſetzte; ſie fürchtete, davon ohnmächtig zu werden, überwand aber ſchnell das phyſiſche Unbehagen, und indem ſie ihr ſtark parfümiertes Taſchentuch vor den Mund brachte, warf ſie einen Blick durch den kleinen Raum, der ſie umgab. Er wurde durch eine alte Küchenlampe trübſelig erleuchtet, war eng und

niedrig und lief nach einer Seite schmal zu; hier befand sich ein kleines Fenster, das nach dem Hofe ging und selbst bei Tage nur wenig Licht einließ. Das Zimmer diente als Küche und Waschstube zugleich; die Wände waren mit einer schlechten grauen Tapete bekleidet, welche sich aber infolge des heißen und ätzenden Schwadens, der den ganzen Tag den Raum erfüllte, an vielen Stellen losgelöst hatte und in Fetzen herunter hing.

Was wäre es, das Sie von mir wünschen könnten? fragte Frau Schönaich noch einmal.

Mich führt der Drang hierher, die künstlerischen Schöpfungen Ihres Gemahls kennen zu lernen, von denen ich so viel gehört habe, und ich hoffe, daß Sie mir die Einsicht gewähren.

Man hat Sie falsch berichtet, erwiderte Frau Schönaich, mein Mann ist kein Künstler und was er außerhalb seiner Geschäftsstunden auf das Papier bringt, das würde ich Ihnen nicht vorlegen können.

Was sollte Sie daran hindern, liebe Frau Schönaich? entgegnete Ellen, oder hätte vielleicht Ihr Herr Gemahl selbst die Gewogenheit? — ist er zu Hause? darf ich ihn fragen?

Mein Mann selbst? rief Frau Schönaich mit dem Ausdruck eines empörten Gefühls, der für Ellen unverständlich war. Ob er zu Hause ist? — sie schwankte, ob sie die Frage nicht lieber verneinen sollte, aber das Bewußtsein, eine Lüge zu sagen und damit eine Sünde zu begehen, hielt die Antwort zurück: sie schwieg. Ein heftiges Husten ließ sich im anstoßenden Zimmer hören. Ist das nicht Herr Schönaich? rief Ellen, und ehe die Frau es ihr verwehren konnte, hatte sie die Thüre geöffnet und sah ihn selbst, mit

Zeichnen beschäftigt, am Tische sitzen. Ellen eilte auf ihn zu. Wie ich mich freue, Sie hier zu treffen! rief sie aus, Sie werden nicht so grausam sein, wie Ihre Frau es mich fürchten ließ, und mir den Anblick Ihrer Arbeiten vorenthalten. Der Künstler schafft nicht für sich allein, sondern für die Welt, von der ich doch auch ein klitzerkleines Stück bin, und die ein Recht auf ihn hat. Denn dafür ward ihm die Kunst gegeben, daß er uns andere arme Menschenkinder damit empor heben soll über den Erdenstaub und Erdendunst; — und sagen Sie selbst, würde Ihnen nicht Ihre beste Kraft genommen, wenn Sie die Hoffnung aufgeben sollten, daß die göttliche Begeisterung, die Sie beim Empfangen und bei der Ausführung Ihrer Kunstgedanken erfüllt, auch vom fertigen Werk auf die Menge übergehe, dauernd von Geschlecht zu Geschlecht, wie wir noch heute die Seele sättigen an den Göttergestalten der griechischen Künstler und an den wundervollen Schöpfungen der italienischen Maler?

Schönaich war aufgesprungen vor Schreck, vor Freude, vor Scham, daß er seine ärmlichen Verhältnisse nicht wenigstens in etwa hatte verbergen können. Er trug einen großen Augenschirm von grünem Papier, den er nun rasch abwarf. Die Lampe war mit einem inwendig weiß lackierten Blechschirm verdeckt, der das Licht auf den Tisch koncentrierte, die ganze Stube aber in einen tiefen Schatten hüllte. Auch diesen nahm Schönaich fort und Ellen sah, daß sie sich im Wohnzimmer befand, das einen besseren Anblick bot, als der Eintritt durch den Vorraum hatte erwarten lassen. Die beiden Fenster des Zimmers waren mit Vorhängen von einfachem weißem Nessel versehen; ein Kleiderschrank von Kirschbaumholz, ein Tisch, ein paar Rohrstühle und ein

kleiner Spiegel bildeten die übrige Ausstattung; vor dem Schrank stand eine große Mappe und ein großes Zeichenbrett lag auf dem Tische. Frau Schönaich war Ellen gefolgt und hatte sich ihr zur Seite gestellt; die Lampe beleuchtete beide Frauengestalten: der Unterschied war ein grausamer. Ellen verstand sich auf alle Künste der Toilette und hatte sie heute mit besonderer Sorgfalt in Anwendung gebracht. Sie unterwarf sich nie der herrschenden Mode, sondern ließ stets ihre eigenen Eingebungen walten und ihre Näherinnen hatten deshalb große Not mit ihr. Man konnte ihr Kostüm oft auffallend finden, immer aber bewegte es sich in den Linien der Schönheit und war für Portrait- und Kostüm-Maler von großem Interesse. Sie trug an diesem Abend einen Rembrandt-Hut mit lang herabwallender Feder, darunter ihre braunen Locken hervorquollen, ein Kleid von dunkelbrauner Seide, tief ausgeschnitten, so daß es den Ansatz des Busens deutlich sichtbar machte, an langer goldener Kette um den Hals ein Medaillon von Onyx, dessen tiefe Schwärze die weiße Farbe ihrer Haut um so leuchtender hervortreten ließ. In den lebhaften Blicken, dem Ton der Stimme, in allen Bewegungen drückte sich die innere Erregung Ellens aus; sie war es nicht gewohnt, sich durch Hindernisse zurückschrecken zu lassen und gedachte auch diesmal ihren Willen durchzusetzen. Neben ihr, die in doppelter Beziehung ein Bild war des Überflusses, stand Frau Schönaich als ein Bild geistiger Beschränktheit und irdischer Armut. Sie gehörte zu jenen Frauen, die wohl stark sind im Ertragen, aber keine Kraft des Widerstandes besitzen und dadurch, daß sie sich hängen lassen und mutlos allem fügen, ein vorhandenes Leid nur noch unerträglicher machen. Jetzt, am Abend, ging sie noch, wie sie am Morgen

aufgeſtanden war, im Unterrocke und einer ſchmutzigen Nachtjacke von geblümtem Kattun, — unfriſiert, das Haar nach hinten geſtrichen und in einen Knoten zuſammen gebunden. Ihre Geſtalt war hager, das Geſicht eingefallen und voll gelber Flecke, die von ihrem Zuſtande herrühren mochten, denn ſie war hoch guter Hoffnung. Die Sorge um ein krankes Kind hatte ſie heute alles andere vergeſſen laſſen; aber auch an anderen Tagen that ſie nichts, um ihre äußere Erſcheinung mit der ihres ſo viele Jahre jüngeren Gatten zuſammen zu ſtimmen und ihm ſein Heim etwas freundlicher zu geſtalten; wäre es auch nur, daß ſie in einem Waſſerglaſe einen Strauß von Feldblumen auf den Tiſch geſtellt hätte. Nachdem Ellen ihre Rede beendigt, ließ ſie ihrem Manne nicht Zeit zur Erwiderung, ſondern begann ſofort in ihrer langſamen Sprechweiſe: Ich habe es dem Fräulein ſchon geſagt, daß weder Du noch ich ihrem Wunſche willfahren können. Schönaich biß ſich auf die Lippen: Warum nicht? fragte er. Wenn das Fräulein ſich ſelbſt in unſere Proletarier-Herberge bemüht, wäre es nicht undankbar und unſchicklich, ihr das vorzuenthalten, was wir mit ſo leichter Mühe gewähren können? Kommt ſie nicht meinen eigenen Wünſchen entgegen? habe ich mich ſelbſt nicht ſchon ſeit langer Zeit geſehnt, über meine Arbeiten einmal ein anderes Urteil zu hören, als das meiner nächſten Freunde? Aber beruhige Dich, wenn ich heute nicht beſtehe, ſo ſage ich all meinen Träumen für immer fahrewohl und Du ſollſt von morgen an nichts anderes mehr in mir finden als den Handwerker, dem ſeine Zunft genügt. Nun ſei ſo gut und ſorge für eine Taſſe Thee.

Um alles nicht! rief lebhaft Ellen, welche die phyſiſche Unmöglichkeit fühlte, nur einen Tropfen von dem zu ge-

nießen, was in den Gerüchen des Vorraums zubereitet wurde. Frau Schönaich ſeufzte tief auf und ging. Ellen ſah ihr nach. Wie furchtbar häßlich! rief ſie halblaut. Erſchrocken über ihren eignen Ausruf ſuchte ſie ihn durch Huſten zu erſticken und rückte geräuſchvoll einen Stuhl an den Tiſch, auf dem ſie ſich niederließ, um in aller Bequemlichkeit zu betrachten, was Schönaich ſich anſchickte, ihr vorzulegen. Die Blätter waren nach der Zeit ihres Entſtehens geordnet, von den Jugend-Arbeiten bis zu den letzten Entwürfen. Über die erſten Zeichnungen ging Ellen raſch hinweg; ſie wußte, wie wenig Gewähr ſolche Proben eines frühen Talents für die ſpätere Entwicklung bieten. Bald aber wurde ihre Aufmerkſamkeit ſtärker gefeſſelt; es waren Blätter aus der bibliſchen und Profan-Geſchichte, erſt in Anlehnung an bekannte Bilder, dann in freier und geiſtvoller Auffaſſung, die Handlung klar ausgeſprochen, die Gruppen maleriſch geordnet, nur die Bewegungen und der Ausdruck der Leidenſchaft übertrieben, wie denn die jugendliche Begeiſterung nie glaubt genug thun zu können. Überall freilich zeigte ſich noch das Ringen des Gedankens mit der Form, die Hand vermochte noch nicht zu folgen und eine Menge von Zeichenfehlern machte ſich bemerklich. Zu einzelnen Kompoſitionen fanden ſich Farbenſkizzen, die, ſoweit es beim Lampenlicht zu erkennen war, auch nach dieſer Richtung ein ungewöhnliches Talent bekundeten. Mit jedem neuen Blatt wuchs die Teilnahme Ellens. Sie hatte von Jugend auf viel mit Malern verkehrt, ihr Urteil durch ſie gebildet und auf ihren großen Reiſen die vorzüglichſten Gallerien Europas nicht flüchtig durchlaufen, ſondern eingehend ſtudiert. Die Bemerkungen in ihren Tagebüchern hatten durch das zutreffende, die Eigentümlichkeit der An-

ſchauung, die Beziehungen, welche ihr ſcharfes Auge aus manchen Bildern herausgeleſen, vielfach die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe unſerer bedeutendſten Kunſtkenner erregt. Beim weiteren Umſchlagen der Mappe traf ſie auf Darſtellungen aus zwei Gebieten, die ſich gegenüber ſtehen wie die Pole der Himmelsaxe, aus Dante und Homer. Ellen wußte ſich vor Erſtaunen nicht zu faſſen über das einfache, ruhige, klare, plaſtiſche in den Schilderungen aus der griechiſchen Welt, über das bewegte, phantaſtiſche und düſtre in den Illuſtrationen zur göttlichen Komödie. Hier iſt mehr, rief ſie aus, weit mehr als ich erwartete, mehr Geiſt als in allen unſeren zopfigen Akademien und Kunſtſchulen, als in allen neuern Ausſtellungen, wo nichts zu finden iſt als bibelleſende Alte, die Geburtstage von Großmüttern und Großvätern, gelangweilte Liebespaare oder die kränkliche Romantik der Genoveva. Die Natur hat Ihnen das gegeben, was nicht erlernt werden kann, was den Künſtler zum Künſtler macht, den Genius, der ihn heraushebt aus der großen Menſchenwoge. Was Ihnen fehlt, das iſt die Technik, das Handwerk, die genaue Kenntnis der Anatomie, Dinge die Sie in ein paar Wochen nachholen werden. Wie ſehr das alles untergeordnet iſt, das mögen Sie an Cornelius ſehen, der verſchmäht hat, es ſich anzueignen, und die Größe ſeiner Konceptionen nicht dadurch verkümmern will, daß er die übertriebenen oder verrenkten Gliedmaßen ſeiner Figuren nach dem Zollſtabe beſchneidet. Neben ihm, neben Bendemann, Kaulbach und Rethel würden Sie der Begründer einer neuen Epoche werden. Frau Schönaich trat ein, um den Thee zu bringen. Wie glücklich müſſen Sie ſein, rief Ellen ihr zu, alle dieſe herrlichen Schöpfungen Ihres Gemahls entſtehen zu ſehen, ſich über die Stoffe mit ihm zu

besprechen, von ihm selbst zu hören, was er mit dieser oder jener Gestalt besonders ausdrücken will, Teil zu nehmen an seiner Arbeit, sei es auch nur, daß Sie die Hand oder den Arm hinhalten, damit er seine Zeichnung darnach berichtige.

Gott soll mich vor solcher Sünde bewahren, entgegnete Frau Schönaich. Bei meiner großen Liebe zu ihm mögen Sie bedenken, wie groß meine Schmerzen um ihn sind, daß ich ihn bis in die späte Nacht über diesen Sachen sehe, die uns keinen Pfennig in das Haus bringen und seine Seele dem Himmel entziehen. Denn alle Kunst ist teuflisch und aus der Apostelgeschichte weiß ich, wie sehr Paulus über die Götzenbilder ergrimmte, die er zu Athen aufgestellt sah.

Wie, liebe Frau Schönaich, rief Ellen, die Kunst soll teuflisch sein, die doch göttlich ist? Wo gäbe es ein Menschenherz, das ihrer nicht bedürfte? Und ist im tiefsten Grunde nicht alle Kunst eins? Wollen Sie auch unsere großen Dichter verdammen, wie unsere Maler und Bildhauer?

Für unsere Seligkeit sind die einen so verderblich wie die andern, sprach Frau Schönaich. Wenn das Menschenherz der Kunst bedarf, so findet es sein genügendes Maß in der Bibel, vielleicht auch hier und da in einem frommen Liede aus dem Gesangbuche; aber die Bibel ist Kunst genug in ihrer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit. Weiteres wird Ihnen mein Mann nicht zeigen und Sie dürfen es nicht sehen, denn es ziemt sich nicht für die Augen einer Frau, wie viel weniger einer Jungfrau.

Sie setzte zwei Paar Tassen auf den Tisch, beide mit abgebrochenem Henkel, und einen großen, mit einer Untertasse zugedeckten steinernen Topf, welcher den Thee enthielt.

Schönaich hatte von der nächsten Zeichnung gerade den Bogen Seidenpapier fortgenommen, der zum Schutze darüber ausgebreitet lag; er knitterte ihn in der Hand zusammen und seine Stimme bebte, als er rief: sind wir denn wirklich so herunter gekommen und von allem entblößt, daß sich nicht einmal mehr ein wirklicher Theetopf und ein anständiges Paar Theetassen im Schranke findet? Frau Schönaich erwiderte mit ihrer ruhigen langsamen Stimme, daß sie nicht daran gedacht habe; sie sei durch ihr Kind, das nach ihr gerufen, abgehalten worden. Dann schritt sie wieder hinaus in der unschönen Haltung, die durch ihren Zustand bedingt wurde, ohne daß sie sich Mühe gegeben hätte, das auffallende darin etwas zu mildern. Ellen blickte auf Schönaich, der von einem krampfhaften Husten befallen wurde; — sie sah auf jeder seiner Backen einen kreisrunden roten Flecken erscheinen, der sie erschreckte. — Ich sollte Ihnen nach den Wünschen meiner Frau diese übrigen Sachen nicht zeigen, sprach er, aber Sie mögen mich nun ganz kennen lernen. Er öffnete vor ihr eine zweite Mappe, in welcher er die Skizzen zu mythologischen Bildern aufbewahrt hatte, Nymphen und Faune, einige leicht angetuscht, Darstellungen der Venus, die vertrautesten Begegnungen Jupiters mit den schönen Erdentöchtern. Die alten Italiener leben wieder auf! rief Ellen, hingerissen von einigen dieser Blätter, welche ihr alles vorhergehende zu übertreffen schienen, und in der That offenbarte sich darin ein Schönheitsgefühl, wie wir es nur an den alten Italienern kennen. Die weiblichen Gestalten waren, wie bei jenen, voll von der keuschen Schönheit, die nichts von sich selber weiß, die nicht ahnt, daß sie von fremden Augen betrachtet wird, und darin liegt das Geheimnis, daß das Sinnliche nicht sinnlich wirkt,

umgekehrt wie bei den neueren Franzoſen, bei denen alles Raffinement iſt und Berechnung auf den ſinnlichen Effekt. Wie ſchade iſt es, rief ſie bei der Betrachtung eines Leda-Bildes, dieſer rechte Arm iſt verzeichnet und ſtört den Eindruck; doch könnten Sie ihn mit der leichteſten Mühe berichtigen und ich will Ihnen gern dazu ſitzen. Sie ſchob ihm Bleiſtift und Gummi hin, die auf dem Tiſche lagen, ſtreifte dann mit der reizendſten Natürlichkeit von der Welt ihren Ärmel in die Höhe und brachte den Arm in die geeignete Lage; es war der Arm einer Göttin. Schönaich nahm den Bleiſtift und verſuchte zu zeichnen, aber ſeine Hand zitterte heftig. Will es nicht gelingen? fragte ſie lächelnd. Frau Schönaich trat wieder ein, ohne daß ſie bemerkt worden wäre. Ihr Blut erſtarrte beim Anblick dieſer Scene; langſam ging ſie zurück, immer die ſtieren Blicke auf die beiden geheftet. Die Thür ſchlug hinter ihr zu und Ellen ſprang vom Stuhle auf. Ein Geräuſch drang herein, als hätte Jemand ſich auf die Kniee geworfen und rutſchte darauf hin und her; dann hörte man Frau Schönaich mit Mark und Bein durchdringender Stimme ſchreien: Vater unſer, der du biſt im Himmel, führe ihn nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe ihn von dem hölliſchen Geiſte, der zu ihm gedrungen iſt, um ihn zu verderben! Amen, Amen, Amen! Ellen frug voll Angſt: was iſt mit Ihrer Frau? faßte ſich aber ſchnell, als ſie einen Wagen heran rollen und vor der Thüre halten hörte. Ich werde abgeholt, rief ſie, und muß eilen. Sie ſetzte den Hut auf, den ſie auf einen Stuhl gelegt hatte, raffte ihren Spitzen-Shawl zuſammen und bat Schönaich, ihr zu leuchten. Mit Herzklopfen öffnete ſie die Thüre nach dem kleinen Eingangszimmer: es war leer, Frau Schönaich hatte ſich entfernt.

Sorgen Sie für frische Luft, rief sie Schönaich zu, indem sie rasch hindurch schritt, Sie bedürfen ihrer. Schönaich folgte mit der Lampe über den Gang und die Treppe hinab, — dann kehrte er langsamen Schrittes zurück, setzte sich wieder an den Tisch, bedeckte die Lampe mit dem Blechschirm und stützte das Haupt mit beiden Händen, die er vor der Stirne zusammen faltete, indem er fort und fort vor sich hinstierte. Er war wie betäubt; Ellen hatte ihn in den Himmel erhoben, dann war seine Frau gekommen, um ihn grausam wieder hinaus zu stoßen. Darüber täuschte er sich nicht, daß er noch einen langen und dornenvollen Weg zu machen habe, daß es noch ernster und tiefer Studien bedürfe, bevor er der Welt als ein fertiger Künstler gegenüber treten könne. Er wäre glücklich gewesen unter größeren Entbehrungen, als er jetzt noch erdulden mußte, denn er fühlte in sich die Kraft, das höchste Ziel zu erreichen, — aber er sah nirgend ein Mittel, in seiner Frau den Glauben an ihn zu erwecken, das Verständnis für sein Streben: es gab keine Brücke von ihr zu ihm und sie waren doch an einander geschmiedet auf immer. Die Stube lag wieder in tiefem Schatten. Er starrte in die Leere, als ob aus der Nacht irgend etwas hervortreten müsse, das ihm Hülfe bringe. Dann schlug er die Augen wieder nieder, immer den Kopf auf beide Hände gestützt. Die Stunden vergingen, das Licht brannte herab und seine Gedanken verwirrten sich immer mehr. Träume künftigen Ruhmes stiegen in ihm auf. Wie er sich ihnen hingab, fühlte er wieder leise Stiche in der Brust. Erst achtete er nicht darauf, aber als sie heftiger wurden, verwechselte er den körperlichen Schmerz mit dem geistigen; er dünkte sich wie Prometheus, dem der Geier die Leber zerhackte. Ich ertrag' es nicht, rief

er, indem er heftig aufſprang, ich befreie mich mit Gewalt! — und ohne zu wiſſen, was er that, griff er nach dem Brodmeſſer, das auf dem Tiſche lag, und ſchleuderte es mit ſeiner ganzen Kraft wie auf einen gegenüberſtehenden Feind, daß es ſauſend die Luft durchfuhr und tief in die Stubenthür eindrang. Da war es ihm, als ſtände ſeine Frau in der Thüre und er hätte ſie mit dem Meſſer in das Herz getroffen. Ein Schauer durchrieſelte ihn; er ſchloß die Augen; als er ſie wieder öffnete, war die Geſtalt verſchwunden. Mit wankenden Schritten ging er nach der Thüre; es bedurfte einer großen Anſtrengung, bis er das Meſſer losgelöſt hatte; dann nahm er das Licht, um ſein troſtloſes Lager aufzuſuchen.

Die Schauſpielertruppe hatte ihre Vorſtellungen begonnen. Es waren Leute wie Squenz, der Zimmermann, Zettel, der Weber, und Schnauz, der Keſſelflicker. In dieſer Umgebung erſchien das Talent der Karoline Thalheim um ſo bedeutender; da aber die Aufführung klaſſiſcher Stücke bei den ungenügenden Kräften nicht möglich war, ſo hatte es nur Gelegenheit, ſich in unbedeutenden Luſtſpielen und Poſſen zu entfalten. Neben ihr machte ſich noch ein Herr von Farneſe als erſter Liebhaber bemerklich; er wurde von ihr begünſtigt und im Publikum, das den Klatſch liebt, ging allerlei Gerede über die beiden; wenn aber vertrautere Beziehungen beſtanden, ſo hielten ſie dieſelben ſorgfältig geheim.

Bercht hatte die Stelle eines Theaterarztes übernommen und als ſolcher der Thalheim täglich ſeine Beſuche gemacht. Er fand ſich täglich mehr durch ſie gefeſſelt und täglich

mehr von dem Drange beseelt, sich selbst thätig an der Bühne zu erweisen und zu versuchen, ob nicht in den Akteuren so viel Bildungsfähigkeit vorhanden sei, um einmal ein wirkliches Dichterwerk in vollendeter Weise zur Darstellung zu bringen. Unter den obwaltenden Umständen war er zunächst auf ein Stück mit beschränkter Personenzahl hingewiesen und so entschied er sich für die Goethische Iphigenie, da er für die Titelrolle keine glänzendere Vertreterin zu denken wußte, als eben die Thalheim, sowohl ihrer körperlichen Erscheinung wie ihrer Begabung nach.

Im ganzen nahm man in Nixenheim wenig Interesse an der Bühne; die kirchlichen Kreise verdammten sie, die übrigen, welche sich auf ihren jährlichen Geschäftsreisen an die verschwenderische Pracht der Hofbühne gewöhnt hatten, mit der hier die schalsten Komödien in Scene gesetzt werden, sahen mit Verachtung auf die ärmliche Ausrüstung des Nixenheimer Theaters herab. Sodann hielt alle das große Schauspiel in Atem, das der Prozeß gegen die Wernerschen Arbeiter ihnen bringen sollte. Bei der überall in Deutschland wachsenden Aufregung hatte der Staatsanwalt beschlossen, mit der größten Strenge vorzugehen, um jede Neigung zu irgend einer Auflehnung in den ersten Keimen zu zertreten. Die Fabrikherren waren obenauf; sie hielten ihre Macht für unerschütterlich und gerade diejenigen unter ihnen zeigten sich am herz- und gemütlosesten, welche sich in politischer und religiöser Beziehung am radikalsten geberdeten. Da wurden sie eines Morgens grausam in ihrer Zuversicht gestört; sie sahen an jeder Straßenecke ein großes Plakat angeschlagen, das ihren ganzen Ingrimm erregte, da es eine neue Wochenschrift ankündigte, den Gesellschaftsspiegel, der die Krankheit der Zeit bis in ihre innersten

Tiefen beleuchten ſolle. Vor allem ſolle das Blatt der Anwalt ſein für die Rechte des vierten Standes, auf deſſen Schultern die ganze Laſt des Staates ruhe; denn aus ihm würden die Heere für Verteidigung und Angriff gebildet und er ſei es, der unter Hunger und Entbehrungen den größten Teil der Steuern aufbringen müſſe. Das Intereſſe des Staates ſelbſt verlange es, daß dieſer vierte Stand, die Macht des Volkes, neue Kraft zum Leben gewinne und nicht ausgebeutet, ausgeſogen und ausgenutzt werde durch die unbarmherzige Geldgier der Ariſtokratie des Handels und der Gewerbe. Nicht in philoſophiſche Träumereien, in fruchtloſe Erörterungen ſozialiſtiſcher Syſteme, in das Ausbauen einer unmöglichen Welt aus Hirngeſpinnſten ſolle ſich das Blatt verlieren, ſondern den Thatſachen zu Leibe rücken, für jeden Zweig der Fabrikation die Berechnung aufſtellen, über die Gewinne des Fabrikanten und über den Lohn, den er dem Arbeiter zahle; dem Auge der Welt den furchtbaren Unterſchied zeigen, wie aus der gemeinſchaftlichen Thätigkeit ſich das Daſein für jene geſtalte und für dieſen; es ſolle jede Unbill und jede Willkür mit Nennung der Namen an die Öffentlichkeit bringen, um dem Strafrichter zur Unterſuchung Anlaß zu geben. Unterzeichnet war das Plakat von Doktor Rösner. Dieſe furchtloſe und rückſichtsloſe Herausforderung eines Fremden und Unbekannten brachte alles in Aufruhr; man beſtürmte den Bürgermeiſter, wie er ſeine Genehmigung habe erteilen können, man beriet ſich mit dem Staatsanwalt, ob es nicht möglich ſei, das Blatt vor ſeinem Erſcheinen zu unterdrücken, aber Rösner hatte alle geſetzlichen Bedingungen erfüllt, die erhebliche Kaution durch Hinterlegung von Staatspapieren geleiſtet und im Übrigen das Programm ſo geſchickt ab-

gefaßt und seine Bestrebungen so mit den großen Aufgaben des Staates verbunden, daß auch der Staatsanwalt keinen anderen Rat zu erteilen wußte, als abzuwarten. So müssen wir ihn erkaufen! rief eine Stimme; nun aber wurde man belehrt, daß der Gefürchtete einem alten, angesehenen und reichen Bankhause entstamme, sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens befinde und durch seine frühere Teilnahme an großen geschäftlichen Unternehmungen über alle Fragen des Handels und der Industrie ein vollgültiges Urteil habe.

Für die Arbeiter wurde Rösner der Messias, durch den sie ihre Erlösung erwarteten, aber sie hofften vergebens, daß er sich zu ihnen in die Kneipen setzen, Branntwein mit ihnen trinken, mit ihnen fluchen und ihnen die Hände schütteln würde. Er hatte einzelne zn sich beschieden, jeden aus einem anderen Stadtviertel, die nichts anderes hatten thun dürfen, als kurze Antwort auf die kurzen Fragen geben, die er an sie richtete; was weiter werden solle, das wußte niemand zu sagen.

Es war Mittagszeit und die Fabrikräume ergossen die Ströme ihrer männlichen und weiblichen Insassen auf die Straße. Jede Altersstufe war vertreten; man sah gebrechliche Greise, die eine Art von Gnadenbrod erhielten und mühsam an ihrem Stocke forthumpelten, kleine barfüßige Jungen und Mädchen, für die es keine Schule und keine Kirche gab und die wild und ohne Zucht aufwuchsen. Einige gingen erträglich gekleidet, andere zerlumpt, der Mangel aber lag überall auf den eingefallenen und bleichen Gesichtern; bei den verkommensten ging der Ton der Gesichtsfarbe ins bläuliche über, was vom übermäßigen Genusse schlechten Fusels herrühren mochte, der ihnen Vergessenheit bringen

und zugleich die fehlende Nahrung erſetzen ſollte. Ein Trupp, der ſich wieder mehr zu fühlen ſchien, ſtimmte einen Gaſſenhauer an, verſtummte aber plötzlich, als in der Ferne Doktor Rösner auf der Straße ſichtbar wurde. Da kommt er, rief leiſe einer dem andern zu, er hat es verboten, auf der Straße zu ſingen. Sie nahmen eine ſtraffe militäriſche Haltung an, denn ſie hatten alle bei der Fahne geſtanden und des Königs blauen Rock getragen, und grüßten im Vorübergehen auf militäriſche Weiſe. Rösner erwiderte den Gruß zurückhaltend mit leichtem Kopfnicken. Hinter ihm her kam Doktor Bercht, faßte ihn unter den Arm und rief: Du haſt die rechte Art, mit den Kerlen umzugehen; ſie werden alle tanzen wie du pfeifſt, aber komm, ich will Dir unſern Proteus zeigen als Iphigenie, als Gretchen, als gefährliche Tante, als Frau Wunſchel, in allen Fächern unvergleichlich, ſei es für die Tragödie oder für die Komödie, oder für tragiko-komiko-hiſtoriko-paſtorale. Er zog ſeinen Freund quer über die Straße vor den Buchhändler-Laden, in welchem die Photographie von Fräulein Thalheim in ihren verſchiedenen Rollen ausgeſtellt war, auf dem einen Blatte voll tragiſcher Verzweiflung und Furcht des Todes, auf dem anderen in einer Ausgelaſſenheit, die bis dicht an die Grenzen des Anſtandes ging. Es giebt keine herrlichere Iphigenie, rief Doktor Bercht faſt überlaut. Teufel! als Arzt muß ich doch auch wiſſen, was weibliche Schönheit iſt und dieſe hätte dem Praxiteles zum Modell dienen können. Dabei hat ſie ein künſtleriſches Feuer, eine Schnelligkeit des Erfaſſens, ihre Verkörperung der Figuren hat ſolche feinen individuellen Reize, daß ich ſie nicht genug bewundern kann; wo ſie irrt, da iſt es der Irrtum des Genies, aber es bedarf nur der leiſeſten Andeutung und ſie lenkt gleich

wieder in die richtigen Bahnen ein. Du ſiehſt mich groß an. Nun, ich kann Dir in Wahrheit ſagen, ich bin beſſer als mein Ruf und meine Frau hat mich mit ihrer Eiferſucht ohne Grund gequält, — aber hier, — — ich weiß nicht, wie das Schickſal mich treiben wird.

Und wer iſt der Schauſpieler, der zugleich mit ihr ausgeſtellt iſt als Hamlet, als Ferdinand, als Bruder Zwirn? fragte Rösner.

Ein Narr mit einem Puppenkopf, dem ich eines Tages den hohlen Schädel einſchlagen werde! rief Doktor Bercht und ſprang in den Wagen, der ihm gefolgt war und ihn raſch davon führte. Rösner blieb voll wunderlicher Gedanken vor den Photographien ſtehen. Nach einiger Zeit entfuhr ihm mit einem tiefen Seufzer der Ausruf: arme Frau!

Meinen Sie mich? fragte eine leiſe Stimme hinter ihm. Erſchrocken wandte er ſich um und ſah in das bleiche Geſicht der Doktorin, die ſich krampfhaft auf den Arm ihrer Freundin Ellen ſtützte.

Die Seele Schönaichs hatte wieder einen hohen Schwung genommen. An dem Tage, der auf jenen für ihn zugleich ſo ſchönen und ſo häßlichen Abend folgte, war ein Packet bei ihm abgegeben worden mit einer Aufſchrift, die augenſcheinlich von einer Damenhand herrührte; die Form der Buchſtaben war zierlich, aber doch von einer gewiſſen Schärfe und Härte. Erſt nach langem Zögern hatte Schönaich den Mut gefunden, das Packet zu öffnen. Es enthielt eine kleine Mappe von ſchwarzem Samt, mit Silber geſtickt, welche drei alte, zum Teil beſchädigte und beſchmutzte Blätter umſchloß. Beigefügt war ein parfümierter Zettel,

in welchem Ellen dem Talente Schönaichs in überschwenglichen Ausdrücken ihre Huldigung darbrachte und ihn bat, zur Erinnerung das kostbarste aus ihren Sammlungen anzunehmen, das sie besitze: zwei Original-Zeichnungen von Raphael, eine von Rubens. Schönaich fühlte sich von einem Schauer durchrieselt, als er die Reliquien in Händen hielt und die Zeichnungen betrachtete; es waren flüchtige Umrisse, von Raphael zu einer Madonna mit dem Kinde und einer Apostelfigur, von Rubens zu einer trunkenen Mänade. Er sah sich scheu nach allen Seiten um, ob er unbeachtet sei, und verbarg alsdann das ganze sorgfältig in einer Schachtel, welche auf dem Schranke stand und von der er wußte, daß seine Frau sie niemals berühre; es war das erstemal, daß er ein Geheimnis vor ihr hatte und vor ihr bewahren wollte.

In dem nun plötzlich wieder erwachten Drange nach Thätigkeit eilte er zu seinem Freunde Gerardus, um in der früheren Weise an den Marionettenspielen mitzuwirken; so konnte Bercht zu einer neuen Puppenkomödie einladen, welche mit aller erdenklichen Pracht in Scene gehen solle.

Als der Abend für die Aufführung heran gekommen war, saßen Frau Bercht und Ellen im Salon, um die Gäste zu erwarten, beide voll innerer Unruhe. Im Nebenzimmer hörte man Rösner und Bercht heftig mit einander reden. Gleich darauf trat Rösner ein. Frau Bercht eilte ihm entgegen; ihr Gesicht rötete sich, als sie ihm die Hand reichte und ihren Dank für den Schutz aussprach, den er ihr gewährt habe, — ach, gegen ihren eigenen Gemahl. In der That hatten die wiederholten und eindringlichen Vorstellungen Rösners so viel erreicht, daß Frau Bercht auch für heute darüber beruhigt sein konnte, daß ihr die verhaßte Gestalt der Schauspielerin nicht in ihren eigenen

Räumen begegnen würde. Die Erregung ihres Gemütes prägte ſich in dem Tone ihrer Stimme aus; wie das ſcharfe Ohr Ellens zu vernehmen glaubte, erklangen darin auch noch andere Regungen der Seele, als des bloßen Dankgefühls. Rösner verhehlte ſeine Beſorgniſſe für die Zukunft nicht, da Bercht trotzig auf ſeinem Willen beſtände und er fürchtete deshalb, daß es zum äußerſten kommen würde. — Ich verſtehe Sie, rief Frau Bercht, Sie würden ſich mit ihm ſchlagen. — Niemals, niemals! — ehe es damit enden ſollte, mag ſie denn hier erſcheinen, die ſein Herz mir entzieht; unter Ihrem Schutze, teurer Freund, bin ich ſtark genug, alles zu ertragen, ſtärker vielleicht, als er es ahnt und wünſchen mag. Rösner führte ſie auf ihren Sitz zurück; auf der Treppe hörte man die Tritte der Geſellſchaft, lachen und ſchwatzen. Wird er kommen? rief Ellen.

Wer? fragte Frau Bercht.

Wer anders als Schönaich?

Du ſchwärmſt für ihn.

Er darf nicht untergehen; es wäre ein unſühnbares Verbrechen von allen, die ſein Elend gekannt und ihm nicht geholfen haben. Sagt nicht, ich ſei eine Phantaſtin, geneigt, alles ins unermeſſene zu übertreiben. In ſeiner Kunſt weiß ich, daß mein Auge mich nicht täuſcht und hier iſt es einer ſo urſprünglichen Kraft begegnet, wie wir ſie nur bei den größten Namen finden.

Aber, liebſte Ellen, was ſollen, was können wir thun? fragte Frau Bercht.

Ach, nichts, ich weiß es; nicht die Verhältniſſe töten ihn, ſondern dieſes furchtbare Weib, das mich bis in meine Träume verfolgt hat.

Und davon kann ihn keine Macht der Erde befreien, rief die Doktorin.

Ich weiß ein Mittel, ich hab' es erwogen, sprach Ellen vor sich hin.

Du?

Er kommt, er kommt! rief sie und stürzte hinaus, that aber einen Schrei der Enttäuschung, als sie ihn unter den Ankommenden nicht erblickte. Wo ist Schönaich? Wo ist Ihr Freund? Sie wandte sich fragend an Gerardus und Burghard. Er hatte den Willen mitzukommen, antwortete Gerardus, und geleitete uns bis hierher; dann aber wurde er plötzlich wieder von seinem alten Dämon erfaßt, er entriß sich uns und stürzte davon. — Ich werde den Dämon zwingen! rief sie.

Doktor Bercht hatte seine Gäste schon im Vorhause empfangen und hinauf geleitet. Die Lustigkeit, welche er in übertriebenem Maße zur Schau trug, erschien gemacht; seine Stimme hatte den Wohlklang verloren und war hart und trocken. Wie mag es kommen, rief er, daß wir oft inmitten des tollsten Juchheis einen Heißhunger haben nach irgend einem plötzlichen Schrecken, wie wir uns bei einem üppigen Mahle nach Eis sehnen, wenn durch die heißen Braten, den flammenden Pudding, den Champagner und die Weiber unser Blut auf den Siedepunkt gebracht ist? Als die Kanonenschläge Napoleons in die Ballmusik zu Brüssel fuhren, das muß ein göttlicher Augenblick gewesen sein. Dem braunschweiger Herzog, dem sie den Tod verkündeten, ist da sicher die Wollust des Gruselns über den Rücken gelaufen. Er wandte sich an Felicitas: Wissen Sie kein Lied, mein Fräulein, das uns hier gruseln machen könnte?

Wie Hans im Märchen, dem seine Frau, als er im Schlafe lag, einen Eimer Wasser mit Stichlingen über den Leib goß? antwortete Felicitas mit lautem Lachen, — nein, das Lied müßte noch geschrieben werden.

Es ist geschrieben, rief Burghard. Wenn die Nerven der Damen stark genug sind, einen Choc auszuhalten, so kann ich damit aufwarten.

Nur zu, nur zu! erscholl es von allen Seiten. Bercht wartete gar nicht ab, was Burghard bringen würde, sondern eilte hinaus. Dieser aber setzte sich an den Flügel und begann zu präludieren, bis das leise Plaudern, das Hüsteln, das Rascheln der seidenen Kleider aufgehört hatte und ihn eine tiefe Stille umgab; dann sang er die alte schottische von Löwe komponierte Ballade Edward:

Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot
Und stehst so traurig da? O!
Ich hab' geschlagen meinen Geier tot,
Mutter, Mutter!
Ich hab' geschlagen meinen Geier tot,
Und das, das geht mir nah! O!

Deines Geiers Blut ist nicht so rot,
Edward, Edward!
Deines Geiers Blut ist nicht so rot,
Mein Sohn, bekenn mir frei! O!
Ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,
Mutter, Mutter!
Ich hab' geschlagen mein Rotroß tot
Und es war so stolz und treu! O!

Dein Roß war alt und haſt's nicht not,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und haſt's nicht not,
Dich drückt ein andrer Schmerz! O!
Ich hab' geſchlagen meinen Vater tot!
Mutter, Mutter!
Ich hab' geſchlagen meinen Vater tot,
Und das, das quält mein Herz! O!

Und was wirſt du nun an dir thun?
Edward, Edward!
Und was wirſt du nun an dir thun?
Mein Sohn, das ſage mir! O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruh'n,
Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn!
Will wandern über's Meer. O!

Und was ſoll werden dein Hof und Hall'?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall',
So herrlich ſonſt, ſo ſchön? O!
Ach, immer ſteh's und ſink und fall!
Mutter, Mutter!
Ach, immer ſteh's und ſink und fall!
Ich werd' es nimmer ſeh'n! O!

Und was ſoll werden aus Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden aus Weib und Kind,
Wenn du gehſt über's Meer? O!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln d'rin,
Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln d'rin,
Ich ſeh ſie nimmermehr! O!

Und was ſoll deine Mutter thun?
Edward, Edward!
Und was ſoll deine Mutter thun?
Mein Sohn, das ſage mir! O!
Der Fluch der Hölle ſoll auf euch ruh'n,
Mutter, Mutter!
Der Fluch der Hölle ſoll auf euch ruh'n,
Denn ihr, ihr rietet's mir! O!

In ihrer gedrängten Form, in dem furchtbaren und ſchnellen Fortſchreiten der Entwicklung durch Rede und Gegenrede, in der Steigerung von dem unheimlichen Beginne bis zum grauſenerregenden Schluſſe iſt dieſe Ballade wohl die größte, welche irgend ein Volk beſitzt. Ihr ebenbürtig und unvergleichlich in ihrer Furchtbarkeit iſt die Löweſche Kompoſition; die wachſende innere Angſt, das Pochen des ſchuldbeladenen Gewiſſens erklingt immer ſtärker und ſtärker, bis es zuletzt Mark und Bein erſchüttert.

Die Stimme Burghards war nicht eigentlich ſchön zu nennen, aber von großem Umfange, großer Kraft und für den Vortrag der Ballade wie geſchaffen. Als er geendet, fühlten ſich alle, namentlich die weiblichen Zuhörer, von Entſetzen ergriffen. Einige kreiſchten, andere ſprangen auf. Nein, das iſt nicht zum aushalten, riefen ſie, wie können Sie unſere Nerven auf ſolche Folter ſpannen! Nur Frau Bercht blieb ruhig. Die Kompoſition iſt bewundernswert, ſprach ſie, und von einer zerſchmetternden Gewalt; ich bin Ihnen um ſo dankbarer für Ihre Gabe, als ich bis jetzt noch keine Gelegenheit hatte, irgend etwas von Löwe zu hören, wenn gleich ſein Name bekannt genug iſt.

Freilich wohl, erwiderte Burghard, und doch iſt er faſt ſchon ein verſchollener Mann. Auf dem eigenartigen

Gebiete der Balladen-Kompoſition giebt es keinen, der ſich ihm nur irgend vergleichen könnte, aber der großen Menge fehlt das Verſtändnis. Wie Sie ſelbſt ſehen, fügte Burghard nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit hinzu, in ſeinen hervorragendſten Schöpfungen, wozu gerade Edward, ſein erſtes Werk, gehört, iſt er nicht ſalonfähig: wir vertragen die großen Emotionen nicht. Darum hat Schubert ihm in der Kompoſition des Erlkönigs den Rang ablaufen können, obgleich die Schubert'ſche nicht hinanreicht an die von Löwe mit ihrem düſtern und geiſterhaften Kolorit, ihrem beſtrickenden und dämoniſchen Reiz. Sie wiſſen, welch ein großer Verehrer ich ſonſt von Schubert bin und ſo fürchte ich nicht mißverſtanden zu werden.

An der Ballade, die wir eben hörten, begann Gerardus, iſt auch noch ein anderes zu bewundern; ich meine die Herder'ſche Übertragung, die ganz den Geiſt und den Tonfall des Originals beſitzt; nur eine Eigentümlichkeit hat er nicht nachgebildet: die Durchführung eines und desſelben Reimes für den Schluß jeder Halbſtrophe.

Was für uns wohl gar nicht möglich iſt, rief Burghard.

Der Verſuch iſt mehrmals gemacht worden, erwiderte Gerardus, am gelungenſten vielleicht von Adolf von Marées, aber die Bewältigung dieſer Schwierigkeiten hat ſo viel von dem übrigen charakteriſtiſchen Gepräge der Ballade fortgenommen, daß ſchließlich der Verluſt erheblich größer iſt als der Gewinn.

So wird er mit der Form doch wenigſtens auch etwas von ihrem Geiſte behalten haben, erwiderte Burghard, aber eine wahre Schändung hat Platen an ihr verübt; und er rezitierte:

Edward, Edward! zeige mir die Kleider,
Warum ſind ſie ſo von Blute rot?
Mutter, Mutter! ſagen muß ich's leider,
Meinen edlen Falken ſchlug ich tot!

Edward, lieber Edward! ſo gerötet
Hat dich nimmer deines Falken Blut.
Meinen Rappen hab' ich mir getötet,
Ach, mein Rappe war ſo fromm und gut!

Dies iſt nicht, ich muß dich fürder fragen,
Deines Rappen Blut! Du ſprichſt mir Hohn!
Meinen Vater hab ich mir erſchlagen!
Meinen Vater, der verworfne Sohn!

Konnteſt du den eignen Vater morden?
Welche Buße, ſage, willſt du thun?
Fliehn nach Oſt und Süd, nach Weſten, Norden,
Ewig fliehen, ewig nimmer ruh'n!

Und was ſoll's mit deinem Haus und Hallen,
Ziehſt du hin nach frommer Büßer Brauch?
Laß in Trümmer ſie zuſammen fallen,
Alles falle, denn ich fiel ja auch!

Und was ſoll aus deinen Kindern werden?
Willſt du nicht nach Weib und Kindern ſehn?
Gott iſt gütig und viel Raum auf Erden,
Weib und Kinder mögen betteln gehn!

Und was willſt du deiner Mutter geben,
Deiner Mutter, ziehſt du fern dahin?
Fluch in dieſem, Fluch in jenem Leben,
Denn den Vatermord, du rieteſt ihn!

In welche Plattheiten, fuhr Burghard fort, ist hier das Grauen herab gezogen. Statt des bluttriefenden Schwertes beschmutzte Kleider und statt des schreckenvollen Ausrufs:

Ich hab' geschlagen meinen Vater tot!
Mutter, Mutter!

noch ergreifender im Original:

O I hae killd my fadir deir,
alas and woe is me, O!

das gemütliche:

Meinen Vater hab' ich mir erschlagen, —

in einem Tone etwa wie die Hausfrau sagt:

Meinen Truthahn hab' ich mir geschlachtet. —

Das ist euer bewunderter Meister der Form, der hierfür auch nicht annähernd die Form zu finden gewußt hat. Wenn er für diese Unthat nicht in der Hölle besonders geschmort wird, giebt es keine Gerechtigkeit!

Die Versündigung ist allerdings schlimm genug, sprach Gerardus; ich möchte eine andere Frage stellen: Beherrscht er wirklich in solcher Weise die Form, wie er selbst es von sich rühmt und wie die Kritik es ihm gläubig nachspricht? es bedürfte, wie mir däucht, keiner großen Mühe, auch aus seinen Gedichten eine Menge schlechter Verse zusammen zu lesen; daß er ganz tonlose Silben als Längen, oder in demselben Verse dasselbe Wort einmal lang, einmal kurz gebraucht, ist nichts Seltenes.

Ich verstehe mich nicht darauf, rief Burghard, aber was ich als Musiker bei ihm vermisse, das ist der musikalische Wohllaut, der uns in den Goetheschen Gedichten so einschmeichelnd in's Ohr klingt; seine Sprache ist nüchtern und trocken.

Er ruhe in Frieden! rief Gerardus. Nach Abrechnung aller seiner Schwächen bleibt doch so viel Großes und Schönes zurück, daß er immer eine, wenn auch an Zahl ihrer Mitglieder geringe, doch auserlesene Gemeine um sich versammeln wird. Als dichterische Erscheinung, im ganzen betrachtet, überragt er seine beiden Gegner, ebensowohl Immermann wie Heine. Der Schmutz der Gosse, mit dem Heine ihn beworfen, ist auf dessen eigenes Haupt zurück gefallen.

Nun, Heine — entgegnete Burghard — das ist der Inbegriff aller Poesie für jeden Musiker; es giebt keinen, der sich in solcher Weise der musikalischen Komposition darbietet.

Vielleicht, weil seinen Gedichten irgend etwas fehlt, das die Musik zu ergänzen hat. Goethe bedarf ihrer nicht: da ist alles in allem. Über die Heine'schen Gedichte hat Gutzkow irgendwo ein witziges aber wahres Wort ausgesprochen: es seien gemachte Blumen, denen künstliche Essenzen den Wohlgeruch verliehen. Mir ist es vorgekommen, als ob diesen Essenzen etwas von dem Safte jener Zwiebelpflanze beigemischt wäre, welche die jüdische Nation so sehr liebt; einige Gedichte atmen ganz und gar ihren Duft.

Burghard wollte erwidern, aber der Vorhang der Marionettenbühne wurde aufgezogen, der Hanswurst trat auf, verneigte sich und sprach: Die anwesende Schauspielertruppe wird heute die Ehre haben, vor Ihnen aufzuführen:

Das Märchen vom heiligen Andreas.

Eine Schmiede. Friedel und Liese treten auf.

Friedel.

Was ist das Äuglein dir so naß?
Weinst, Lieschen, du immer noch um das?

Lieſe.

Mir ſehen's an jetzt alle Leute.

Friedel.

Großmutter will ich fragen heute,
Daß ſie uns ſoll zuſammen geben.

Lieſe.

Sie thut es nicht in ihrem Leben.

Friedel.

Hab' keine Angſt, ſie wird ſchon müſſen,
Laß deine Thränen weg mich küſſen.

Lieſe.

Ich weiß, noch eh' du ſie gefragt,
Was ſie dir, Friedel, für Antwort ſagt.
Ach, liebſter Friedel, ſie ſagt dir: nein!
So ſpring ich in den tiefen Rhein.

Friedel.

Da ſei Gott vor, ich wag' es dreiſt,
Ein Schmied ſich allzeit mutig erweiſt.

Lieſe.

Wär' meine Mutter nur nicht tot,
So hätt' es wahrlich keine Not;
Großmutter iſt ſo wunderlich,
Hat's gegen mich abſunderlich,
Daß nichts ich thun kann nach ihrem Sinn,
Sonſt doch ich eben nicht täppiſch bin.

Friedel.

Ich hör' ſie ſchlurfen auf ihrer Kammer.

Lieſe.

Ach, Friedel, was iſt das für ein Jammer!

Friedel.

Spring nur hinauf, nach ihr zu ſehn,
Zuletzt wird alles gut noch gehn.
(Beide ab.)

Die Schmiede verwandelt ſich in eine Kammer.
Großmutter und Lieſe kommen.

Großmutter.

Iſt gar kein' Ordnung in dich zu kriegen!
Wo bleibſt ſo lang?

Lieſe.

Bin ja die Stiegen
In einer Haſt hinauf geſprungen.

Großmutter.

Hab' ſchon mein Morgenlied geſungen.
Kann mich nicht anziehn, — haſt verſchmiſſen
Den Rock, die Strümpf'.

Lieſe.

Hier unter's Kiſſen,
Großmutter, haſt ſelbſt es hingelegt.

Großmutter.

Nichts iſt geſcheuert, nichts gefegt.

Lieſe.

Sieh nur, iſt alles ja ſpiegelblank.

Großmutter.

Soll dir wohl ſagen noch großen Dank?

Lieſe.

Du biſt auch heut' gar zu verdroſſen.

Großmutter.

Haſt auch kein Öl auf das Nachtlicht 'goſſen.

Lieſe.

Ja doch, es iſt voll noch.

Großmutter.

Sei nicht trutzig!
Sah keine Dirn' ſo gar nichtsnutzig;
Will wieder einen Mann mir nehmen,
Dann mußt du anders dich bequemen!

Lieſe.

Du biſt zu alt dafür, Großmutter.

Großmutter.

Frag dich nicht drum. Bring Kaffee und Butter.
Mir träumt es die Nacht, nun mach ich's wahr.

Lieſe.

Du haſt's geträumt bloß.

Großmutter.

Nimmer ſo klar
Hatt' ich bis jetzt noch einen Traum.
Stand unter dem blüh'nden Lindenbaum
Und war, wie du, eine Dirne ſo jung.
Um dreht mich der Friedel in raſchem Schwung,
Wir tanzten den luſtigen Hochzeitreigen,
Die Muſikanten hört' ich geigen,
Ich hörte die Böller lauthin krachen,
Nun will ich ihn freien und Hochzeit machen.

Lieſe.

Großmutter, du redeſt nicht im Ernſt.

Großmutter.

Sollſt glauben mir, daß du noch was lernſt.

Lieſe.

Der Friedel iſt ja mein eigener Schatz.

Großmutter.

O du abſcheuliche falſche Katz!
Denk nicht daran und laß ihn fahren,
Du biſt noch lang nicht in den Jahren,
Weißt gar nicht, was einem Schatz man thut.

Lieſe.

Ach Gott, ich weiß es nur zu gut
Und kann ihn fahren laſſen nimmer!

Großmutter.

Kriegſt ihn nicht!

Lieſe.

Schlimmer iſt es, ſchlimmer,
Als du dir denkſt.

Großmutter.

Will ihn ſelber haben!

Lieſe.

So ſoll man morgen mich begraben!
Großmutter! Großmutter!

Großmutter.

Geh' hinweg!
Seh' Einer, was iſt die Dirne frech!

Lieſe.

Wer hilft mir nun? (ab.)

Großmutter.

Da läuft ſie fort!
Muß ſelbſt den Kaffee herein mir tragen.
Wüßt' ich jetzt nur das rechte Wort,
Das ich dem Friedel könnte ſagen, —
Hätt' ich ihn erſt zu meinem Mann,
Wie fang' ich's nur an, wie fang' ich's an?
(ab.)

(Die Kammer verwandelt ſich in den Platz vor der Andreaskirche.)

Lieſe (kommt und kniet).

Ich weiß nicht mehr, wo ein und aus,
Nun knie ich vor deinem Heiligenhaus.
Heil'ger Andreas, ſteh' du mir bei,
Daß ich nicht komm' in der Leute Geſchrei!
Deine Kapell' hat ein löchrig Dach,
Regen und Schnee dringt ein gemach,
Davon iſt verrunzelt dein ganz' Geſicht;
Dein Mantel hat keine Farbe nicht,
Die Würmer niſten in deinem Bart:
Ich aber habe mir verſpart
Von meiner ſeligen Mutter her
An zwanzig Gulden oder mehr.
Willſt du mir helfen aus meiner Pein,
Geb ich dir einen neuen Schrein,
Ein neues Kleid und neue Schuh,
Nun hilf mir, heil'ger Andreas, du!
Großmutter iſt eine kind'ſche Frau,
Ihr Haar iſt lang ſchon worden grau,
Hat einen krumm' und lahmen Rücken,

Muß humpeln ſtets an einer Krücken,
Wie könnt' die wohl noch freien gehn?
Ich aber müßt mit Schand' beſtehn,
Wollt' werden ſie des Friedels Braut,
Ach, dem ich ganz mich hab' vertraut!
Nun hilf mir, Andreas, aus meinem Leid
Und ſei geprieſen in Ewigkeit. (ab.)

(Der Kirchplatz verwandelt ſich wieder in die Schmiede. Geſellen treten auf.)

Erſter.

Was mag dem Friedel ſein geſchehn?
Iſt gar nicht mit ihm umzugehn.

Zweiter.

Mir hat er den Kopf bald eingeſchlagen;
Sonſt konnt' er jeden Spaß vertragen.

Dritter.

Trat keinem Kinde ſonſt zu nah;
Guck' jetzt ihn an: der Streit iſt da.

Zweiter.

Am beſten iſt, man läßt ihn gewähren,
Kann ſeine Fauſtſchläg' gut entbehren.

Friedel (kommt).

Da fahr' das Donnerwetter drein,
Daß jetzt mich will die Alte frei'n!
Möcht' alles rund zuſammen fluchen,
Mit Jedem Zank und Hader ſuchen!
Ich glaub', der Teufel ſein Spiel hier trieb!
Hab' ſchon ein ſchön' und junges Lieb,
Das will ich nun und nimmer miſſen,

Mag nichts von dem alten Drachen wiſſen!
Hätt' ich ſie ſchlagen nur gedurft!
O weh, da kommt ſie hereingeſchlurft.
(Großmutter kommt.)
Wer ſchafft vor dieſem Weib mir Frieden?
Ich fang jetzt rüſtig an zu ſchmieden,
Thu' als ob ich kein Wort verſtänd',
Gäb' Gott ihr nur bald ein ſelig End'!

Großmutter.

Friedel!

Friedel.

Und ſäß ſie ſchon in Marias Schoß!

Großmutter.

Friedel!

Friedel.

Schrei du, ich hämm're toll drauf los!

Großmutter.

Friedel, Friedel, Friedel!

Friedel.

Hab' meine Ohren gut verklebt,
Will hämmern, daß die Schmiede bebt.

Großmutter.

Sehen und Hören vergeht Einem hier. — Friedel, Friedel, Friedel! — Kann nicht mehr ſchreien, mir iſt der Atem ausgegangen. — Friedelchen, Friedelchen! — Alles umſonſt! — Muß auch noch die Lieſe da kommen! — So will ich mich vor Gift in die Ecke ſetzen und gar kein Wort mehr reden, aber kriegen ſoll er ſie doch nicht.
(Setzt ſich. Lieſe tritt auf.)

Friedel.

Den ganzen Amboß hab' ich verhau'n!
Ach, Lieschen, was bist du anzuschau'n?
Härmst dich zu Tod noch; laß dein Weinen,
Auf Regen muß die Sonne scheinen,
Ist vergangen die Nacht, so kommt der Tag. —
Wo bist gewesen heute? sag!

Liese.

Zum heil'gen Andreas bin ich 'gangen,
Mich trieb dahin ein groß Verlangen.
Kann er uns helfen, thut er's gewiß!
Wüßt' ich nur, wo ich mein Kleid zerriß?
Will's schnell hier eben wieder stopfen.

Friedel.

Wer mag da an die Thüre klopfen?
(Ein Männlein tritt auf.)

Liese.

Nein, Friedel, was für'n alt und klein
Verschrumpftes Männlein tritt herein?
Wer's so ansieht, der sagte leicht,
Daß es dem heil'gen Andreas gleicht.

Friedel.

Was willst du, Männlein?

Das Männlein.

Gottes Fried'
Sei mit dir, lieber guter Schmied!
Bin worden so alt, so überalt,
Verwachsen ganz und mißgestalt'!
Groß Alter ist eine große Last,
Wollt' sehn drum, ob du noch Feuer hast
Mich jung zu schmieden — mit Vergunst.

Friedel.

Ja, wer verſtänd' ein' ſolche Kunſt,
Der könnt' noch mehr als Kirſchen eſſen!
Da iſt wohl keiner ſo vermeſſen!

Lieſe.

Denk' ſchier nicht an mein eigen Leid.

Großmutter (für ſich).

Wär' jung ich, würd' ich wohl gefreit,
Will näher gehn um aufzupaſſen,
Mich auch ein biſſel jung ſchmieden laſſen!

Das Männlein.

Iſt nicht ſo ſchwer, muß Einer nur
So ſein geartet von Natur,
Daß er das Feuer kann vertragen.

Großmutter (für ſich).

Brauch' ihn nicht lang darum zu fragen,
Iſt's für das dürre Männlein gut,
Mir's ſicher auch nicht ſchaden thut.

Das Männlein.

Nun heb' mich, Schmied, auf deinen Heerd.

Friedel.

Wenn dich die Glut nur nicht verſehrt!
Will erſt dich drüber halten ſacht.

Das Männlein.

Haſt lang nicht genug ſie angefacht,
Das iſt ein Feuer recht zum frieren!

Friedel.

Dann magſt es mitten d'rin probieren,
Setz' grad' dich in die Kohlen hinein!

Das Männlein.

Könnt' immer noch was wärmer ſein,
Bitt', ſtärker an den Blasbalg zieh'!

Ein Geſell.

Welch' groß' Mirakel begiebt ſich hie!

Friedel.

Wart' nur, ich krieg dich ſchon ans glüh'n,
Blaſt all' mit, daß die Funken ſprüh'n!

Lieſe.

Friedel, ich fürcht' mich! — Sieh, die Runzeln glätten ſich aus, — ſeine Geſtalt reckt ſich in die Höh' und das grau und ſtrupp'ge Haar wird zu langen braunen Locken! Die Kleider fallen ab, er bekommt ein neu glänzend Gewand. Ach, was für ein himmliſcher Jüngling iſt's nun! Die Flammen ſpielen an ihm hinauf und ſein Antlitz leuchtet wie ſie! Ich fürcht' mich, Friedel, mir iſt, als müßt' ich vor ihm nieder ſinken.

Friedel.

Er ſteigt hinab.

Großmutter.

Thut's weh, thut's weh?

Erſter Geſell.

Nicht Anwort giebt er und geht hinweg.

Lieſe.

Sieh, er iſt ſchon weit.

Friedel.

Mir iſt, als ſchwebte er in den Lüften.

Lieſe.

Sieh', wie weit, wie weit!

Großmutter.

Heiſa, Friedel, mein' Herzensluſt,
Nun auch mich jung du ſchmieden mußt
Brauch nicht auf Krücken dann zu gehn,
Will um die Linde im Tanz mich drehn!

Friedel.

Ich fürcht', es kommt euch übel an.

Großmutter.

Dem Männlein hat es nichts gethan,
So macht es mir auch kein' Beſchwerden,
Will wieder ein jung Dirnlein werden!

Lieſe.

Großmutter, Großmutter!

Großmutter.

Halt den Mund!

Lieſe.

Das heiße Feuer brennt dich wund!

Großmutter.

Seh Einer nur dies neidig Weſen!
Jung werden will ich, wie ich geweſen!
Nun ſetz mich mitten in den Rauch,
Tüchtig anblaſen mußt du auch!

Friedel.

Wollt ihr's nicht anders, mag's drum sein.
(setzt sie auf den Herd.)

Großmutter.

O weh, was für 'ne Höllenpein!
Friedel, was ist das Feuer heiß:
Mir brennen die Füß', mir brennt der St—!
Mir brennt der Kopf, hilf mir hinaus!

Friedel.

Das Männlein hielt es tapfrer aus!
Wenn ihr wollt werden wieder jung,
Die Glut ist lang nicht groß genung!

Großmutter.

Mir ist vergangen das Gelüst,
Hilf mir davon!

Friedel.

Wenn ich nur wüßt',
Ob ihr die Liese mir wollt geben?

Großmutter.

Sie plag' dich durch das ganze Leben!
Ich brenn, ich brenne! Wie wird mir schlimm!
Die Liese nimm! die Liese nimm!

Friedel.

So kommt, kühlt euch im Löschtrog ab.
(hebt sie herunter.)

Großmutter.

Solch' Angst ich nimmer erlitten hab'

Lieſe.

Will weg das brennend' Kleid dir reißen.

Großmutter.

Dürft' ich dich nur ſelbſt ins Feuer ſchmeißen!
Ich geh' hinauf, ſoll mich niemand ſtören,
Mag nichts von allem mehr ſehn und hören!
(ab.)

Friedel.

Nun kränz dich, Lieſe! Ich heiß dich laut
Vor aller Welt meine ſüße Braut!

Lieſe.

Du halfſt mir, Andreas, aus meinem Leid,
Sei d'rum geprieſen in Ewigkeit.

Der Heilige war in bengaliſcher Beleuchtung zum Himmel gefahren, das Schmiedefeuer flackerte hell auf und ſo gab es einen wirkungsvollen Schluß. Gerardus lehnte ſich über den Stuhl von Felicitas und fragte leiſe: Darf ich auf Ihre Zufriedenheit rechnen?

Ich bin mit mir ſelbſt im Zwieſpalt, entgegnete ſie, ob ich Ihnen verzeihen ſoll, was Sie aus meiner harmloſen Erzählung gemacht haben; es iſt nur gut, daß die Aufmerkſamkeit durch die ſchönen Dekorationen Ihres Freundes abgelenkt wurde.

Nicht wahr? rief Ellen, man kann ſich nichts erdenken, heimlicher, poetiſcher, märchenhafter als die Kapelle des heiligen Andreas mitten im Walde. Dieſe eine Dekoration, als Staffeleibild gemalt, würde ſeinen Ruf begründen.

So ist es, rief Bercht, der wieder eingetreten war; ich selbst bin erstaunt über die Größe und Vielseitigkeit seines Talentes. Wir wollen eine Dankadresse an ihn richten. Ellen stampfte mit dem Fuße: Und damit glaubt er seine ganze Schuldigkeit erfüllt zu haben; — aber ich bin entschlossen.

Gerardus hatte sich seinem Freunde Burghard angeschlossen, als dieser Felicitas nach Hause geleitete. Die kleinen Falten auf ihrer Stirne, welche sich bei der Aufführung des Märchens vom Schmiedegesellen gezeigt, waren nur flüchtiger Natur gewesen und bald wieder verschwunden, aber er hütete sich sehr, darauf zurück zu kommen. In seinem Wesen lag ein eigentümliches Gemisch von Zaghaftigkeit und Keckheit; in diesem Augenblick hätte er es mit Jedermann aufnehmen können. Burghard hörte nicht auf, voll Begeisterung von den Löweschen Balladen zu sprechen und war nahe daran, sie über alles zu stellen, was in der musikalischen Kunst geschaffen sei. Da unterbrach ihn plötzlich Gerardus, indem er sich mit der Frage an Felicitas wandte, ob es noch andere Handwerker-Märchen gebe, die zur Bearbeitung für die Puppenkomödie geschickt seien; man habe da immer einen festen Boden unter den Füßen. Felicitas lachte. Ich wüßte wohl noch eines, erwiderte sie, aber es handelt nicht von einem Schmiedegesellen, sondern von einem Schneidermeister. Schneider oder Schmied, das ist gleich, rief Gerardus. — Es ist ganz kurz und schnell erzählt, so hören Sie nur zu, — und während er aufmerksam ihrer Erzählung lauschte, war es ihm, als wandle er selbst in einer Märchenwelt.

Es gab Stunden und Tage, wo Rösner glaubte, an dem Werke, das er unternommen, erliegen zu müssen. Nicht die Heftigkeit des Kampfes ermüdete ihn, aber er bezweifelte, daß es je gelingen würde, diese verkommenen Menschenklassen, für welche er in die Schranken trat, aus ihrer Versunkenheit empor zu heben und für die Stellung würdig zu machen, welche sie in der Gesellschaft der Zukunft einnehmen sollten. Zuweilen war es ihm, als ob etwas von ihrem Schmutze sich seiner eigenen Seele angeheftet hätte. Dann zog es ihn zur Frau Bercht, indem er hoffte, sich in ihrer Atmosphäre wieder rein zu baden. Waren doch ihre Naturen verwandt, trug doch sein Inneres dasselbe aristokratische Gepräge wie das ihrige. Frau Bercht verkannte die Idealität seiner Ziele nicht; die Energie seiner Überzeugung, die Kühnheit, mit welcher er sie verfocht, hatten sie mit Bewunderung erfüllt; sie wußte, daß er sein Leben dafür einsetzen würde und sie wußte auch, daß er es für sie selbst einsetzen würde, wenn sie es von ihm forderte. Er war der Vertraute ihrer Leiden geworden wie sie die Vertraute der seinigen war, und so schlang sich ein Band um sie, das täglich fester wurde, ohne daß es ihnen selbst zum Bewußtsein kam.

Armer Freund! rief Frau Bercht, als er verzweiflungsvoll seine alten Klagen wiederholte, Sie werden nichts erreichen und selbst zu Grunde gehen. Sie haben auf große Menschennaturen gehofft und sind nun schmerzlich bewegt, daß Sie in dem Kehricht keine Diamanten finden. Ich habe darüber nachgedacht. Alles Herrliche, was Sie von der Welt des Kommunismus hoffen: es ist Täuschung. In ihr sollen sich die Künste entfalten, die den Menschen gott-

ähnlich machen, und die Raphaele ihren Weg geebnet finden, die jetzt in Dachstuben geboren werden und unerkannt in den Dachstuben sterben. Ach, — Ihr kommunistischer Staat wird das Grab aller Kunst sein; sie kann nur gedeihen an den Höfen kunstsinniger Herrscher; nicht einmal die Republik hat einen Lebensatem für sie, wie viel weniger die Anarchie, die Ihre Propheten predigen. Bei der Menge, die Sie Volk nennen, ist niemals ein Verständnis für Kunst gewesen und wird sich niemals eines finden.

Denke an Griechenland, rief Ellen dazwischen, die am Schreibtische saß und einen Brief zusiegelte.

An wen hast du geschrieben? fragte Frau Bercht.

An Schönaich; er darf uns das nächste Mal nicht fehlen.

Du wirst ihn unglücklich machen, antwortete Frau Bercht.

Ich werde ihn frei machen!

Freiheit! rief Frau Bercht, das Wort verursacht mir Kopfschmerzen; es klingt nach etwas und bedeutet doch nichts.

In Griechenland bedeutet es, daß die Kunst ihre höchste Blüte erreichte, als die Demokratie zur Herrschaft gelangte.

Ist das Volk erst einmal erlöst, fügte Rösner hinzu, das heute noch in der Unterdrückung lebt und jeden Tag mit der Not des Lebens ringt, dann wird auch ihm, wie einst den Griechen, der Sinn aufgehen für das schöne und gute; es wird seine höchsten Genüsse suchen in der Ausübung und Verherrlichung der Kunst.

Ach, rief Frau Bercht, die Griechen und immer wieder die Griechen, als wenn der griechische Pöbel um eines

Haares Breite beſſer und kunſtverſtändiger geweſen wäre, als der unſerige. Die Weisheit des Schuſters ging auch bei den Griechen nicht über den Schuhleiſten hinaus. Warum ſoll ich es nicht geſtehen? Ich habe den Ariſtophanes mit dem größten Intereſſe geleſen und weiß nun, was für Geſindel auf dem Markt und an den Straßenecken Athens herumlungerte. Damals war es genau wie heute; ſelbſt Ihre eigene Lehre, lieber Freund, hätten Sie aus dem unreinen Munde eines unzüchtigen Hallenweibes vernehmen können. Und Frau Bercht las aus der Frauenherrſchaft, die ſie aus dem Bücherſchranke griff, die Rede der Praxagora:

Ich will, daß alles Gemeingut ſei, daß Jegliches Allen gehöre,
Daß alle ſich nähren von einem Beſitz; nicht Dürftige geb' es und Reiche;
Nicht baue ſich Der viel Landes, indes zum Begräbniſſe Jenem der Raum fehlt;
Nicht halte ſich Der von Sklaven ein Heer, und der Andere keinen Bedienten;
Nein, allen gemeinſam mach' ich und eins und gleich in allem das Leben.
Gemeinſam mach' ich die Weiber auch — —

und ſo in dieſem und einem Tone fort, der noch weit ſchlimmer iſt.

Klingt das nicht wie eine Rede von heute, geſprochen in Paris, oder, fügte ſie lächelnd hinzu, hier in Nixenheim? Und Sie glauben, daß dieſer ſittenloſe, ſchmutzige und verlogene Haufen einen Sinn für Kunſt gehabt und nach der Gütergemeinſchaft nur verlangt hätte, um ſich ſorgenfrei den idealen Genüſſen hinzugeben? Dieſe feile, ſpitzbübiſche Menge, die den Phidias des gemeinen Dieb-

ſtahls anklagte und ihn im Kerker umkommen ließ? Wo die Kunſt zu Ruhm und Anſehen gekommen iſt, niemals hatte ſie es dem ſogenannten Volk zu danken, ſondern immer nur den Einzelnen, den Herrſchern oder reichen Beſchützern. Nur Perikles hat den Phidias auf ſeine Höhe gehoben, nur Alexander den Apelles, nur die Könige in Kleinaſien haben die wundervolle Nachblüte der griechiſchen Kunſt geſchaffen. Wo wären die großen Maler Italiens ohne die Päpſte und die italieniſchen Höfe, wo iſt eine franzöſiſche Kunſt zu denken ohne die franzöſiſchen Ludwige?

Rösner ſchüttelte ungläubig das Haupt. — Frau Bercht aber fuhr fort: Darum ſind auch die größten Dichter ſtets die Anhänger des beſtehenden, der Ordnung und der Geſetzmäßigkeit geweſen, von Äſchylus bis auf Shakeſpeare und Goethe.

Und Schiller, der Dichter der Freiheit? rief Ellen.

Ja, Schiller, erwiderte Frau Bercht erregt, man ſagt, er hätte zum Demetrius gegriffen, um ſich dem Kaiſer von Rußland zu empfehlen; — was glaubſt Du, daß Schiller thun würde in dieſer Zeit, die ſelbſt nicht weiß, was ſie will? — ſich nahe zu den Thronen ſtellen oder auf die Seite derer treten, die in Proſa und Verſen das heiligſte mit ihrer Lauge giftigen Spottes übergießen und die niedrigſten Leidenſchaften der Menſchen zur Gewaltthat und zur Empörung aufſtacheln? Wie ſagt doch Schiller?

Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Und ſo zweifle nicht, du würdeſt ihn heute auf der äußerſten Rechten finden. In welchen Verirrungen leben wir! Will jetzt doch ſelbſt diejenige Kunſt revolutionär wirken und den Haß der niederen Klaſſen ſchüren, welche ſonſt am wei-

testen abliegt von den Kämpfen des Tages; müssen wir doch, nicht in flüchtigen Skizzen, sondern auf ausgeführten Gemälden, das Hungerantlitz der schlesischen Weber sehen, oder den armen Wilderer, den der vornehme Graf in der Ausübung seines Jagdrechtes zusammengeschossen hat. Ach, lieber Freund, ich weiß es, wir kommen darüber zu keiner Verständigung. Sie werden Ihr Vermögen opfern für Ihre Ideale eines reinen Menschentums. Vielleicht gar — — Sie schien plötzlich von einem heftigen Schmerze erfaßt zu werden, trat ans Fenster und preßte das Taschentuch auf ihre Stirne. — Kommen Sie, sprach Ellen zu Rösner, es ist ihr altes Leiden, wir müssen sie allein lassen.

Doktor Bercht befand sich in der glücklichsten Stimmung, als die Gesellschaft wieder in seinem Hause versammelt war. Nach vielen Mühen, unendlicher Geduld und einer großen Reihe von Lese- und Spielproben, in denen er es bald mit Schimpfen und Toben, bald mit guten Worten versucht hatte, war er endlich so weit gekommen, daß er auf eine vollendete Aufführung der Goetheschen Iphigenie rechnen konnte.

Fräulein Thalheim hatte sich seinen Anordnungen stets auf das freundlichste gefügt; um so größern Widerstand aber hatte er beim männlichen Personal gefunden, das sich in seiner Unfähigkeit um so mehr überhob, als in technischen Dingen Bercht selbst anfänglich noch manches hatte lernen müssen. Der alte Goethe soll seine Freude haben, rief er aus, namentlich an der Hauptfigur der Iphigenie.

Werden wir sie diesen Abend hier sehen? fragte Professor Clausthal.

Freilich! meine Frau hat es allergnädigst gestattet; ich habe ihr den Wagen geschickt, um sie abzuholen. Das Frauenzimmer hat den Teufel im Leib und gerade sie hat die Lust in mir entzündet, wie denn der Appetit mit dem Essen kommt, die Leitung der Bühne auf einige Zeit zu übernehmen und die Versuche Immermanns in Düsseldorf bei uns im kleinen zu wiederholen.

So möge Ihnen das Geschick geneigter sein, als es sich jenem erwiesen hat, dessen Schiff schon nach kurzer Zeit auf den Sand geriet, bemerkte Professor Clausthal.

Gewiß, entgegnete Bercht, er hatte mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und doch ist es mehr seine eigene Schuld, daß er scheiterte, als die Schuld der Verhältnisse, denn im ganzen ging es mit seiner Theater-Leitung wie mit seinem dichterischen Schaffen: er ist über das Experimentieren nicht hinausgekommen; als Dichter wurde er uns leider zu früh entrissen, gerade als er den richtigen Weg für sein Talent gefunden hatte; als Theater-Direktor unterlag er in dem Augenblicke, wo er sich einer schlimmen und verderblichen Strömung überließ.

Sie stellen sich mit allem in Widerspruch, was über ihn gesagt und geschrieben worden ist, rief Professor Clausthal.

Ich weiß es, auch will ich meine Meinung keinem aufdrängen, erwiderte Bercht.

Vielleicht ist alles, was Ihnen nicht zusagt, fuhr Clausthal fort, auf die finanziellen Bedrängnisse zurück zu führen, denen er nicht Stand halten konnte.

Allerdings war es wenig genug, was ihm zur Ver-

fügung ſtand, erwiderte Bercht, indes gilt das alte Sprichwort auch hier:

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenigem reicht man aus.

Er hat eben nicht zu rechnen verſtanden.

Weil er ein Dichter war! rief Clausthal.

Ich glaube, Sie könnten mit demſelben Rechte ſagen, antwortete Bercht, weil er ein Juriſt war, denn aus vielen Beiſpielen weiß ich, wie ſchwer es den Juriſten fällt, ſich in der verwickelten und doch ſo einfachen Buchführung der Kaufleute, ihren Rechnungs-Abſchlüſſen und Bilanzen zurecht zu finden. Nun iſt es mit der Bühne nicht anders wie mit jedem kaufmänniſchen Unternehmen: werden die Einnahmen durch unfruchtbare Ausgaben verzehrt, ſo droht der Bankerott.

Welches Verlangen! ſollte er ſich um die Addition der Thaler, Groſchen und Pfennige bekümmern?

Es ſind nicht ſolche Gegenſätze, wie Sie zu glauben ſcheinen, ſprach Gerardus; Shakeſpeare ſtand inmitten ſeiner höchſten Begeiſterung ſtets mit beiden Füßen auf der Erde und war vertraut genug mit den vier Spezies ſeines Rechenbuchs, um davon zu ſeinem Vorteil Gebrauch zu machen. Faſt möchte ich behaupten, daß jeder geſunde Dichter ſich auch im Leben praktiſch erweiſt, wenn nicht gar, daß ihm ein irdiſches Gegengewicht nötig iſt, damit er ſich nicht im Nebel verliere.

Was hätte er denn thun ſollen? rief Clausthal.

Die Frage muß anders geſtellt werden, entgegnete Bercht: was hätte er unterlaſſen ſollen? und hier iſt es nach zwei Seiten hin, daß ſeine Thätigkeit auf mich von je her einen unerfreulichen Eindruck gemacht hat.

Nun? fragte der Professor.

Ihn plagte eine äußere und eine innere Krankheit, wenn ich als Mediziner sprechen soll. Er hatte sich an dem romantischen Brei übergessen, der in seiner Jugend auf allen Tischen stand und gerade auf die nüchternsten Naturen den größten Reiz ausübte. Das hat ihm den Magen verdorben und ist ihm sowohl in den wunderlichen Verhältnissen seines bürgerlichen Lebens, wie in seinen dichterischen Erzeugnissen verderblich geworden. Bei seiner Theaterleitung zeigte sich die Wirkung nach außen in seiner Neigung für eine glänzende Schaustellung, für Koulissen-Effekte und allen sonstigen Dekorationspomp; nach innen, nach dem, was Geist und Seele der Bühne ausmacht, in seiner Begeisterung für Calderon, und gerade die Stücke des spanischen Dichters sind es, bei denen er alles aufbot, um sie auf das reichste in Scene zu setzen. Damit hat er viel Geld verthan, das er zu besserem Zwecke hätte verwenden und womit er vielleicht das ganze, so hoffnungsvoll begonnene Unternehmen hätte über Wasser halten können. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen, wie das Übermaß der Dekorationen den Dichter erdrückt, und Immermann hat es selbst erfahren müssen, als er den wunderthätigen Magus von Calderon mit allen Wundern über die Bretter gehen ließ, welche der Maschinist, der Theaterschneider, der Maler und Feuerwerker nur irgend hervorzaubern konnten. Das Stück selbst erregte keinen Anteil, weil Niemand darauf hörte, so sehr hatte die Kunst Hausmann's, des Immermann'schen Mieding, es verstanden, das Auge allein zu beschäftigen; sie trug in ihrem Kampfe mit den Versen Calderons den Sieg davon und versetzte ganz Düsseldorf in einen Taumel des Entzückens. Gerardus

ſtimmte zu: Das Beiſpiel hat ſchon jetzt in böſem Sinne nachgewirkt; vielleicht iſt die Zeit nicht mehr fern, wo wir überhaupt in das Theater gehen, nicht um zu hören, ſondern nur um zu ſehen.

Allerdings, rief Bercht, und das ſchlimmſte iſt: durch die fortgeſetzte Reizung des Auges werden wir die Fähigkeit zu hören ganz verlieren; Dramen, die nur durch ihre eigene Größe wirken wollen wie die Iphigenie, finden alsdann kein Publikum mehr.

Halten Sie denn den calderoniſchen Tick Immermanns im Ernſte für eine Krankheit? fragte Clausthal.

Mehr als das: für eine Schuld, erwiderte Doktor Bercht.

So hat er viele Mitſchuldige; iſt doch die Größe dieſes Dichters ſelbſt von Goethe anerkannt worden, der ihn ſogar zuerſt auf unſerer Bühne eingeführt hat.

So viel ich weiß, entgegnete Bercht, dauerte es in Weimar nicht gar zu lange, daß man ſeiner überdrüſſig wurde. — Nun ja, Goethe hat ſich mit höchſtem Lobe über ihn ausgeſprochen; es war das neue und fremdartige, das ihn reizte, aber er nannte ihn bretterhaft und hat damit jedes Lob wieder auf das äußerſte eingeſchränkt. Das Wort trifft den Nagel auf den Kopf. Shakeſpeare gab die Welt, wie er ſie ſah: er wußte, daß ihn die Bühne, dieſes O von Holz, nicht einengte und daß die Einbildungskraft ſeiner Zuhörer ihm willig überallhin folgen würde. Wir leſen es in ſeinem bekannten Prolog:

Denkt euch im Gürtel dieſer Mauern nun
Zwei mächt'ge Königreiche eingeſchloſſen,
Die, mit den hocherhob'nen Stirnen dräuend,
Der furchtbar enge Ocean nur trennt.

Zerlegt in tausend Teile einen Mann
Und schaffet eingebild'te Heereskraft.
Denkt, wenn wir Pferde nennen, daß ihr sie
Den stolzen Huf setzt in die Erde prägen,
Denn euer Sinn muß unsre Kön'ge schmücken.

So wirkt er auf uns, wie die Natur selbst wirkt. Der bretterhafte Calderon aber sucht nicht die Wirkung der Natur, sondern die Wirkung der Bühne; er übersetzt die Natur in das theatralische. Daher sind alle seine Figuren eigentlich nur Theater-Masken, — seine Bedienten-Rollen durchaus. Er ist reich an allem, was auf den Brettern von Wirkung ist, an spannender Handlung, an Intriguen, Situationen, Überraschungen, aber es ist ihm niemals gelungen, uns Gestalten mit festem Knochengerüst, mit wirklichem Fleisch und Blut und einem lebendigen Herzschlag zu geben. Wo er hier und da Anläufe nimmt, Charaktere auszuarbeiten, fehlt ihm doch die Kraft, sie zu vertiefen; die Individualität sitzt an der Oberfläche, ich möchte sagen im Hut und Mantel. An dieser höchsten Kunst des Dramas sind die Nationen der lateinischen Zunge überhaupt gescheitert; für Calderon kam ein Hindernis hinzu, das ich für unübersteiglich halte: die äußere Form, der dramatische Vers der Spanier. Der gemessene Tonfall der Trochäen, die endlosen Assonanzen umschlingen jede Figur mit ihrer öden Gleichförmigkeit und verwischen alle Umrisse. Schlimmer noch und aufs höchste undramatisch sind die von ihm überall angewandten künstlichen lyrischen und epischen Formen der Italiener; aber seine langen blumigen Reden, wie wenig angemessen sie meist der Lage sind, in welcher die redende Person sich gerade befindet, gewannen ihm den Beifall des Hofes, der Clerisei und des Adels: so mochte er sich sagen, er wäre im Recht.

Und so mochte auch Immermann sich sagen, rief Ellen, wenn er überzeugt war, mit der Aufführung des Calderon eine große Wirkung zu erzielen.

Er ist nicht zu entschuldigen, entgegnete Bercht, denn es giebt keinen, der in so unversöhnlichem Gegensatz steht zu unserem ganzen germanischen Sein und Wesen als dieser bigotte, fanatische und verfolgungssüchtige Spanier, von dem man sogar sagt, daß er Schergendienste geleistet habe bei der Verbrennung der Ketzer!

Man muß ihn aus seiner Zeit und seinem Volke beurteilen, wandte Clausthal ein.

Nein, rief Doktor Bercht, das Stück, das ich heute auf unsere deutsche Bühne bringe, habe ich mit dem Maße unserer Zeit und unseres eigenen Volkes zu messen. Was soll uns ein Dichter, der eine freie, sich selbst bestimmende Menschen-Natur gar nicht kennt, der allen seinen Geschöpfen die Fesseln auferlegt eines mystischen Wunderglaubens, dem jede irdische Erscheinung Nichtigkeit und Täuschung ist und der nur in einem Jenseits nach dem Lehrbegriff der katholischen Kirche die Wahrheit findet? Aber es ist nicht bloß sein starrer und finsterer Katholizismus, der, ich will nicht sagen unserm protestantischen, da ich selber Katholik bin, sondern unserm deutschen Gewissen widerstrebt; wo die verletzte Ehre den Grund bildet, auf dem er seine Tragödie aufbaut, auch da werden wir von ihm auf das äußerste empört und zurückgestoßen. Aus dem Rauche der Weihkessel geraten wir in den Blutdunst des Schlachthauses.

Der Ehrbegriff ist in Spanien konventionell, die Ehre nur ein äußerliches; darüber ist nicht mit ihm zu rechten, sagte Clausthal.

So war es um so mehr seine Dichterpflicht, dem Volke zu zeigen, was wahre Ehre ist; aber er kennt sie nur in der karrikierten Form seiner Zeit, und in derselben Karrikatur erscheint bei ihm auch die Vasallentreue, wo sie in seinen Dramen eine Rolle spielt. Der Verbrecher, wenn er dem königlichen Hause angehört, ist dadurch geheiligt, und jeder Verantwortung und jeder Strafe entrückt.

Welche Beschuldigungen! rief Clausthal.

Nun, erwiderte Bercht, nehmen Sie doch nur den Arzt seiner Ehre, eines seiner berühmtesten Stücke: was treffen Sie? Der Bruder des Königs stellt einer vornehmen Dame nach, die ihn von sich weist. Der Gatte schöpft Verdacht. In unterwürfigster Devotion beteuert er dem Könige, daß er sich nicht an dem Infanten rächen werde, der seine Ehre, wie er annimmt, auf das schimpflichste gekränkt hat; aber seinem armen unschuldigen Weibe läßt er von einem Wundarzt die Ader schlagen und es zu Tode bluten. Der König, statt den Mörder auf das Schaffot zu schicken, rühmt die That und veranlaßt ihn, vor dem Leichnam der Ermordeten eine neue Ehe zu schließen. Drei Lumpen auf einmal! ein königlicher Prinz als feiger Verbrecher, ein ehrloser König als Wächter und ein ehrloser Edelmann als Arzt der Ehre. Von Othello zu diesem Don Gutierre welch ein Sturz! Noch heute ist es mir unverständlich, wie Immermann, der von Othello mit Geringschätzung sprach, jenes abscheuliche Stück hat aufführen können. Ihm aber war Calderon der größte theatralische Dichter aller Zeiten; in dieser Beziehung stellte er ihn weit über Shakespeare; sogar bin ich zu der Ansicht gekommen, daß er ihm ganz allgemein für den größern galt. Nach meiner Überzeugung aber ist Calderon für unsere

Litteratur sowohl wie für unsere Bühne ein allerschlimmstes Vorbild.

Gerardus bemerkte darauf: zu einem Teil wenigstens wird auch der unglückliche und ungesunde Immermann'sche Merlin, diese Tragödie des Widerspruchs, wie er sie nannte, auf Calderonsche Einflüsse zurückzuführen sein, wenn er auch in der Behandlung nicht daran erinnert. Es ist schmerzlich zu beobachten, wie sehr sich Immermann oft abmühte, ein großes und erstaunliches Werk zu schaffen und sich damit von vornherein in einen Irrweg verrannte. Wer hat ihm geraten, aus dem Merlin ein Drama zu machen, einem Stoffe, der nicht für ein Jota dramatisches Element in sich hat, und damit in der verworrenen Artussage stecken zu bleiben, während er doch nur Leben gewinnen konnte, wenn er ganz aus diesem Sagenkreise losgelöst wurde? Daß der Teufel, um den Sohn Gottes zu bekriegen und sich die Welt wieder zu erobern, das biblische Mysterium von der Menschwerdung nachäfft und in gleicher Weise von einer unbefleckten Jungfrau einen Sohn gewinnt, ist ein Gedanke von einer wunderbaren Großartigkeit. Es liegt ein Welt-Epos darin, in ähnlicher Weise, wie es die göttliche Komödie des Dante ist. Denn die Kämpfe zwischen dem Sohne des Teufels und dem Sohne Gottes sehen wir durch die ganze Weltgeschichte hindurch bis auf den heutigen Tag; er drängt sich in die christliche Kirche, um sie wieder heidnisch zu machen und mit besserem Glücke als sein Vater bietet er denen, die sich die Stellvertreter Gottes nennen, die Reiche dieser Welt an; sie rufen nicht: hebe dich weg! sie greifen mit beiden Händen zu.

Wer sollte das schreiben? sprach Clausthal, unsere Zeit hätte kein Verständnis dafür. Aber, fuhr er fort, indem

er sich an Bercht wandte, wenn Sie so die ganze Immermannsche Wirksamkeit verurteilen, was hätte er denn thun sollen?

Das bringt mich auf seine irrige Theater-Anschauung, erwiderte Bercht. Ich will nichts dagegen einwenden, wenn man Calderon einen großen theatralischen Dichter nennt, obgleich sich auch hiergegen vieles anführen ließe; nun giebt es viele Stücke von größtem theatralischem Effekt, die doch gänzlich undramatisch sind; nicht aber ist der umgekehrte Fall zu denken, denn jedes Stück von wirklich dramatischem Gepräge und Leben muß auch von der Bühne herab auf uns wirken. Wenn nun Immermann bei Shakespeare, unserem größten dramatischen Dichter, diese Wirkung vermißte, dann mußte er die Schuld nicht in Shakespeare, sondern in unserer Bühnen-Einrichtung suchen und es als seine Aufgabe betrachten, für den Geist des großen Britten auf unsern Brettern die passende Form zu finden. Es gilt nicht, Shakespeare für die Bühne, sondern die Bühne für Shakespeare zurecht zu schneiden, nicht den Dichter so klein zu machen, daß er in unsere Coulissen paßt, sondern die Bühne so zu erweitern, daß sie groß genug ist seinen Geist aufzunehmen. Davon bin ich überzeugt, daß diese Form gefunden werden kann ohne Verletzung unseres Schönheitsgefühls und ohne daß wir zu der ersten dürftigen Einrichtung der Bühne zurückkehren, wie sie zu Shakespeares Zeiten bestand; nur liegt sie auf einem anderen Wege, als den Immermann einschlug. Das Gepränge, mit dem er die Calderonschen Stücke in Scene gehen ließ, den standhaften Prinzen, die Tochter der Luft, den wunderthätigen Magus, sogar auch die Schillerschen Räuber, gehört in das Ballet oder die italienische Oper; nicht einmal die deutsche Oper

verträgt dieſen Pomp, wenn wir eine reine Freude haben wollen an den Melodien von Mozart und Weber. Ich fürchte nur, ſein Beiſpiel wirkt anſteckend.

Und ich fürchte nur, daß Sie in hohem Grade ungerecht gegen ihn ſind, ſprach Clausthal.

Choc, Gegenchoc, wie er ſelbſt im Münchhauſen ſagt; man hat ihn zum Meſſias machen wollen und er war es nicht. Bei Calderon ſchrak er vor keiner Schwierigkeit zurück; hätte er nur einen Bruchteil der Mühe auf Grabbe verwandt, der ſeinen Schutz geſucht, und deſſen hundert Tage oder den Hannibal auf die Bühne gebracht, was ich ſehr wohl für ausführbar halte: wer kann ſagen, ob er nicht dieſes große und ſeltſame Talent vom Untergange gerettet und zur künſtleriſchen Entfaltung geführt hätte? Was hilft die Anerkennung, die er dem Toten zollte? Vielleicht ängſtigte er ſich, daß der Stern des Lebenden den ſeinigen verdunkeln möchte.

Eines ſolchen kleinlichen Neides war er unfähig, fuhr Clausthal auf.

Es wäre auch nicht Neid geweſen, nur Furcht; dafür hat er Tieck der Bühne zu erobern geſucht und den Blaubart ſpielen laſſen. So große Anerkennung ſeine Abſicht verdient, ſo war doch die Wahl dieſes Stückes, das im ſchatten- und märchenhaften ſtecken bleibt, ein Mißgriff; mit der Genoveva wäre in verſtändiger Bearbeitung eine größere und tiefere Wirkung zu erzielen geweſen.

So hat er es Ihnen in nichts recht gemacht? fragte Clausthal.

Doch, doch, — ſehen Sie, da hängt ſein Konterfei; dieſem imponierenden Kopf, dieſem gewaltigen Schädel hätte man alles zutrauen ſollen; auch hat er viel bewunderns-

wertes geſchaffen; ich trete mit der lauterſten Abſicht an ihn heran und bin ärgerlich auf mich ſelbſt, daß ich ihn nicht ſo groß finde, wie ich erwartete und wünſchte. Es war etwas incongruentes in ihm; ſein juriſtiſcher Verſtand und ſeine romantiſche Phantaſie lagen im Hader; hätten ſie in richtiger Ehe gelebt und ſich ſo innig verbunden wie bei Shakeſpeare, er wäre einer unſerer größten Dichter geworden, ſtatt eines Epigonen ein Vollender. Wie er aber auch in ſeiner Theaterleitung geirrt hat: eines hat er erreicht, den Thespiskarren wieder zu einem Tempel der Kunſt umzuſchaffen, der Bühne in bewußter Weiſe einen höheren Gehalt zu geben. Sein Epigramm auf Krummacher, den berühmten Kanzelredner des Wupperthales, deſſen Pathos hin und wieder an das theatraliſche ſtreifte:

Morgens in die Kirche ging ich, die Komödie zu ſchauen,
Abends ins Theater, um mich an der Predigt zu erbauen —

enthielt in dem zweiten Verſe für ſein eigenes Theater eine vollgültige Wahrheit. — Dann hat er uns gelehrt, worauf es vor allem ankommt: nicht auf die virtuoſe Darſtellung einzelner Rollen, ſondern auf die harmoniſche Stimmung aller. An den Hofbühnen, welche mit ihren reichen Mitteln die erſten Künſtler an ſich feſſeln, iſt wohl zu allen Zeiten vortrefflich geſpielt worden; bei den wandernden Truppen war es in jenen Jahren der Heldenſpieler im Otto von Wittelsbach noch gewohnt, mit ſchwerer Fauſt den Tiſch entzwei zu ſchlagen. Da iſt es nun zu bewundern, wie Immermann es verſtanden hat, mit ſeiner Autorität, ſeinem feſten und beſtimmten Willen die fahrende Geſellſchaft, die in Düſſeldorf, der kleinen und nicht eben reichen Beamten- und Künſtlerſtadt, zu ſeiner Verfügung ſtand, von der Cou-

liſſen-Reißerei der damaligen Zeit zur Natur zurückzuführen, ihr das Verſtändnis für ihre Kunſt zu eröffnen, Begeiſterung in ihre Seele zu hauchen und ſie fähig zu machen, den Geſtalten der Dichter einen künſtleriſch ausgebildeten Leib zu geben. Freilich hatte er das Glück, auch einige geniale Naturen zu finden, die ſich unter ſeiner Leitung zu Größen erſten Ranges heranbildeten, vor allen die Lauber-Verſing, eine kleine, magere, häßliche Perſon mit übergroßem Munde, aber wie ein Vulkan vollgefüllt mit dem Feuer tragiſcher Leidenſchaft.

Ein Diener reichte Wein umher.

Wir wollen ihm ein volles Glas weihen, rief Bercht; es mag lange dauern, ehe eine ſo derbe und tüchtige Natur wieder in unſrer deutſchen Dichter- und Gelehrten-Republik auftaucht! Die Gläſer klangen. Ellen ſtieß mit an und trank den Wein haſtig hinunter. Während des Geſprächs hatte ſie unruhig auf ihrem Stuhl geſeſſen und ſich mit dem Taſchentuche Kühlung zugeweht. Neben ihr ſaß Schönaich. Die Unruhe verließ ſie nicht; ſie ſtand auf, ſetzte ſich wieder und zog an ihren langen Locken, um ſie alsdann über den Finger aufs neue aufzurollen. Es iſt ſchwül, rief ſie, bitte, nehmen Sie kölniſches Waſſer; und aus einem koſtbaren, in Gold gefaßten Flakon goß ſie ihm die wohlriechende Eſſenz über beide Hände. Ich werde auf nichts heute achten als auf Ihre Dekorationen. Haben Sie die Wirkung ſchon erprobt?

Nein, erwiderte Schönaich kurz, der noch unter dem Druck der Scham lag, daß er die Ärmlichkeit ſeines Haushaltes nicht vor ihr hatte verbergen können. Frau Bercht wandte ſich an Felicitas: Die Theater-Prinzeſſin läßt uns warten. Helfen Sie uns darüber hinweg und geben uns

ein Lied, das uns zerſtreut. Burghard ſetzte ſich an den Flügel und Felicitas ſtimmte das kriegeriſche Lied des Clärchen aus Egmont an:

Die Trommel gerührt,
Das Pfeifchen geſpielt,
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt.

Sie ſang, als hätte ſie auf der Bühne geſtanden; ihre Augen leuchteten und ihre kleinen Füße ſtampften den Boden: ſo war es kein Wunder, daß ſich auch die Zuhörer an ihrem Feuer entzündeten. Ellen rief: nun, bitte, ſingen Sie uns auch das andere Clärchen-Lied. Felicitas zeigte ſich bereit und es erklang das himmliſche

Freudvoll und leidvoll.

Ellen ſprang auf voll Begeiſterung und ſprach mit pathetiſcher Stimme: Glücklich allein iſt die Seele, die liebt! Kann man die Seligkeit herrlicher ausdrücken, als es hier geſchehen iſt? Alle Muſik läßt mich ſonſt kalt, aber in dieſen Worten und dieſen Tönen hör' ich das eigene Herz ſeinen Hymnus anſtimmen; hier iſt der Muſiker ergänzend zum Dichter getreten, damit das Höchſte erreicht würde.

Alles blickte erſtaunt auf ſie hin, die ſich wieder neben Schönaich niederließ und zu ihm gewendet fortfuhr: Fühlen Sie es nicht auch, zittert es nicht auch in Ihrer Seele nach? Burghard aber entgegnete, indem er ſich auf ſeinem Stuhle umdrehte und mechaniſch die linke Hand über die Taſten gehen ließ: Ich werde gewiß nicht Ihrer Begeiſterung entgegentreten wollen, mein verehrtes Fräulein; nur das ſcheint mir nicht richtig, daß Beethoven mit dieſer wundervollen Kompoſition den Dichter ergänzt habe; er

hat eben etwas ganz anderes aus dem Liede gemacht, als es wohl in der Absicht Goethe's gelegen, denn diese himmelstürmende Musik ist kein Heiopopeio, wie Clärchens Mutter sagt; da käme die Sangweise des Volkes näher. Beethoven war kein dramatischer Komponist und achtete deshalb wenig darauf, ob seine Melodie auch gerade in den Rahmen jener Egmont-Szene passe.

So mögen Sie sich mit denen verständigen, die ihn mit Shakespeare vergleichen, sprach Clausthal, wie ich es noch gestern in einer Abhandlung gelesen.

Man liest es jeden Tag auf's neue, antwortete Burghard, und es kann nichts falscher sein. Wohl hat er dieselbe Universalität, er läßt das Schicksal an unsere Thore pochen, er schlägt alle Töne an, von der tiefsten Tragik bis zur heitersten Lust; erhabener Ernst und lachender Humor gehen bei ihm neben einander, genau wie bei Shakespeare und dennoch von Grund aus verschieden; denn nicht, wie jener, zeigt er uns die Welt in einem klaren Spiegel, wie sie ist, mit ihren Höhen und Abstürzen, so daß wir nur hier und da ihn selbst mit seiner Weltverachtung wiederfinden, — sondern was er von außen in sich aufnimmt, das schmilzt er um und giebt es uns mit dem Gepräge seines eigenen Geistes versehen zurück; oder, wenn Sie lieber wollen, die innerste Natur dieses Kolosses ist so groß und gewaltig, daß er der Welt um ihn gar nicht bedarf und genug hat an der Welt in seiner eigenen Brust, deren wunderbare Reichtümer er mit verschwenderischen Händen ausstreut. Shakespeare ist der objektivste der Dichter, Beethoven der subjektivste der Komponisten. In der Geschichte der Künste wüßte ich nur einen Namen, der ihm verwandt wäre: Michel Angelo.

Es scheint mir überhaupt mißlich, antwortete Clausthal, Vergleiche zu ziehen zwischen Künstlern, die so ganz verschiedenen Kunstgebieten angehören.

Unter gewissen Einschränkungen ist es wohl zulässig, fuhr Burghard fort, da alle Künste in einander spielen und sogar ihre technischen Bezeichnungen von einander entlehnen, wie es denn schon eine alte Bemerkung ist, daß die Musiker von Klangfarbe und Tonmalerei, die Maler von Farbentönen und harmonischer Stimmung sprechen. Soll nun Shakespeare genannt werden, so ist nur der unvergleichliche Mozart ihm zur Seite zu stellen, der im musikalischen Drama kaum zu erreichen, nicht zu übertreffen ist. Er ist um so mehr zu bewundern, als die Musik zu ihrem Ausdrucksmittel nichts besitzt als die Schallwelle, den Ton; ihr fehlt das allumfassende Wort; sie kann nicht Gedanken geben, nicht einmal die allgemeinen Gefühle von Trauer oder Lust in bestimmter Weise aussprechen. Und doch hat er in seinen großen Opern Gestalten von so individuellem Leben geschaffen, wie nur Shakespeare, ohne im geringsten die Grenzen seiner Kunst zu überschreiten und ihr Gewalt anzuthun; denn alles ist voll Charakteristik und zugleich voll himmlischer musikalischer Schönheit. Es ist nicht möglich, jemals über ihn hinaus zu gehen; die Musik kann mit Tuba und Tamtam theatralischer werden, aber nicht dramatischer. Darüber will ich mit niemand rechten, wenn er Beethoven als den höchsten preist und ihm opfert als einem Halbgott; vielleicht würde ich mich selbst ihm zugesellen; — und dennoch, so wunderlich es klingt, wird der Titanide eher einen Nachfolger erhalten als der menschgeborene Mozart; haben wir doch jetzt schon Schumann, der vielfach an jenen hinanreicht, während Mozart viel-

leicht auf Jahrhunderte keinen finden wird, der ihm gleichkommt.

Doktor Bercht hatte stumm auf seinem Stuhl gesessen; jetzt sprang er plötzlich auf und eilte hinaus, da er seinen Wagen hatte kommen hören. Bald darauf führte er Fräulein Thalheim herein, die allen ihren Schmuck angelegt hatte und damit wohl einen reichen, aber etwas überladenen und herausfordernden Eindruck machte. Bercht stand groß aufgerichtet in seiner stattlichen Figur; er griff mit der rechten Hand in seinen Bart und wandte sich lächelnd nach allen Seiten, um den Ausdruck der Bewunderung zu genießen, den die Erscheinung der Künstlerin hervorbringen würde und den er auf allen Gesichtern zu finden hoffte. Nach den gegenseitigen stummen Begrüßungen führte er Fräulein Thalheim auf ihren Sitz, empfahl sich und seine Akteure einer milden Beurteilung und eilte hinaus. Burghard setzte sich wieder an den Flügel und spielte die Müsette aus einer der Suiten von Bach, die er mit vielem Humor etwas variierte und deren Dudelsackklänge ganz geeignet waren, die Gesellschaft in eine heitere Stimmung zu versetzen. Die Klingel ertönte, der Vorhang wurde aufgezogen und es begann:

Das Märchen vom Schneider im Himmel.

(Eine Schneiderstube. Der Schneider und seine Frau mit drei Kindern sitzen drin. Ein Handwerksbursch kommt.)

Der Handwerksbursch.

Ein reisender Handwerksbursch bittet um einen Zehrpfennig.

Die Frau.

Das Geld ist rar allweil. Ich hab' keine losen Pfennige mehr, hier ist ein Dreier.

Der Handwerksbursch.

Ich dank' euch, Frau. — Sind das eure Kinder?

Die Frau.

Das ist der Sepperl und das ist der Kasperl. Es sind meine Kinder und auch nicht meine. Sie sind von der Trine, meines Mann's erster Frau.

Der Handwerksbursch.

Es sind ein paar schöne Buben.

Die Frau.

Schöne Buben? — Rangen sind's. Komm her, Sepperl.

Sepperl.

Was soll ich, Mutter?

Die Frau.

Da, hast 'ne Ohrfeig'. Komm her, Kasperl.

Kasperl.

O weh!

Die Frau.

Da, hast'n Tritt! Packt euch aus der Stub'.

(Die zwei Buben ab.)

Der Handwerksbursch.

Was ist das für ein Schmuderlapp, der da herumkriecht?

Die Frau.

Das ist kein Schmuderlapp, er Nasweis, das ist mein eigen Kind, das Nannerl. Komm her, Nannerl! Komm her, Nannerl!

Das Kind.

Ne! —

Die Frau.

Komm, herzig Nannerlchen.

Das Kind.

Ne!

Die Frau.

Willst nicht? So muß ich zu dir kommen. Da hast'n Kuß und hier sind auch noch Rosinen und Zucker. Sagst nicht: danke?

Das Kind.

Ne!

Der Handwerksbursch.

Das ist ein gut erzogen Kind. Ich wußt' nicht, daß es euer war. — Mich hungert, gute Frau, habt ihr nichts zu essen?

Die Frau.

Er hätt's nicht verdient. Hier ist noch ein Teller Supp'.

Der Handwerksbursch (ißt und spricht)

Ich dank euch, liebe Frau, und wenn ich's kann, vergelt ich's.

(ab.)

Die Frau.

Was lässest Du unter den Tisch fallen, Joseph?

Der Schneider.

Zwei Lappen sind's von des Schulzen Rock.

Die Frau.

Was soll'n die Lappen?

Der Schneider.

Eine Jack' für den Sepperl und ein Mäntelchen für den Kasperl.

Die Frau.

Das fehlt mir noch! Dacht' ich, du wärſt ein ehrlicher Schneider und hab' nun ſo 'nen lauſigen Kerl, der dem Schulz das Tuch will ſtehlen. Ich lauf ſtracks hin auf's Rathaus und laß dich in's Hundeloch ſchmeißen. Eine Jack' für den Sepperl und ein Mäntelchen für den Kasperl! Ei, ſeht mir doch, für der Trine ihre Buben. Wo haſt du den Lappen für's Nannerl?

Der Schneider.

Für's Nannerl ſaß kein Kleidchen mehr im Rock.

Die Frau.

Alſo mein Nannerl ſoll leer ausgehen? Und was das für Tuch iſt, das der Herr Schulz gekauft hat, die Ell' acht Gulden. Alſo für mein einzig fein's Nannerl, für das klein Kindle ſitzt kein Läpple mehr im Rock? Schneid' ab, ſag' ich, oder du kriegſt meine Fäuſt' zu ſpüren.

Der Schneider.

Liebe Frau, der Schulz iſt fünf Ellen dick, und es ſitzen nur noch drei Ellen im Tuch.

Die Frau.

Schneid' ab, ſag' ich. Laß er mager werden!

Der Schneider.

Der Rock geht ihm nicht unter dem Ärmel her. Was ſoll ich ihm ſagen?

Die Frau.

Sag' ihm, es wär' pariſer Mod'.

Der Schneider.

Er glaubt's nicht.

Die Frau.

Sag' ihm, das Zeug wär' gekrumpen.

Der Schneider.

Er glaubt's als wieder nicht.

Die Frau.

Er ſoll's glauben! Die Scheer' nimm.

Der Schneider.

Das Zeug würd' verſchnitten. Ich thu's nicht.

Die Frau.

Du thuſt's nicht?

Der Schneider.

Ich thu's nicht. Lieber ſterb' ich.
(Legt ſich hin und ſtirbt.)

(Die Schneiderſtube verwandelt ſich in den Himmel. Der Herr, Petrus und die Engelein treten auf.)

Der Herr.

Da iſt doch keine größ're Plag',
Als immerfort ſo, Tag für Tag,
Im Himmel ſein der liebe Gott:
Nichts hat man davon als Schimpf und Spott!
Ich mach' es keinem Menſchen recht,
Dem iſt's zu gut, dem iſt's zu ſchlecht,
Dem iſt's zu trocken, dem zu naß,
Der mäkelt dies, der mäkelt das.
Die Weiber wie die Männer ſind,
Die hat einen Mann und keine Kind',
Die hat ein Kind und keinen Mann,
— Man kann nicht alles zuſammen han, —

Da wird's mit Schelten und mit Toben
Dem lieben Gott in die Schuh geſchoben.
Mitunter giebt's wohl noch gute Leut';
Als Handwerksburſche ging ich heut',
Ich traf da eines Schneiders Frau,
Sie hielt es ſonſt nicht zu genau:
Supp' und 'nen Dreier hat ſie mir 'geben,
Ich konnt' doch bis zum Abend leben.
Nun aber bin ich müd' und matt
Und hab' heut des Regierens ſatt;
Ich will ein biſſel mich vertreten,
Luſtwandeln zwiſchen den Gartenbeeten,
Die Blüten ſchütteln, die da trieben,
Daß ſie wie Sternlein herunterſtieben!
Du, Petrus, Acht hab' auf die Thor',
Die güld'nen Riegel ſchiebe vor.
Wer kommt, der ſoll da draußen warten,
Bis ich zurück bin aus dem Garten,
Und thu' er bös und thu' er fromm,
Er wart', bis daß ich wieder komm'.
Es ſchwärmt jetzt über alle Maßen
Geſindel auf der Himmelsſtraßen,
Sie könnten mich am End' beſtehlen,
Den Schemel hier oder ein paar Juwelen.

Petrus.

Und trüg' er noch ſo frommen Schein,
Niemand laß ich in den Himmel ein.

Der Herr.

Nun, Englein, kommt, mit muſicieren
Woll'n wir uns im Garten verluſtieren.

(ab mit den Engeln.)

Petrus.

Wer klopft da an die Himmelspfort'?

Der Schneider (von außen).

Mir däucht, hier iſt's am rechten Ort.

Petrus.

Wo willſt du hin?

Der Schneider (von außen).

In den Himmel 'nin.

Petrus.

Du mußt als noch ein bißchen warten,
Der Herr iſt 'gangen in den Garten.

Der Schneider.

Laß mich nur ein, ich bitt' dich ſehr,
Der Weg war weit und voll Beſchwer.
Auf Dornen trat ich, ſtatt auf Raſen,
Nun ſind die Füß' voll wunder Blaſen.

Petrus.

Willſt dich verkriechen in die Ecken,
Daß dich der Herr nicht kann entdecken,
Tritt wieder er in den Himmelsſaal?

Der Schneider.

Das mach' dir keine große Qual,
Wo du mich hin ſtellſt, bleib' ich ſtehn
Und will kein Schrittle weiter gehn.

Petrus.

Hier iſt in der Thür ein kleiner Spalt,
So klemm hindurch dich mit Gewalt.

Der Schneider.

O weh, o weh, ich kann nicht hinein.

Petrus.

Laß doch das mörderliche Schrein.

Der Schneider.

Ich kann nicht hinein, o weh, o weh.

Petrus.

Ich zieh', du drück', — so geht's, da steh.

Der Schneider (dringt herein.)

Am ganzen Leib bin ich geschunden.

Petrus.

Nun geh', verpfleg dir deine Wunden.

Der Schneider.

Was ist das für eine Herrlichkeit im Himmel. Was man anfaßt: Samt und Seide und Gold und Perlen und Edelstein und das alles für uns arme Leut'. Möcht' nur wissen, was das für'n hoher Stuhl ist, der da mitten im Saal steht; man kann nicht hinsehn, man blend't sich.

Petrus.

Das ist der Stuhl, darauf der Herr sitzt.

Der Schneider.

Der muß ein Geld gekost't haben. Und nun sag' mir auch, was das für'n Ding ist.

Petrus.

Das ist sein Schemel.

Der Schneider.

Ich ſeh's ihm an, ein biſſel vertreten.

Petrus.

Von dem Stuhl aus kann man alles ſehen, was in der Welt vorgeht.

Der Schneider.

Auch was die Grete macht?

Petrus.

Gewiß.

Der Schneider.

Möcht' wohl ein klein wenig hinaufklettern.

Petrus.

Nimm dich in Acht, daß du keine Thorheit begehſt.

Der Schneider.

Sei du nur ohne Sorg'. Haſt Recht, da ſitzt ſie, das Nannerl auf ihrem Schoß. Ja, Grete, mehr ging nicht davon ab, als eine Jack' für den Sepperl und ein Mäntelchen für den Kasperl. Aber was ſeh' ich, was ſeh' ich? Nimmt ſie nun ſelber die Scheer? O weh, da liegt der Lappen! Alles verſchnitten, ſchief und krumm. Da müßt' ich nicht im Himmel ſein, wenn ich das leiden wollt! Iſt hier nichts zum ſchmeißen? ſo nehm ich den Schemel und ſchmeiß ihr den an den Kopf.

(er thut's.)

Petrus.

Der Schemel, der Schemel! — Da kommt der Herr!

Der Schneider.

O weh!

(Der Herr kommt mit den Engeln zurück.)

Der Herr.

Die Welt geht noch, wie ſie gethan,
Die Sternlein ziehen ihre Bahn.
Ich will auf meinen Stuhl jetzt ſteigen.
Nun ſpielt, ihr Englein, auf den Geigen,
Die an des Himmels Decken hangen;
Seht nach, ob keine Saiten ſprangen.
Wo iſt der Schemel? das möcht' ich wiſſen.

Petrus (zum Schneider).

Sag' nichts.

Der Schneider.

Ich hab' ihn 'runter 'ſchmiſſen!

Der Herr.

Wo kommſt du her?

Petrus.

Ohn' anzupochen
Iſt er durch dieſen Spalt gekrochen.

Der Schneider.

Daß auf dem rechten Weg ſie bleibe
Schmiß ich ihn, Herr, nach meinem Weibe.
Mir thats um ihre Sünden leid,
Sie ſchnitt zu viel von des Schulzen Kleid.

Der Herr.

Wer hat hier richten dich geheißen?
Wollt ich nach allen Sündern ſchmeißen,
Die Lappen ſchneiden von fremdem Tuch,
Ich hätt' nicht Stühl' noch Bänk' genug.
Dein Weib hat mich geſpeiſt, getränkt,
Drum ſei die Sünde ihr geſchenkt!

Die Sünd' muß ſchon beineben gehn,
Ohne Sünd' kann Tugend nicht beſtehn.
Du ſtahlſt zwei Lappen, einen ſie,
Wer iſt der größ're Sünder hie?
Und weil du gar dich haſt vermeſſen,
Und haſt auf meinem Stuhl geſeſſen,
Haſt richten und ſtrafen woll'n zugleich,
So geh' aus meinem himmliſchen Reich,
Und ſteig' zu alter Luſt und Qual
Auf's neu herab in's Erdenthal;
Ich bin der Herr, ich richt' allhier,
Kein And'rer richte außer mir!
(Der Schneider ab.)

(Der Himmel verwandelt ſich in des Schulzen große Stube. Der Schulz und ſeine Frau kommen.)

Der Schulz.

Da kommt er. Bringſt du den Rock, Joſeph?

Der Schneider (kommt.)

Ja, Herr, probiert ihn einmal an.

Der Schulz.

Er iſt zu eng, Joſeph, ich komm' nicht hinein.

Der Schneider.

Das Tuch iſt ein biſſel gekrumpen, das gibt ſich.

Der Schulz.

Was haſt du gemacht? Der Rock geht mir nicht unter dem Ärmel her.

Der Schneider.

Das iſt mit Fleiß geſcheh'n, das iſt pariſer Mod'.

Der Schulz.

Ei, ei, pariſer Mod'?

Die Schulzin.

Man ſieht's, man ſieht's. Was dir der Rock ſitzt! Das ſieht ganz anders aus, als wenn dir die Röck' ſo ſchlampig über den Bauch hangen.

Der Schulz.

Ja, es iſt wahr. Aber, Joſeph, du darfſt keinem Andern im Dorf ſolchen Rock machen.

Der Schneider.

Gewiß nicht.

Der Schulz.

Morgen iſt Gemeindewahl, da ſollſt du Schöffe werden, — und hier iſt dein Lohn, zwei Gulden geb' ich dir Aufgeld.

Die Aufregung, von welcher Doktor Bercht ſelbſt ergriffen war, hatte ſich auch ſeiner Darſtellung mitgeteilt, die das poſſenhafte übertrieb, darum aber um ſo mehr die Lachluſt erregte. Nach Schluß des Stückes gab ſich das Verlangen kund, daß die Dekoration zu der Szene im Himmel noch einmal vorgezeigt werde, welche in ihrer zopfigen Phantaſtik und ihrem ſeltſamen und ungewöhnlichen Farbenreiz die lebhafteſte Bewunderung hervorgerufen hatte. Dem Wunſche wurde ſofort entſprochen und jeder erfreute ſich auf's neue des herrlichen Anblickes. Schönaich erglühte und wie er ſtets in Beſorgnis um ſeine Geſundheit war, fühlte er ſeinen eigenen Puls: er ſchlug voll und ſchnell. Ellen trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand: wie glück-

lich Sie sein müssen, wo Sie aus jedem Mund den Ruf des Erstaunens und Entzückens hören, und doch weiß ich, daß keiner hier Sie, Ihr Wesen und Ihren Geist versteht als ich allein. — Schönaich bat, daß sie ihm zu einem Glase Wasser verhelfen möge, sein Blut sei wie Feuer. — Ich will Ihnen Limonade geben, rief sie und zog ihn mit sich fort über den Gang in ein Seitenzimmer. Dasselbe enthielt nichts als ein Sopha, ein paar Stühle und einen kleinen mit Gläsern besetzten Tisch; in der Ecke standen Champagner-Flaschen in Eis, daneben Krüge mit Selterser Wasser. Mit unruhiger Hast öffnete Ellen einen kleinen Wandschrank, dem sie einen Topf mit eingekochtem Fruchtsaft entnahm, entkorkte einen der Krüge und zugleich eine der Champagner-Flaschen, füllte ein großes Glas zu einem Viertel mit Wasser, rührte den Fruchtsaft hinzu und goß es dann voll mit dem schäumenden Wein. Trinken Sie es aus in einem Zuge, rief sie, es ist ein Heilmittel. — Da es aus Ihren Händen kommt! erwiderte er. Sich selbst dann füllte sie ebenfalls ein Glas mit Champager: Dies sei getrunken auf Ihre Kunst, Ihr Glück, Ihre Zukunft! Nachdem beide die Gläser geleert, ließ Ellen sich auf das Sofa nieder, indem sie Schönaich bat, sich an ihre Seite zu setzen. Wir werden zur Gesellschaft zurück müssen, bemerkte er. Was kümmert uns die Gesellschaft? entgegnete sie, da ist keiner, der an Ihrem Geschick Anteil nimmt; man rühmt Sie mit wohlfeilen Worten und läßt Sie ersticken in Ihrer Umgebung, man wird Ihnen eine Thräne nachweinen und doch sagen, Sie hätten sich selbst zu Grunde gerichtet. Aber Sie dürfen nicht untergehen, Sie sollen zu den Höhen des Ruhmes emporsteigen, die Bewunderung der Welt werden, wie hier dieser kleinen Gesellschaft. — Ach, es giebt keinen Weg

dahin! seufzte Schönaich. — Es giebt einen und ich kenne den Weg! rief Ellen mit leidenschaftlicher Stimme. Sie nahm von ihrer Brust eine Rose, die sie vorgesteckt hatte, und reichte sie ihm. Schönaich zitterte, die Rose entsank seiner Hand und fiel zur Erde. Beide bückten sich darnach. Schönaich ergriff sie und als er sich erhub, begegnete ihr Mund dem seinigen. Er fühlte nicht Kraft genug, sich zu entziehen und sank in ihre Arme. Wir haben uns gefunden, rief sie, und nun will ich dich zu den Sternen führen! Man hörte die Aufwärter draußen hin und her gehen. Wir werden gestört, fuhr sie fort, — sei fest und alles geht gut; — wann und wo wir uns sprechen: ich werde die Gelegenheit dazu finden. Mägde traten ein, den Wein und die Gläser zu holen, Ellen und Schönaich gingen zur Gesellschaft zurück, sie mit heiterem Antlitz, als wenn nichts geschehen wäre, — er halb bewußtlos, mit einem Herzen, das wie ein Hammer gegen seine Rippen schlug.

Die Gäste saßen zwanglos durcheinander; Bercht hatte neben der Thalheim Platz genommen. — Ich hätte in der That nicht geglaubt, sprach Clausthal zu Gerardus, daß der Herr so menschlich und duldsam wäre, wie Sie ihn schildern.

Nur das Göttliche ist duldsam, entgegnete Gerardus, und der Mensch im Alter, wenn er, kampfessatt geworden, anfängt das irdische von sich abzustreifen; dann erkennt er, daß die Welt doch eben nur so bestehen kann, wie sie besteht, und daß gut und bös sich nicht viel anders zu einander verhalten, wie positive und negative Elektrizität. Es sind zwei Ausstrahlungen derselben Kraft; die eine hat die andere zur Voraussetzung und Bedingung; nur wenn beide getrennt in ihren Gegensätzen zur Erscheinung kommen, entsteht das Leben; vereint sind sie der Tod.

So glauben Sie wirklich, was ich nur für ein Scherzwort hielt, rief Frau Bercht herüber, daß wir der Sünde nicht entbehren können?

Was ist Sünde? fragte Gerardus. Wie vieles sind unsere Eiferer geneigt für Sünde zu erklären, was nur den Anschauungen der Zeit und der Sitte widerspricht.

Mir kam bei Ihrem Märchen, sprach Professor Clausthal, ein seltsames Kinderlied ins Gedächtnis:

Heute haben wir Sünd' gethan.
Verleiht uns Gott das Leben,
So fangen wir morgen wieder an.

Herrlich, herrlich! rief Ellen. Dieser Spruch ist für mich gemacht und ich kann es den Kindergemütern nachfühlen, daß sie in der Freude über die begangenen Sünden schon die Vorfreude auf die künftigen empfinden. Nur muß man mit Herrn Gerardus fragen: was ist Sünde? Unsere unnatürliche und verschrobene Gesellschaft hat sich gewöhnt, für Tugend anzusehen, was doch nichts als Sünde in sich trägt; aber das Auge des großen Weltgeistes wird in der Sünde die Tugend erkennen.

Sie sprach wieder in solch erregtem Tone, als wolle sie für sich selbst sprechen, daß es der ganzen Gesellschaft auffiel. Es ist etwas geschehen, flüsterte Frau Bercht ihrem Nachbarn zu: sie hat gethan, was sie nicht sollte. Sehen Sie meinen Mann! schrie sie so laut, daß es über den Tisch gehört wurde. Aller Augen richteten sich auf Doktor Bercht, der mit Fräulein Thalheim in dem Schatten des Fenster-Vorhanges saß, ihre Hand gefaßt hielt und lebhaft zu ihr sprach: sie hatte den Kopf gesenkt und hörte ihm lächelnd und mit Wohlgefallen zu. Beide waren so in sich selbst vertieft, daß sie gar nicht bemerkten, wie die Auf-

merkſamkeit auf ſie hingelenkt war. Profeſſor Clausthal, um das Schauſpiel zu beenden, wandte ſich an Doktor Bercht: die Schneiderfrau in dem letzten Märchen kann Ihnen dankbar ſein, daß Sie ihre ſtiefmütterliche Seite gemildert haben; eigentümlich aber iſt es, wie gerade dieſes Thema in den Volksmärchen mit Vorliebe behandelt wird und überall die Stiefmütter einen unliebenswürdigen, zuweilen grauſamen und unmenſchlichen Charakter tragen.

Fräulein Thalheim hatte erſchreckt ihre Hand zurückgezogen und verbarg ihre Verlegenheit, indem ſie die Falten ihres Kleides glättete. Bercht aber erhob ſich unbefangen: das Märchen erzählt nur, erwiderte er, was es im Volksleben täglich vor Augen hat; die Stellung einer Stiefmutter iſt ſo ſchwierig, daß ſich auch die beſte nicht frei erhalten kann von Härte und Ungerechtigkeit. Man ſollte nun ſagen, daß ſich in dem Falle ein erträgliches Verhältnis ausbilden müſſe, wenn ſie ſelbſt keine Kinder bekommt; aber es liegt in der Natur der Dinge, in der phyſiſchen Umbildung des Weibes, daß ſich nur in der Mutter ein wirkliches Muttergefühl erzeugt, für das keine Philoſophie der Welt und kein Gefühl der Pflicht einen Erſatz giebt oder das ſie gar ſelbſt hervorzubringen im Stande ſind. Bei Knaben mag es gehen, iſt aber unter den Stiefkindern ein heranwachſendes Mädchen, da iſt auch bald wieder der Teufel los, denn jedes Weib iſt auf Schönheit eiferſüchtig.

So war's gerade beim Schneewittchen, bemerkte Felicitas.

Ganz recht, erwiderte Bercht, ich kenne ſelbſt das Märchen und es könnte unſerm Freunde Schönaich Gelegenheit geben, ſeine ganze Kunſt zu zeigen, wenn Sie, alter Gerardus, ſich die Mühe geben wollten, es meinen Marionetten auf den Leib zu ſchreiben.

. Schneewittchen? fragte Gerardus.

Ich glaube, daß ich es noch unter meinem alten Bücherkram besitze.

Was sollte ich damit beginnen? sprach Gerardus, aber wenn Fräulein Felicitas — —

Ich habe Ihnen Kindermärchen erzählt, unterbrach ihn diese, aber sie haben sich unter Ihren Händen so verwandelt, daß für Kinder nichts mehr übrig geblieben ist.

Versuchen Sie es noch einmal, bat Gerardus.

Ich weiß nicht, sagte Felicitas. Sie stand am Flügel, hielt den Kopf etwas gebückt und die Blicke auf die Spitze ihres kleinen Fußes gerichtet, mit dem sie Striche über den Teppich zeichnete. Ellen trat hinzu: Wenn Herr Schönaich so wundervolle Dekorationen dazu malen kann, wie zu den Märchen, die wir bereits gesehen haben, dann sollten Sie sich nicht länger erbitten lassen.

Nun wohl, rief Felicitas, das arme Schneewittchen wird Ihnen wenig Anlaß geben, ihm etwas anzudichten, was über die Kinder-Phantasie hinausgeht. Drüben im Bergwalde, wohin ich jeden Morgen in aller Frühe spazieren gehe, um bei unserm Bauern Milch zu trinken, giebt es eine Stelle, ganz für dieses Märchen geschaffen.

Und Sie stehen so früh auf? fragte Ellen.

Ei freilich, mehrere Freundinnen geleiten mich: auch sieht man sonst viele Gäste aus der Stadt, die dort eine Art Milchkur gebrauchen; und während alles vor den großen Milchgläsern am Tische sitzt, laufe ich in den Wald, um die Vögel singen, die Quellen rieseln zu hören, oder auch die Spinne zu beobachten, wie sie in ihrem Netz auf den Raub lauert.

Wollen Sie mich mitnehmen? fragte Ellen, dann könnten auch Herr Schönaich und Herr Gerardus sich einfinden und in der Natur selbst ihre Studien machen.

Felicitas blickte sie erstaunt an und zögerte mit der Antwort. Dann sprach sie: Ich weiß nicht, ob es schicklich sein würde.

Was läge unschickliches darin? rief Ellen erregt, wir stehen über der Meinung der Welt.

Ich will hören, ob mein Ohm Burghard mich begleiten wird, sprach nachsinnend Felicitas.

Erwünscht, erwünscht! rief Ellen, so wollen wir ihn bitten, Musik zu dem Märchen zu schreiben.

Heute haben wir Sünd' gethan.
Verleiht uns Gott das Leben,
So fangen wir morgen wieder an,

sang sie und eilte hinaus, um nach dem Tisch zu sehen.

Auf der Tafel prangten die Silberschätze der Frau Bercht, alle mit dem Wappen ihres Hauses versehen, ausgezeichnete Kunstwerke der alten Nürnberger Silberschmiede. Zwischen den Fruchtschalen standen große Blumensträuße und ein Kranz von halbgeöffneten Rosen zog sich hinter den Tellern her über den ganzen Tisch. Ellen hatte die Anordnung getroffen; der strahlende, buntfarbige Glanz, der Duft der Rosen, Nelken und Reseden erweckten eine festliche Stimmung und luden ein, sich der Stunde des Genusses mit heitrer Seele hinzugeben. Nur Zwei schienen nicht dazu geneigt. Frau Bercht wurde von Rösner geführt, auf dessen Arm sie sich stützte; er fühlte, wie ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper ging. Ellen hatte Schönaichs Arm in

den ihren gelegt; ſtumm, willenlos, mit niederhängendem Kopf, wie von einem Schuldbewußtſein gedrückt, ſchritt er neben ihr her; als er aber in das licht- und dufterfüllte Zimmer trat, riß er ſich gewaltſam los, rannte zurück und ſuchte nach Hut und Stock. Ellen eilte ihm nach, ſie ergriff ſeinen Arm und hielt den Flüchtigen feſt. Welcher Dämon treibt dich? flüſterte ſie ihm leidenſchaftlich zu; ich habe jetzt ein Recht auf dich, das ich nicht werde fahren laſſen.

Überlaß mich meinem Schickſal, rief er; indem du dem Ertrinkenden das Ufer zeigſt, das er nicht erreichen kann, mehrſt du in ihm nur die Schrecken des Untergangs.

Wenn ich dir das Ufer zeigte mit ſeinen Gärten, darin der Lorbeer grünt, entgegnete ſie, ſo habe ich auch den Kahn in Bereitſchaft, der dich ſicher dahin führt. Sie legte ihre Hand auf ſeine Stirne; ein Schauer durchflog ihn bei der Berührung, denn ihre Hand war eiſig kalt. Armer Freund, fuhr ſie fort, wie du glühſt! Du biſt unwohl, — aber komm, der Wein, das Eſſen, die Unterhaltung werden dich wieder mit neuem Leben füllen.

Nein, laß mich! rief er. Was ſoll ich hier? Das iſt das Vorrecht des Beſitzes, daß er den niedrigſten der Triebe poetiſch verklären kann, und das Verſchlingen der Auſtern, der Trüffel, der Artiſchocken und Spanferkel in einen idealen Nimbus hüllen. Ich gönne es meinem Freunde Bercht; aber der Proletarier hat kein Recht, an einem Tiſch zu ſitzen mit ſilbernen Schüſſeln und die Suppe mit ſilbernen Löffeln zu ſchlürfen. Und doch hab' ich Bedürfniſſe! Ich bin nicht wie Diogenes, ich bin nicht am glücklichſten, wenn ich meinen Brei aus einem hölzernen Napfe ſpeiſe; hat mich die Natur zum Künſtler geſchaffen: zum Teufel, die Phantaſie des Künſtlers verlangt nach einer

andern Umgebung, als nach vier getünchten und nackten Kalkwänden, wenn sie nicht erschöpft und unfruchtbar in sich zusammenbrechen soll.

Ein heftiger Husten unterbrach ihn; er sank auf einen Stuhl.

Ich gebe dir alles! rief Ellen, was nur deine Phantasie anregen und dich zu neuen Schöpfungen begeistern kann: du sollst es haben im Überfluß.

Ich will es auch nicht von dir! entgegnete er heftig; bin ich ein Proletarier, so habe ich auch den Stolz des Proletariers! ich will kein Geschenk, aber ich hoffe auf den allgemeinen Umsturz, der mich nach oben bringen wird. Er wird kommen über Nacht, wenn Niemand es erwartet; es gährt in Frankreich, es gährt hier, es gährt allerorten: die Heloten rütteln an ihren Ketten!

Darauf baue nicht! Der Umsturz wird dich nicht nach oben bringen, sondern töten; die goldne Zeit aber, welche darnach kommen soll, — wir werden sie nicht erleben. Was ich dir geben will, das sollst du empfangen als ein Recht. Nur darfst du nicht zurückschrecken, wenn es gilt, das notwendige und unerläßliche mit festem Willen zu vollführen. Morgen will ich mit dir darüber reden, wenn du ruhiger geworden bist, denn ich rechne darauf, daß wir uns in der Frühstunde treffen. Felicitas und Gerardus mögen sich mit Märchen unterhalten; wir haben uns ernstere Dinge zu sagen, — und liebere, fügte sie hinzu, indem sie ihm mit der Hand das Haar aus der Stirne strich. Nun komm, man wird uns vermissen, und es auffällig finden.

Ich kann nicht, rief er, laß mich! — morgen, morgen! — gut denn, morgen! ich will träumen, daß ich glücklich würde, — glücklich, glücklich!

Er lachte laut auf und stürzte hinaus. Ellen trat an's Fenster und suchte ihm durch die Dunkelheit nachzusehen. Wird er Kraft genug besitzen? sprach sie zu sich selbst. Wie sonderbar, daß die Männer, wenn sie sich zu einer befreienden That aufraffen sollen, so weit hinter uns zurückstehen, die wir ihnen sonst nichts sind als die Verkörperung der Schwäche. Und die Welt, die verächtliche? sie wird heute Steine auf mich werfen und morgen, wenn sein Name bekannt und berühmt geworden ist, mich nicht genug zu preisen wissen. Sie kehrte zur Gesellschaft zurück, die sich, angeregt durch den Wein, den Zungenlöser, und die trefflich zubereiteten Speisen, in der lebhaftesten Unterhaltung befand. Fräulein Thalheim saß rechts von Doktor Bercht, der unerschöpflich war in seinen Aufmerksamkeiten. Er feierte sie in einer überschwänglichen Rede als diejenige, in welcher die Kunst der Alten mit dem Geist der Neuen die innigste Vermählung eingegangen sei, deren Hand uns so leicht und sicher in die Welt der Griechen einführen würde, daß wir nur alten und vertrauten Bekannten zu begegnen glaubten. Alles erhob sich, um mit der Künstlerin anzustoßen; nur Frau Bercht blieb sitzen, anscheinend teilnahmlos und in Gedanken versunken. Die Gesellschaft kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück; die verschiedenen Gerichte verfolgten ihren Kreislauf und die Unterhaltung wurde lauter und lebhafter. Frau Bercht bemerkte, wie ihr Gatte der Komödiantin häufig etwas zuflüsterte, worüber diese laut lachte, wie er dann bedeutungsvoll mit ihr anstieß, zuletzt, wie er die Gläser vertauschte und eifrig seine Lippen an die Stelle brachte, wo sie vorher getrunken. Der Wein hatte Feuer, und Fräulein Thalheim, sei es, daß sie glaubte, den Aufforderungen ihres Nachbars folgen

zu müſſen, ſei es aus eigener Neigung, trank mehr, als es ſonſt bei Damen Sitte iſt. Sie begann den geſellſchaftlichen Zwang abzuthun, erzählte Theater-Anekdoten, wie hier das Piſtol nicht losgegangen ſei, dort die Verſenkung ſich zu früh geöffnet habe, wie ſie ſelbſt als tote Julia ein heftiges Nießen nicht habe unterdrücken können, — eine Menge jener Nichtigkeiten, welche in der Bühnenwelt ſtets die Bedeutung von großen Haupt- und Staats-Aktionen gewinnen. Ihre Umgebung hörte mit dem größten Intereſſe zu. Sie ſprach von den ihr in Prag, Brünn, Wien entgegengebrachten Huldigungen, von ihren Lorbeer-Kränzen und ihrem reichen Juwelen-Schmuck, dem Geſchenk einer fürſtlichen Durchlaucht, die ſich zu ihren Füßen geworfen habe und nur durch das Hinzutreten eines ungeſchickten Maſchiniſten daran verhindert worden ſei, ihr einen Ehe-Antrag zu machen. Unſere Kunſt bedarf der Huldigungen, ſprach ſie. Der Dichter, der Maler, der Muſiker treten hinter ihren Werken zurück; fehlt ihnen die Anerkennung, ſo mögen ſie ſich damit tröſten, daß ein künftiges Geſchlecht ſie ihnen nicht verſagen werde; unſer Mühen aber iſt umſonſt, wenn uns der Moment gebricht. Was uns jene bringen, das iſt lange vorbedacht, in der ſtillen Ruhe des Hauſes zur Reife gediehen, mit Sorgfalt ausgeführt; das iſt wiederholt auf ſeine Wirkung geprüft, umgeformt, geändert, gebeſſert. Was wir geben, iſt in tauſend Fällen nur die Geburt des Augenblicks. Mehr noch, — der Poet ſchafft ſeine Werke in der Behaglichkeit des Schlafrockes, während wir gezwungen ſind, nicht nur dem Geiſte, ſondern auch dem Körper, dem ganzen Apparat unſeres Gehirns, der Sehnen und Muskeln, das höchſte Maß der Anſtrengung aufzubürden. Denn wir haben den oft wunderlichen Ge-

ſtalten der Bühnen-Dichter häufig erſt die Seele einzuhauchen, ſie einzurenken und ihnen eine lebendige Hülle zu geben. Und obgleich ich weiß, daß ich überall auf Widerſpruch ſtoße, halte ich darum doch meine Kunſt, die Schauſpielkunſt, für die höchſte aller Künſte. Woran wir uns aber ſättigen, das iſt der Beifall, das ſind die Huldigungen, die uns wie Wein berauſchen und allen ſchaffenden Kräften in uns neue Energie verleihen.

Wir wollen uns der Gaben Ihrer Kunſt erfreuen, ſagte Gerardus, und nicht über den Vorrang mit Ihnen rechten. Wer nur den Zauberſtab fände, um das Flüchtige damit feſtzuhalten und den Genuß der Stunde zu verewigen.

Er iſt gefunden in der Photographie, erwiderte Fräulein Thalheim. Haben Sie nicht in dem Schauladen der Buchhandlung mich ſelbſt in meinen verſchiedenen Rollen geſehen?

Und den Eſel daneben, den Farneſe, rief Doktor Bercht.

Fräulein Thalheim lachte. Wenn er es nur fertig bringt, den Egmont mit halb der Natürlichkeit zu ſpielen, wie Sie es ihm vormachten, als ich auf dem Schemel vor Ihnen kniete.

Wer wird das ausplaudern? unterbrach ſie Ellen.

Das bleiche Geſicht der Frau Bercht wurde von einer brennenden Röte übergoſſen, doch blieb ſie ſtumm.

Warum ſoll ich es verſchweigen? rief Fräulein Thalheim. Die Geſellſchaft weigert uns ſelbſt jetzt noch den Zutritt. Die Kirche möchte uns noch gern außerhalb der Kirchhofsmauern einſcharren, aber in einem Kreiſe von Künſtlern und Kunſtbegeiſterten, wie er hier verſammelt iſt, weiß jeder, daß für den Künſtler ein anderes Maß gilt, als für das Pfahlbürgertum, daß er nur leben kann in

der Freiheit und Ungebundenheit. Sie haben noch in jüngster Zeit das Beispiel an Immermann und seiner Freundin gesehen, von der vergangenen Periode gar nicht zu reden. Die großen Dichter und genialen Frauen jener Zeit knüpften und lösten ihre Bündnisse nach Laune und Neigung von einem Tage zum andern. Ein wie viel größeres Recht des Augenblicks darf der Schauspieler in Anspruch nehmen, der für den Augenblick lebt und dessen ganze Kunst auf den Augenblick gestellt ist. Wenn ich einen Trinkspruch bringen sollte, dann wäre es nicht auf die dauernde Liebe, sondern auf die flüchtige Leidenschaft, die um so tiefer ergreift, je flüchtiger sie ist.

Sie erhob sich, aber niemand gab Bescheid als Doktor Bercht, der beim Anstoßen den Wein verschüttete. Ein Opfer, den Göttern gebracht! rief er, ihr Neid ist versöhnt.

Alles war still. Frau Bercht aber hub an mit einer belegten Stimme, die aus einer kranken Brust hervor zu quellen schien: Mir würde es nicht möglich sein, meine Zustimmung zu geben, sogar scheint mir die Ehre meines Hauses verletzt, wenn nicht ein Widerspruch erfolgt. Nach meiner Ansicht bedarf es erst noch einer Untersuchung, ob die Schauspielkunst überhaupt eine Kunst ist, in dem großen Sinne, unter dem ich die Kunst begreife. Was wir jetzt hier in Nixenheim zum erstenmal sehen, das ist in den Residenzen schon eine alte Mode, daß die Akteure und Aktricen, um die Universalität ihres Genius zu zeigen, sich in solchen Rollen photographieren lassen, welche am unverträglichsten mit einander sind, als Macbeth hier, als Lumpacivagabundus dort, oder auch hier als Ophelia und dort als Mariandel in irgend einer Wiener Posse. Ich habe gesehen, wie die Kenner aus der ersten Rangloge bewundernd

davor ſtanden; namentlich waren ſie hingeriſſen von den Königsgeſtalten, dem finſtern Philipp, dem blutigen Richard, der unglücklichen Maria Stuart und ihrer unverſöhnlichen Feindin, der Königin Eliſabeth, als wenn hier die rechte Schule ſei für den Hiſtorienmaler, der Stoff zu ſeinen Studien. Mir ſelbſt verurſachten dieſe Bilder ſtets ein innerliches Grauen, denn ſie zeigten mir in aufdringlicher und widerwärtiger Weiſe die ganze Unwahrheit der Maskerade. Immer waren es dieſelben Köpfe, von denen keiner zu der tragiſchen Rolle paßte, die ihm aufgebürdet war. Sie ließen die Mundwinkel hängen, ſie verzogen die Augenbrauen, ſie runzelten die Stirn: das war ihre tragiſche Leidenſchaft, eine Karrikatur auf die Geſtalten, die der Dichter geſchaffen! — Aus meiner Jugend entſinne ich mich eines Franzoſen, der auf den deutſchen Jahrmärkten umherzog und ſich Monsieur Petitjean nannte, erſter Grimacier des Königs von Frankreich. Der Mann ſchnitt Fratzen. Vor ſeiner Bude hing in vergoldetem Rahmen ein großes lithographiertes Blatt, auf dem ſein Geſicht ein dutzendmal in den unglaublichſten Verzerrungen erſchien. So oft ich an den Schauläden vorüber ging, in welchen jene Photographien auslagen, kam es mir unwillkürlich in den Sinn: Ah, — Monsieur Petitjean.

Frau Bercht hielt ein, um etwas Waſſer zu trinken; ihre Stimme war heiſer geworden. An der Tafel herrſchte tiefe Stille. Doktor Bercht ſchien entgegnen zu wollen, er ließ unruhig die Finger durch ſeinen Bart gehen; aber er ſchwieg. Nach kurzer Erholung begann Frau Bercht auf's neue: Es iſt ein anderer Punkt berührt worden, daß dem Schauſpieler noch heute die Geſellſchaft verſchloſſen ſei, die man dieſerhalb der Engherzigkeit, der Barbarei und der

Verachtung der Kunst beschuldigt. Sie verschließt sich ihm aber nicht bloß heute, sie wird sich ihm immer verschließen und wehe ihr, wenn sie jemals anders handelte, denn es wäre das Aufhören aller sittlichen Ordnung. Auch der Künstler steht unter dem Sittengesetz und niemals war sein Beruf ein Schutzbrief für sittliche Verirrungen. Ruhen Flecken auf einzelnen großen Namen: die Kunst hat nichts damit gemein, oder vielmehr, sie hat jene Künstler vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und ihre Seelen geläutert. Anders aber ist es mit dem Stande der Schauspieler, der früher für ehrlos galt und sittenlos geblieben ist; nicht darum, weil das Komödienspiel zu den Künsten gehört, sondern weil die Entsittlichung in seinem eigensten Wesen begründet liegt. In jüngster Zeit fangen sogar die Kunstreiterbanden an, große pantomimische Darstellungen zu geben, und vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, daß auch die Damen des Zirkus den Zutritt zur Gesellschaft verlangen. Man wird nirgend behaupten wollen, daß diese Darstellungen zur Kunst gehörten, obgleich sich darin zuweilen ein großes Geschick offenbart, wie ich denn auch weiß, daß einzelne Mitglieder aus der Arena zur Bühne übergetreten sind. Nun aber hat die Schauspielkunst mit den so tief unter ihr stehenden Künsten des Hippodroms und des Ballets ein gemeinsames: daß die Künstler ihre eigene Persönlichkeit zur Schau stellen und mit ihrem eigenen Körper agieren. Würden noch, wie zu den Zeiten Shakespeare's, die Frauenrollen von Knaben oder jungen Männern gegeben, so wäre das Verhältnis gesunder geblieben; heute ist es nicht mehr möglich dahin zurückzukehren, und so sehen wir die Schauspielerin, je nachdem es das Stück bedingt, voll Behagens, in halber Entblößung,

auf der Bühne erſcheinen, oder ſich keck in die zweideutigſten Lagen begeben, das zweideutigſte anhören und ausſprechen, wie es in den unzüchtigen Poſſen geſchieht, die uns von Wien her aufgetiſcht werden. Ich fürchte, es wird noch ſchlimmer kommen, und doch will ich von der eigentlichen Literatur des Sumpfes nicht reden. In manchen Stücken unſerer größten Dichter iſt es kaum anders. Eine berühmte Gretchen-Schauſpielerin gab ſich in der Scene am Spinnrade allen Schauern der erregteſten Sinnlichkeit hin, daß ihr ganzer Körper erzitterte. Ich fühlte, wie mir das Geſicht brannte vor Scham, denn es ſtreifte an die Proſtitution und von der allgemeinen Preisgebung zur beſondern iſt nur ein Schritt.

Fräulein Thalheim ſprang mit einem lauten Schrei vom Tiſche auf, auch Frau Bercht erhob ſich, die ganze Geſellſchaft folgte in äußerſter Beſtürzung. — Ich kann nicht bleiben! rief die Schauſpielerin und drängte ſich an Felicitas vorbei, um zur Thüre zu gelangen. Bercht ergriff ihren Arm: Sie dürfen uns nicht verlaſſen, rief er, meine Frau wird ſich mit Ihnen verſtändigen; bei ihrem krankhaften und gereizten körperlichen Zuſtande iſt ſie ſich ſelbſt nicht darüber bewußt, was ſie geſprochen. — Ich verzichte auf jede Verſtändigung, rief Fräulein Thalheim, indem ſie ſeine Hand zurückſchob. Er trat auf ihre Schleppe, um ſie feſtzuhalten; ſie aber zerrte daran mit ſolcher Heftigkeit, daß der koſtbare Stoff ihres Kleides in Fetzen auseinander riß. — Ich werde Ihnen wenigſtens den Wagen beſorgen, rief Doktor Bercht, indem er der davon Eilenden nachſtürzte.

Schönaich hatte die ganze Nacht sehr unruhig zugebracht; so wie er die Augen schloß, zeigte ihm sein aufgeregtes Nervensystem eine Reihe von Gestalten, von denen stets die eine in die andere überging, oder auch bloße Köpfe, die in unaufhörlicher Verwandlung begriffen waren, erst voll Schönheit und Anmut, dann verzerrt und häßlich mit finsterm und drohendem Ausdruck. Dabei hörte er stets ein lautes Sprechen, Stimmen in lebhafter Unterhaltung, die zuletzt zum Gezänk wurde. Plötzlich tauchte der Kopf seiner Frau vor ihm auf; sie rief voll Todesangst seinen Namen, so daß er erschreckt in seinem Bette auffuhr und sich nach ihr umsah. Sie schlief fest und ruhig mit langen und tiefen Atemzügen; ihre Hand ruhte auf der Decke und war vom Monde beleuchtet, ebenso der grüne Vorhang, der die Wiege seines Kindes verhüllte und die Bibel, die aufgeschlagen auf einem kleinen Tische lag. Schönaich legte sich auf's neue zum Schlafen nieder; die Erscheinungen wiederholten sich, aber schwächer und endlich fiel er in einen leichten Schlummer. Da sah er sich im Traume von dem ganzen wilden Spuk verfolgt; er entfloh durch tiefe Keller- und Lagerräume, kletterte über Waren-Ballen und Packkisten und geriet endlich in einen düsteren Gang, durch den er nicht weiter konnte; eine unsichtbare Hand stieß einen Dolch in seine Brust und vom Schmerze wachte er auf. Er fühlte den Schmerz noch immer; er hustete, dann suchte er wieder nach Schlaf. So ging es die Nacht durch; die Hallucinationen wechselten mit kurzem Schlummer voll beängstigender Träume. Der Morgen kam und mit ihm die Stunde, wo er seinen Freund Gerardus zur Begegnung mit Ellen abholen sollte. Noch war er

unfähig etwas zu denken; von der gestörten Nachtruhe war sein Kopf schwer, wie eingeschmiedet in eiserne Ringe, in seinen Ohren sauste und brauste es wie tosendes Wasser. Er begann sich anzukleiden und mälich fühlte er den Druck von seiner Stirn entweichen. Nun auf einmal trat das Ereignis des gestrigen Abends, seine Hingabe an Ellen, in voller Klarheit vor seine Seele und er erschrak darüber so heftig, daß er sich auf einen Stuhl niederlassen mußte, um nicht zu stürzen. Was war es, das sie ihm heute mitteilen wollte, wozu sollte er Mut finden? Er ahnte etwas, das ihn schaudern machte. Er warf seitwärts einen scheuen Blick auf seine Frau: sie schlief noch immer fest und ruhig, die Furchen in ihrem Gesicht hatten sich im Schlaf geglättet, die Wangen etwas gerötet, so daß sie ihm jetzt schöner und jugendlicher erschien, als er sie seit langer Zeit zu sehen gewohnt war. Er stand wie ein Verbrecher. Ich werde nicht gehen, sprach er entschlossen zu sich selbst und hing den Hut, den er ergriffen, wieder an den Nagel. Er trat an's Fenster. In den Nachbarhäusern schlief noch alles, die Straße war still und öde, aber sie lag voll warmen Sonnenscheins und der Himmel darüber glänzte in tiefer Bläue. Nach einer Weile fuhr es ihm durch den Kopf: darf ich sie warten lassen? Bin ich es nicht mir und ihr schuldig, sie anzuhören und habe ich nicht immer noch volle Freiheit meines Willens, wenn sie verlangt, was ich nicht erfüllen kann? was soll sie von meinem Mute denken, wenn mir schon der Mut gebricht, sie am hellen Tage in der Gesellschaft von Freunden und Freundinnen zu sehen? Er nahm seinen Hut wieder von der Wand, dann ging er leise und mit zögernden Schritten zur Thüre, indem er es ängstlich vermied, seine Frau wieder anzusehen. Erst als er draußen

auf der Straße ſtand und in der Ferne ſeinen Freund Gerardus erblickte, erlangte er eine größere Zuverſicht.

Das Gehöft, nach welchem beide ſich wandten, lag eine halbe Stunde vor der Stadt, mitten im Walde; der Weg dahin führte durch kurze Waldſtrecken, über Wieſen und Kornfelder, ſtieg zuweilen, bei der wellenförmigen Bildung des Bodens, etwas hinan und ging dann wieder abwärts, zu einem kleinen Bache, deſſen Lauf durch eine Reihe von Weiden bezeichnet wurde, die an ſeinem Ufer empor wuchſen. Die Luft war ungemein klar und durchſichtig; auf den von der Sonne beſchienenen Stämmen der Eichen und Buchen lagen die Schatten der Blätter in ſolcher Schärfe, als wären ſie mit der Feder gezeichnet. Die Gräſer, die Hecken, die Spinngewebe, welche die Hecken überzogen, hingen voll Tau; bei jedem Schritte, den die Freunde machten, ſahen ſie es überall um ſich her aufblitzen, in allen Farben des Regenbogens funkeln und ſprühen; es war ein ewiges Spielen des Lichtes, dabei ein lautes Jubilieren der Vögel in den Gebüſchen und in der Luft. Schönaich war es bis jetzt nicht gewohnt geweſen, früh aufzuſtehen; um ſo tiefer fühlte er ſich ergriffen von dem Zauber dieſes Sommermorgens; jeden Augenblick blieb er ſtehen, um ſich an den immer neuen Bildern zu ergötzen, wie bald eine junge Birke hell beleuchtet aus der in tiefem Schatten liegenden Umgebung hervortrat, oder wie der Sonnenſtrahl die ſchmalen, ſeidenglänzenden Blätter der Weiden ſtreifte, und um die kleinen Kieſel auf dem Grunde des Baches ſpielte. Wem es ſo wohl würde, rief er aus, dieſe Herrlichkeit mit freier Seele genießen zu können, ſich jeden Morgen neu zu verjüngen in dieſem himmliſchen Bade, neue Kraft in ſich zu ſaugen zu künſtleriſchem Schaffen, ach! nur einmal frei aufzuatmen, entledigt von dem jämmer-

lichen Druck des täglichen Elends! — Doch, — ich soll ja glücklich werden, fügte er leise hinzu, — sie, die einzige die mich versteht, will mich ja glücklich machen. Nur Mut fordert sie, und gewiß, ich habe Mut! — Er stieß seinen Stock heftig zur Erde und nahm einen festen und schnellen Gang an. Da schrak er plötzlich zurück, denn eine kleine schillernde Schlange huschte gerade vor ihm über den Weg und verschwand im Grase. Schönaich hatte von jeher einen Widerwillen gegen alles, was draußen kreucht und fleucht, der Anblick einer Buschspinne konnte ihn zittern machen; so auch stand er jetzt starr und sah unverwandt nach der Stelle, wo die Schlange unter das Gras geschlüpft war. Sei es Dir von guter Vorbedeutung, rief Gerardus, der nachgeschritten kam und dem Schönaich das kleine Begegnis mitteilte, es war die Schlange Äskulaps, die dir Genesung künden soll. — Ich fürchte eher, es war die Schlange des Paradieses, die mir Verderben bringt, entgegnete Schönaich: wir werden mit der ganzen Bildung unseres Jahrhunderts den Aberglauben nicht los. Beide Freunde schritten weiter, aber Schönaich war einsilbig geworden und die Natur hatte keinen Reiz mehr für ihn.

Bald hatten sie das kleine Gehöft erreicht, wo Burghard und die beiden Fräulein sie schon erwarteten. Ellen sprang auf und eilte ihnen entgegen: Das ist herrlich, rief sie, indem sie beiden die Hand reichte, daß Sie Ihrem Worte treu geblieben sind; nun belohnt Sie der entzückendste Morgen, in dem die Quälgeister der Nacht nicht dauern können. Felicitas hielt sich zurück und Gerardus fühlte sich davon verstimmt. Was ist sie mir und was begehre ich von ihr? sprach er zu sich selbst. Er trat näher und machte eine Verbeugung in aller Förmlichkeit, die sie eben-

so erwiderte. Ihr Gesicht sah etwas übernächtig aus und hatte einen ernsten Ausdruck. Meiner Nichte ist der Schlaf gestört von den Vorfällen des gestrigen Abends, rief Burghard, und so sehr ist sie noch immer davon erregt, daß sie eben die Absicht ausgesprochen hat, das Bercht'sche Haus nicht mehr zu besuchen. Aber das Gewitter hat sich entladen und die Luft ist geklärt. Wollten wir jetzt die Versammlungen aufheben, würde es erst recht zum Gerede kommen, und wir begingen eine Grausamkeit gegen Frau Bercht, der wir, der Gesellschaft gegenüber, unsern Schutz schuldig sind.

Das ist es, was mich unentschlossen macht, entgegnete Felicitas.

Wir würden um Ihr neues Märchen kommen, sprach Ellen, und Herrn Schönaich fehlte die Gelegenheit, uns auf's neue mit einer Schöpfung seines Talentes zu beglücken. Da Doktor Bercht sowohl wie meine Freundin der katholischen Kirche angehören, die eine Scheidung nicht zuläßt, so ist schon von selbst dafür gesorgt, daß die Komödie nicht zur Tragödie wird. Er mag sich mit seiner Leidenschaft abfinden, von der ich nicht glaube, daß sie in die Tiefe geht.

Eine Magd brachte die Nachricht, daß die Gesellschaft auf den Morgentrunk noch etwas warten müsse. Um so besser, rief Ellen, so mag Fräulein Felicitas in der Zwischenzeit Herrn Burghard und Herrn Gerardus mit ihrem Märchen unterhalten; wir aber, Herr Schönaich und ich, wollen in diesem herrlichen Walde nach Motiven für die Dekoration suchen; ich denke, Sie werden nichts arges darin sehen, fügte sie lachend hinzu, raffte ihr Kleid auf und nahm den Arm Schönaichs, der sich stumm von ihr führen

ließ. Nach ein paar Schritten waren sie hinter den mächtigen Eichenstämmen und dem dichten Unterholz, das den Saum des Waldes bildete, verschwunden.

Ich wollte, ich hätte mich nicht bereden lassen, ihre Gesellschaft anzunehmen, sprach Felicitas; es soll uns etwas verborgen werden, ich weiß nicht was, aber es macht mir Unruhe.

Suche nicht Mysterien im hellen Sonnenlicht, rief Burghard. Was wäre hier zu verbergen? Sie ist voller Kunst-Enthusiasmus; es giebt nicht solche Naturen mehr in dieser Zeit, die den Sinn für Kunst verloren hat und durch nichts als politische und kommunistische Fragen in Bewegung gesetzt wird. Daß sie für Musik nicht in dem gleichen Maße empfänglich ist, wie für Malerei, wer will ihr das verdenken? Jeder Mensch ist in sich beschränkt; wer in allen Künsten herumfährt, der ist in keiner etwas rechtes. Möge sie der Schutzgeist unseres Freundes werden; ich kann dich als den meinen ansehen; denn in der That, ich wäre schon längst auf und davon aus diesem verwünschten Nest, wenn nicht Dein musikalischer Sinn und Deine Begeisterung mich hier ausdauern ließen. Nun komm, erzähl' Dein Märchen. Sollen wir uns hierher setzen? am Ende finde ich selbst darin eine Anregung zu einigen Kompositionen.

Hier ist nicht der Ort, erwiderte Felicitas, drüben in der heimlichen Schlucht mit der Krystall-Höhle; dorthin hätte Schönaich uns begleiten sollen, wenn er nach Bildern für das Märchen sucht.

So führe uns, rief Burghard.

Gerardus bot ihr den Arm, den sie ohne Ziererei annahm. Der Weg zog sich hinter dem Hause her durch den

Wald, der an dieſer Stelle nur aus Kiefern beſtand, und ging dann ſchroff in die Tiefe. Es war ein ſchmaler, kaum erkennbarer Pfad, überall von Baumwurzeln durchzogen und von Kiefernadeln bedeckt, die den Boden äußerſt glatt machten, ſo daß der Fuß nirgend einen feſten Halt gewinnen konnte. Das Hinabſteigen wurde dadurch nicht gerade gefährlich, aber äußerſt unbequem. Burghard war vorgeſprungen und ſtürzte jeden Augenblick, was ſtets ein lautes Lachen von allen dreien zur Folge hatte. Gerardus bemühte ſich auf das ſorgſamſte, ſeine Begleiterin zu unterſtützen und jedes kleine Hindernis aus ihrem Wege zu räumen, indem er die Baumzweige zurückbog, die den Durchgang wehrten, oder die Steine fortſchleuderte, über welche ſie hätte ſtraucheln können; wo der Abſturz gar zu ſteil wurde, da nahm er mit ihr einen Umweg durch den Wald. Zuweilen fühlte er die ganze Laſt ihres Körpers auf ſeinem Arme ruhen: das machte ihn glücklich; am liebſten hätte er ſie getragen, wenn dies möglich geweſen wäre. Von Felicitas' Antlitz war der Ernſt verſchwunden, der es anfänglich bedeckt hatte. Der gewürzreiche und belebende Duft des Kiefernwaldes, der Sonnenſchein, der die braunroten Stämme beleuchtete, daß es ſchien, als ob ſie im Feuer ſtänden, der blaue Himmel, der durch die Zweige niederblickte, der Geſang der Vögel, der Flug eines in weiten Ringen emporſteigenden Habichts ließen ihr Herz aufjubeln, das von jeher in der Schönheit und Herrlichkeit der Natur den höchſten Genuß und die reinſte Freude empfunden hatte. Eine Blindſchleiche ſonnte ſich unter einem Baum; ſtatt, wie Schönaich, davor zurückzuſchrecken, ergriff ſie das Tier, das ſich wie ein Reif um ihren Arm wand, und bewunderte die glänzende Haut, die ſchönen

funkelnden Augen mit schwarzem Stern auf goldgelbem Grunde; nach einem bunten Schmetterling warf sie ihr Taschentuch, das Gerardus, da sie ihr Ziel verfehlte und der Falter entflog, diensteifrig aufhob, wobei er es auf einen Augenblick fest an sein Gesicht drückte. Bald waren sie unten angelangt, wo der kleine Waldbach sich zwischen großen Steinblöcken rauschend und schäumend den Weg suchte. Der Pfad führte sie dem klaren Wasser entlang, wand sich dann um einen Felsen-Vorsprung, und die Gesellschaft befand sich plötzlich in einem kleinen abgeschlossenen Raum, einer Art von Einbuchtung, voll von märchenhaftem Reiz. Im Hintergrunde stürzte der Bach aus einer ziemlich beträchtlichen Höhe herunter auf eine Steinplatte, welche den Eingang zu einer Höhle überdachte, zerstäubte hier und breitete sich wie ein Nebelschleier aus. Die Ränder der Höhle waren aus Feldspatkrystallen gebildet. Die Strahlen der Sonne fielen gerade auf den Wassersturz und die Krystalldrusen und erzeugten hier ein wundervolles Ineinanderspielen von tausendfarbigen Regenbogen, deren Zauber um so größer war, als die ganze Umgebung in tiefem Schatten lag. Auf der Höhe standen große mächtige Fichten, mit weit ausgreifendem, niederhängendem Geäst, wie ernste, finstere Wächter. Die Seiten-Abhänge hinan zog sich ein herrlicher Laubwald von Eichen und Buchen. Felicitas führte ihre Begleiter auf eine erhöhte Stelle, von wo sich dem Auge eine entzückende Aussicht bot auf das sonnenbeleuchtete Land. Ein Hase sprang vor ihr auf und mit weiten Sätzen in den Wald hinein. Der dumme Kerl fürchtet sich, rief Felicitas, breitete ihr Tuch über die Erde und ließ sich darauf nieder. Burghard warf sich zu ihren Füßen in das Moos. Gerardus lehnte sich an den Stamm

einer Eiche. Ihm war wunderlich zu Mut, ſich ſo, losgelöſt von der Welt, in der vertrauteſten Nähe eines Weſens zu wiſſen, von dem er ſich immer ſtärker angezogen fühlte. Auch ſie ſchien in Gedanken verſunken. Nun, fange an, rief Burghard. Wohlan denn, ſprach Felicitas, das Märchen beginnt, wie alle anderen: es war einmal. Sie ſchwieg wieder, denn ein Hänfling flog dicht an ihr vorüber, ſetzte ſich auf den von der Sonne beleuchteten Zweig eines Buchenbaumes und fing an zu ſingen. Felicitas legte die Hände in den Schoß, beugte den Oberkörper nach vorn und lauſchte; auf ihrem Geſichte lag es wie Wehmut; dann lachte ſie in ſich hinein, ihre Augen glänzten und ſie fing an: Es war einmal — — —

Karoline Thalheim ſaß in ihrem Zimmer und war damit beſchäftigt, ihr beſchädigtes Kleid wieder auszubeſſern, die Schleppe wieder feſtzunähen und die am meiſten zerriſſenen Stellen auszuſchneiden oder in den Falten zu verbergen. Ihre Augen ſtanden immer voll Thränen. Als ſie nahezu fertig zu ſein glaubte und das Kleid mit einem Gefühl halber Befriedigung nach allen Seiten umwandte, fand ſie, daß ſie das ſchlimmſte überſehen habe. Sie fing laut an zu weinen und warf das ganze Nähzeug verzweiflungsvoll zur Erde. Nach einer Weile raffte ſie es wieder auf, damit ſie auf's neue ihre Kunſt daran verſuche. Beim erſten Stich ſchlüpfte der Faden aus der Nadel und ſie bemühte ſich vergebens, ihn wieder durch das kleine faſt unſichtbare Öhr zu bringen. Da ihre Augen in Waſſer ſchwammen und ſich eine Thräne nach der anderen vordrängte, ſo ſah ſie ſtets ein Dutzend Nadeln vor ſich her

tanzen, was sie ganz verwirrte. Auf dem Tische vor ihr stand ein reich verzierter glänzender Vogelbauer von Messingdraht, der einen reizenden goldgelben Kanarienvogel beherbergte. Unbekümmert um die Verzweiflung seiner Herrin ließ der kleine Sänger seine schmetternde Stimme erschallen. Sie geriet dadurch in Zorn, sie sprang auf, sie freute sich einen Gegenstand vor sich zu haben, an dem sie ihren ganzen Grimm auslassen könne. Vielleicht wäre gar sein Leben bedroht gewesen, denn schon hatte sie ihre Hand an den Ring des Käfigs gelegt, als sich plötzlich die Thüre öffnete und ein Laufbursche mit einem großen Packet hereintrat, das er mit einer Empfehlung von Doktor Bercht auf den Tisch legte; ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich wieder. Karoline wohnte mit ihrer Mutter zusammen, welche ihr die häuslichen Geschäfte besorgte; sie erschien gleich hinter dem Laufburschen her: was ist's, was giebt's? fragte sie. Es war eine schon alte Frau, deren ganze Haltung erkennen ließ, daß sie ihr Leben auf der Bühne zugebracht habe. Sie suchte sich einen jugendlichen Anstrich zu geben, hatte sich geschminkt und trug eine Perrücke, deren kurze Löckchen über ihre Stirn fielen; aber die Schminke vermochte nicht die Runzeln ihres Gesichtes zu verdecken und die Perrücke war alt und schadhaft. — Woher kommt das Packet? fuhr sie mit ihren Fragen fort. Vom Doktor, erwiderte Karoline, ich will es zurückschicken. J du lieber Gott, rief die Alte, ohne gesehen zu haben, was darin ist? und sie begann sofort die Knoten der Kordel zu lösen, mit der das Packet umschnürt war. Nimm die Scheere, sagte Karoline, und schneide die Kordel entzwei. So wäre sie nicht mehr zu gebrauchen, bemerkte ihre Mutter, indem sie fortfuhr an dem Knoten zu zerren. Du bist noch

in dem Alter, wo die reichen Geschenke regnen; so war es auch mit mir einst, aber der Strom läßt bald nach und es dauert nicht lange, so versiegt er ganz: dann wirst auch du lernen das Kleine zu Rat zu halten, das man sonst nicht beachtet. Sie kam glücklich zu ihrem Ziele, öffnete das Packet und ein Ruf der Überraschung ertönte von beider Lippen, denn es barg ein reich besetztes Kleid von schwerem Brokat, ungleich kostbarer als das zerrissene, dessen Ausbesserung der Künstlerin so viel Thränen gekostet hatte. Eine Karte von Doktor Bercht war beigefügt: der Theaterschneider habe es nach ihrem Maß angefertigt; nun bitte er es als Ersatz annehmen und ihm gestatten zu wollen, die Entschuldigung seiner Frau persönlich zu überbringen. Pack es wieder ein und schick es zurück! rief Karoline. Wer könnte so thöricht sein, solche kostbare Geschenke zurückzuschicken? entgegnete ihre Mutter, indem sie das Kleid auseinander breitete und in der Sonne leuchten ließ. Du hättest gar nicht in sein Haus gehen sollen, das giebt Eifersucht. Wenn er kommt, sei ihm freundlich. Hier in Nixenheim ist sonst niemand, der dir nur einen Blumenstrauß zuwirft, da mußt du ihn doppelt wert halten. Was sagen Sie dazu, Herr Farnese? — Sie wandte sich an einen jungen Mann, der eben die Thür geöffnet hatte, um einzutreten. Von vornherein Ihrer Meinung, antwortete er, ohne daß ich noch weiß, um was es sich handelt. Dann schritt er rasch auf Karoline zu, die er mit seinem Arm umschlang: Ich bringe Ihnen die Rolle der Eulalia; das ist ein ander Ding als die Iphigenie, rief er, indem er ein blaues Schreibheft auf den Tisch warf. Sie entwand sich seiner Umarmung, machte einen Knix und sang mit der Schäferin im Faust:

Ei, thut mir doch nicht ſo vertraut.

So volltönend ihre Stimme im Sprechen erklang, ſo ſchrill und unangenehm hörte ſich ihr Singen an. Sie brach kurz ab, nahm das Kleid vom Tiſche und hielt es in die Höhe. Nun, Farneſe, wie gefällt Ihnen das? fragte ſie.

Ein Gewand für Königinnen, war ſeine Antwort, das wird auf der Bühne wirken; von wem haben Sie das Prachtſtück?

Ich will es zurückſchicken; vom Doktor Bercht.

Zurückſchicken? aus welchem Grunde?

Nicht wahr, fiel die Mutter ein, ſolche Geſchenke ſendet man nicht zurück, Herr Farneſe! Wenn ſeine Frau meine Tochter beleidigt hat, warum ſoll ſie ihn beleidigen? Reden Sie ihr doch die Unvernunft aus dem Kopf, Herr Farneſe!

Ganz Ihrer Anſicht, erwiderte dieſer; auch iſt es kein Geſchenk, nur eine kleine Zahlung auf ſeine Schuld, die er gegen uns alle hat, daß wir uns ſeine Anmaßung gefallen laſſen. Er, der vom Theater nichts verſteht, wirft ſich zu unſerm Herrn und Meiſter auf und weil er keine Gage in Anſpruch nimmt, ſogar ſeine ganze Praxis als Theaterarzt umſonſt ausübt, ſo iſt es unſerm Direktor gerade recht. Wir aber haben Anſpruch auf Entſchädigung. Den Statiſten mag er zeigen was ſie zu thun haben, aber Ihnen, Karoline, die Sie gleich groß ſind im tragiſchen wie im komiſchen, Vorleſungen zu halten über die Auffaſſung einer Rolle und mir gar ſo von oben herab zu ſagen, ich müſſe noch erſt lernen wie man Verſe ſpreche, das geht über die Pappelbäume. Ich mag nicht daran denken, was er mir alles zum Verſchlucken hat vorgeſetzt: die Vokale und Conſonanten lägen mir im Munde wie ein Haufen geraspeltes

Holz. Da mußte ich viertelſtundenlang Pater und Bader buchſtabieren, Kunſtſtücke machen mit dem Gaumen, den Lippen und den Zähnen, daß es mir grün und blau vor den Augen wurde. Ich riß die herrlichſten Stellen in Fetzen, ſagte er mir, weil ich nicht einmal richtig Atem zu holen wüßte, und ſo ließ er mich herhalten, als wär' ich ein Opernſänger. Der alte Zelter hätte ſich darauf verſtanden und der hätte einmal geſagt, daß jeder gute Bereiter ſeinem Pferde zuerſt einen ſtehenden Atem beibringe.

Wer war Zelter? fragte Karoline.

Ohne Zweifel ein Pferdehändler, antwortete Farneſe. Was? mich mit einem Gaul zu vergleichen, der ich als Bonvivant durch die Eleganz meiner Erſcheinung die ganze Damenwelt zur Bewunderung hinriß! Er ſtellte ſich vor den kleinen Spiegel, der neben dem Fenſter hing, warf ſich in die Bruſt, drehte ſeinen Schnurrbart zwiſchen Daumen und Zeigefinger, rückte an ſeiner Halsbinde und zupfte die Manſchetten unter dem Ärmel hervor. Dann wandte er ſich wieder um, putzte die Gläſer ſeiner goldenen Brille, und unterſuchte mit Kennerblick die Qualität des Stoffes an dem neuen Kleide. Dieſes herrliche Fabrikat zurückſchicken? rief er, nimmermehr! Ich verſtehe mich darauf, denn ich bin nicht umſonſt Lehrling in einem Seidengeſchäft geweſen und habe ein Jahr lang mit der Elle hinter dem Ladentiſch geſtanden, bevor ich meinem künſtleriſchen Drange folgte. In der That, Karoline, ich glaube, dieſer Doktor Bercht iſt ein Mann, den Sie ausplündern können, zum Vortheil von uns beiden. Wollen wir einmal unſere Künſtler-Verbindung zu einer dauernden machen und auf ſpießbürgerliche Weiſe eine Ehe ſchließen, ſo weiß ich ſo viel aus meiner früheren Laufbahn, daß ein Kiſſen mit harten

Thalern immer weicher ist als ein mit Daunen gefülltes. Als ich in der Probe den Orestes sprach, wie man im wirklichen Leben spricht, hatte er die Unverschämtheit mir zu sagen, das sei ein ordinairer Conversationston, der sich wohl für ein Stück aus der Fabrik von Scribe und Consorten passe, aber nicht für eine Dichtung wie die Iphigenie. Ich habe es eingesteckt, aber lassen Sie ihn dafür bezahlen. Als wenn nicht der große Scribe, oder unser Kotzebue und neuerdings auch Benedix unsre sämtlichen klassischen Dichter aufwögen! Da ist Bühnenwirkung, da ist Leben, da ist Schürzung des Knotens und nicht Langeweile durch fünf Akte voll von Versen, die uns die Zähne müd machen! In unserm Laden hatten wir doppelte Buchführung: notieren Sie ihm alles doppelt, was er schuldig wird. Wenn er den Kothurn unterschnallt und Ihnen eine Muster-Deklamation zum Besten giebt, daß die Wände krachen und die Sterne vom Himmel fallen: schreiben Sie es auf und berechnen den Beifall, mit dem Sie ihn beglückt haben. Gestatten Sie ihm, daß er Ihnen die Hand küßt und seine Liebe beteuert, aber kreiden Sie es ihm mit hohen Summen an; übertragen Sie die Seligkeit, die er in Ihrer Umarmung empfindet, in bremischen Goldthalern auf sein Conto. Sehen Sie hier, werde ich es anders machen? Er zog drei kleine moschusduftende Billets aus seiner Tasche und legte sie vor ihr hin.

Was ist das? fragte sie.

Einladungen von kunstliebenden Damen, die meine Bekanntschaft zu machen wünschen, und ich hoffe es auszubeuten. Gegenüber der puritanischen Strenge der übrigen Frauenwelt von Nixenheim geben sie sich mit einer gewissen Absichtlichkeit einen leichtfertigen Anstrich und ziehen es vor,

wenn der Gemahl abends am Kartentische in der geschlossenen Gesellschaft sitzt, sich von ihren Anbetern schöne Dinge sagen zu lassen, statt mit dem Prediger erbauliche Gespräche zu führen, wie es in andern Häusern Sitte ist. Wüßt' ich nur in diesen Zutritt zu erlangen, da gäb' es ein reicheres Feld abzumähen. Die schönen Puritanerinnen hören es jeden Sonntag von der Kanzel herunter, daß die Bühne nichts anderes ist, als der Abgrund der Hölle, und wenn sich ihnen Aussicht böte, daraus eine Seele wie die meine zu erlösen, so würden sie es sich in ihrem Eifer etwas kosten lassen, auf die Gefahr hin, selbst in kurzer Zeit zu finden, daß die blumigen Wege des Verderbens angenehmer zu wandeln sind als die langweiligen des Nixenheimer Himmels.

Sie machen mich eifersüchtig, sprach sie.

Pah, Karoline, ich verzeihe Ihnen Ihre Sünden und Sie mir die meinen. Wenn ich Philosoph wäre, suchte ich zu erforschen, warum gerade die Schauspielkunst ihre Priester und Priesterinnen mit solchem verführerischen Nimbus umgiebt. Wir wollen aufrichtig sein: am Ende ist es nur der Reiz des haut goût, der uns interessant macht.

Pfui! rief Karoline, sind wir Seiltänzer und Kunstreiter? Da mögen Sie von haut goût sprechen, darum verkehrt man auch nicht anders mit ihnen als mit ihren dressierten Pferden und Hunden.

Gewiß, meine Freundin, erwiderte Farnese, so thut man, aber aus einem andern Grunde; denn jener pikante Anflug der Zersetzung, der dem Gaumen der Feinschmecker so köstlich dünkt, ist bei ihnen schon in die ausgesprochene Fäulnis übergegangen.

Wozu bedarf es der Philoſophie für etwas, das auf der Hand liegt? Unſere Rollen verwachſen mit uns ſelbſt und wir ſpielen ſie im Leben fort. Werden Sie nach der Vorſtellung von einer Dame empfangen, vor der Sie zwei Stunden lang Lord Bolingbroke geweſen ſind, ſo wird ſie immer noch in Ihnen ein Stück Lordſchaft erblicken und ſich doppelt Ihrer Huldigung erfreuen.

Und ich werde die Unterhaltung im Stile der Rolle fortführen, ſprach Farneſe, denn wofür hätten wir ſonſt alle dieſe ſchönen Reden auswendig gelernt?

Die Mutter war ans Fenſter getreten. Kinder, rief ſie, ich ſehe in der Ferne den Wagen des Doktor Bercht.

Ich mag nicht mit ihm zuſammen treffen, und noch dazu hier bei Ihnen, Karoline, ſprach Farneſe, indem er eilig nach ſeinem Hute griff. Ich haſſe dieſen Ihren Anbeter und wünſche nur einmal Gelegenheit zu finden, wo ich mich an ihm rächen könnte. Er nahm ſchnellen Abſchied, verließ aber das Haus durch eine Hinterthüre, welche nach einer Seitenſtraße führte. Mittlerweile kam Doktor Bercht in ſcharfem Trabe angefahren, ſprang, nach ſeiner Gewohnheit, mitten im Fahren aus dem Wagen, ſtürmte die Treppe hinauf, und ohne die Antwort auf ſein Klopfen abzuwarten, öffnete er die Thüre und trat ein. Nun, haben Sie mir verziehen? rief er, indem er ſeine Arme um die Künſtlerin ſchlang und die Widerſtrebende auf den Mund küßte.

Es war schon tief in der Nacht, als Frau Schönaich bei dem kleinen, trüben Licht ihrer Lampe auf dem hölzernen Stuhl am Küchentische saß. Vor ihr aufgeschlagen lag das Gesangbuch ihrer Gemeine; sie hatte auf's neue die Lieder gelesen, welche zum Trost für Kreuz- und Leidtragende geschrieben sind, — so oft von ihr gelesene Lieder, daß sie jedes Wort auswendig wußte. Aber sie hatte sie jetzt nur mechanisch vor sich her gesagt, ohne den Sinn zu fassen, ohne nur nach dem darin verborgenen Troste zu suchen. Sie schob ihren Stuhl etwas zurück, legte die Hände in den Schoß und gab sich ganz ihren Gedanken hin. Es hatte sie höchlich erschreckt, als sie heute beim Erwachen sich allein gefunden hatte. Welchem Ruf war er gefolgt? Was konnte ihn, dem namentlich der Schlaf in den Morgenstunden zur Kräftigung diente, so früh hinaustreiben? Sie ängstigte sich um seine Gesundheit, denn sie hielt die kühle Morgenluft für schädlich, — mehr aber um das unbekannte, das ihr zu drohen schien. Er war zurückgekehrt, aufgeregt, die roten Flecken auf seinen Wangen schärfer ausgeprägt als sonst und die Augen von einem Glanze erfüllt, der fieberhaft schien. Auf die Frage: wo er gewesen? hatte er heftig aber ausweichend geantwortet; er hatte sich an seinen Arbeitstisch gesetzt, war aufgesprungen, aus einem Zimmer in das andere gerannt, hatte die Schränke geöffnet, um nach etwas zu suchen, ohne zu wissen was. Als sie still an ihrer Arbeit saß, hatte sie im Spiegel beobachtet, wie er sich in die Thüre gestellt, sie lange angesehen und dann sein Taschentuch vor die Augen gedrückt hatte, um einen plötzlich hervorquellenden Thränenstrom zurück zu drängen. Am Abend hatte er sich früh erschöpft gefühlt und war

vor ſeiner gewohnten Stunde zu Bett gegangen; auch war er bald in tiefen, aber unruhigen, von Träumen geſtörten Schlaf gefallen, hatte ſtets laut geſprochen, ohne daß es ihr möglich geworden wäre, etwas davon zu verſtehen. Sie konnte ſich der Gedanken nicht erwehren, daß dieſe Aufregung durch Ellen veranlaßt ſei, deren erſter Anblick ſie mit einer Angſt erfüllt hatte, die im Verlauf der Tage ſtets gewachſen war. Sie hörte ihr Kind weinen und ſprang ſchnell auf, um es zu beruhigen. Als ſie an die Wiege trat, fand ſie es bereits wieder ſchlafend; ſie warf einen Blick auf ihren Mann, der jetzt ebenfalls ruhig lag, aber ungewöhnlich ſchnell atmete; mit leiſen Schritten ging ſie wieder zurück auf ihren alten Platz. Was iſt es, das ihn zu dieſem Fräulein hinzieht? ſprach ſie. Als ſie darüber nachdachte, ſchoß es wie ein Blitz vor ihren Augen her. War es nicht allein das Intereſſe an ſeinem künſtleriſchen Schaffen? hatte ſie nicht in früheren Jahren daſſelbe Intereſſe an ſeinen erſten Verſuchen gezeigt und dadurch allein ihn, trotz des Unterſchiedes der Jahre, an ſich gefeſſelt? Aber, fuhr ſie fort, bin ich nicht durch die Schule der Leiden gegangen? habe ich nicht erkannt, daß alle Kunſt Sünde iſt? — Sie legte die Hände wieder in den Schoß und ſann nach. Ihr trat die Möglichkeit vor die Seele, daß ſie geirrt haben könnte, daß der eifernde Prediger, der jede Kunſt für heidniſch erklärte und ihren Urſprung in der Hölle ſuchte, im Unrechte ſei. Voll Unruhe ſprang ſie auf. Gieb mir Erleuchtung, Herr! rief ſie, indem ſie die Hände zum Himmel ſtreckte. Sie ging durch die enge Küche auf und ab, ſo ſchnell ihr Zuſtand es erlaubte. Wenn ich ihm wieder meine Teilnahme zeigte, wie früher, wenn ich ihn antrieb, ſtatt ihn zurückzuhalten: ach, es würde alles wieder gut

werden! Ihr fiel ein, daß sie von großen Malern gehört habe, die gottesfürchtig und christlich geblieben seien. Nein, rief sie aus, das Talent, das in ihm liegt, ist eine himmlische Gabe und kann nicht aus der Hölle stammen! Wie hab' ich meiner Pflicht gefehlt! ich hätte mich an ihm heranbilden und ihm als treue Ratgeberin zur Seite bleiben müssen, damit er auf dem rechten Wege bliebe. Noch ist es Zeit; — ich will lernen ihm alles zu sein und das Glück und der Friede werden wieder an unsern Heerd ziehen. — Ihr war als wäre plötzlich der Druck von ihr genommen, ihre Seele fühlte sich frei und heiter wie in ihrer Jugend. Sie zündete ihre große Stubenlampe an und goß Öl auf die Küchenlampe, die dem Erlöschen nahe war; dann trug sie beide Lampen in die Stube und legte die Mappen Schönaichs auf den Tisch. Wie wird er sich morgen wundern! sprach sie und lächelte in sich hinein. Nun begann sie die einzelnen Blätter zu betrachten, auf die sie früher immer nur aus der Ferne Blicke des Abscheus geworfen hatte. Es waren erste Entwürfe darunter, voll Kreuz- und Querstriche, dunkler und heller Flecken; erst vermochte sie nichts darin zu erkennen, bald aber ahnte sie in diesem Linien-Gewirr eine Gruppe von Figuren und es begann ihr ein Verständnis dafür aufzudämmern, wie weit der Weg sei von diesem ersten Empfängnis bis zum fertigen Werke. Sie blätterte weiter und wurde verzagt: die meisten Stoffe waren ihr fremd, sie empfand zum erstenmale mit Bitterkeit den Mangel ihrer Bildung und verzweifelte, sich jemals mit Fräulein Ellen auf eine Stufe stellen zu können. Er wird glücklich sein, wenn er nur meine Teilnahme sieht, tröstete sie sich. Es kamen mythologische Blätter. Ein Schauer überrieselte sie, als sie die nackten Menschenkörper

ſah. Iſt das Sünde? fragte ſie und wußte keine Antwort zu geben. Sie ſah ſich ſcheu um, ob niemand zugegen ſei, der ſie beim Betrachten dieſer Zeichnungen überraſche. Eine Nymphe, die im Gefolge der Diana aus dem Walde trat, ſchien ihr zu gleichen. Ungefähr mag ich in meiner Jugend ſo ausgeſehen haben, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; durch den Kummer und die Jahre häßlich geworden, wie könnte er noch Gefallen an mir finden? rief ſie ſchmerzlich aus. Sie verſenkte ſich immer tiefer in die Bilder; es fing an ſie zu berauſchen. Da riß ſie ſich mit Gewalt los, löſchte das Licht und ging in die Schlafkammer mit einem Herzen, das nach langen Jahren auf einmal wieder heiß und jugendlich ſchlug und angefüllt war mit tauſend Hoffnungen auf eine ſchöne Zukunft. — So trat ſie an das Bett ihres Mannes. Sie hörte ihn ſchwer atmen und ſtöhnen, was ſie erſchreckte; er begann wieder im Schlafe zu ſprechen: ſie glaubte ihren Namen zu verſtehen; plötzlich warf er ſich herum und deutlich klang in ihre Ohren das Wort: Scheidung. Als wäre ſie von einem Donnerſchlag getroffen, ſtürzte ſie zu Boden und blieb bewußtlos liegen, bis der helle Morgen durch das Fenſter ſchien.

Endlich war Iphigenie über die Bühne von Nixenheim gegangen, hatte aber nur einen mäßigen Erfolg davon getragen. Die Ereigniſſe der letzten Tage, die drohende Haltung der Arbeiter, die Angriffe, welche Rösner fortwährend gegen die ſogenannte Bourgeoiſie von Nixenheim richtete, die Schonungsloſigkeit, mit welcher er die eingeriſſenen Mißbräuche aufdeckte, hatten die betreffenden Kreiſe aus ihrer Sicherheit aufgeſchreckt und ſie mit einem

tiefen Gefühl des Unbehagens und einer unbestimmten Furcht erfüllt. Um aber höchste Kunst rein zu genießen, dazu gehört vor allem ein ruhiges und gleichgestimmtes Gemüt, das von keinen Sorgen bedrückt wird und sich abgeschlossen hält gegen alle Störungen der Außenwelt. Was die Nixenheimer Geld-Aristokratie jetzt noch im Theater suchte, war gedankenlose Zerstreuung, für ein paar Stunden das gewaltsame Vergessen einer ungemütlichen Gegenwart; der geistigen Anstrengung eines künstlerischen Nachempfindens, welche die Iphigenie verlangt, vermochte sie sich nicht zu unterziehen; einem großen Teil fehlte dazu überhaupt die Fähigkeit. Doktor Bercht hatte in seinem Enthusiasmus auf eine solche Wirkung gehofft, daß er das Stück einigemale aufführen könnte; aber an eine Wiederholung war nicht zu denken, was ihn um so mehr verstimmte, als die Schauspieler daraus Anlaß nahmen, sich gegen seine Autorität offen aufzulehnen. Es gewährte ihm deshalb eine Art Befriedigung, wieder mit seinen Marionetten agieren zu können, denen er keinen Widerspruch gestattete und die gewohnt waren, geduldig jedem kleinsten Fingerwink zu folgen.

Die Abendgesellschaft hatte sich aufs neue in seinem Hause versammelt. Auch die jungen Damen, welche sich bei Felicitas Rat erholt, waren sämtlich wieder erschienen; sie fühlten sich darüber beruhigt, daß ihnen die Schauspielerin in den Räumen des Berchtschen Hauses nicht mehr begegnen und solch ein peinlicher Auftritt, wie er das vorigemal den Kreis gestört und erschreckt hatte, nicht mehr stattfinden würde. Dennoch wäre die Darstellerin der Iphigenie heute dem größten Teil der Gesellschaft willkommen gewesen, denn eben nur auf die empfänglichen Gemüter dieses Kreises hatte ihr Spiel einen großen und nach-

haltigen Eindruck hervorgebracht; man war dem Doktor Bercht für seine Bemühungen aufrichtig dankbar und verfehlte nicht, es ihm auszusprechen. So hab' ich für all meinen Ärger doch noch den besten Lohn, rief er, und fast schöpfe ich Mut, es noch einmal mit diesem verteufelten Komödiantenpack zu versuchen; die Thalheim ist göttlich, aber die andern wären lieber Schneider oder Schuster geworden. — Ich werde noch lange an der Erinnerung zehren, hub Professor Clausthal an, indem er die Asche seiner Cigarre auf seiner schwarzen Hose abstrich, was die in seiner Nähe sitzenden Damen mit Lächeln beobachteten; das reinste Griechentum lebte vor mir auf, wie es sich in einem großen germanischen Dichtergeiste wiederspiegelt; aber der Genuß wurde mir verkümmert durch die gelangweilten Gesichter neben mir und die böotischen Bemerkungen, die ich hören mußte. Man sagt, daß Iphigenie die Züge der Frau von Stein trage und in Thoas der Herzog Carl August gezeichnet sei. Es mag sein, daß er sich in dem Stücke vieles von der Seele geschrieben hat, wie es Dichterart ist, wie es auch Shakespeare gethan. All die geheimen Beziehungen auszuforschen, darüber mögen sich die Goethe-Gelehrten den Kopf zerbrechen, die jetzt anfangen in jeden Wasch- und Küchenzettel ihre Nase zu stecken. Für uns fernstehende liegen die Geheimnisse so glücklich in den Falten des griechischen Gewandes verborgen, daß wir sie gar nicht bemerken. Ich muß gestehen, die dichterische Schönheit mancher Stellen ist mir erst durch die Aufführung zum vollen Bewußtsein gekommen.

So ging es auch mir, rief Felicitas dazwischen. Und mir auch, hörte man von verschiedenen Seiten.

Wir haben ein griechisches Stück mehr, sprach Gerardus;

ich teile Ihre Bewunderung, aber die Griechen haben unsern Dichter zu Grunde gerichtet. Welche Summe von Zeit und dichterischer Kraft wurde von ihm an griechische Stoffe verschwendet, die er uns doch mit aller Kunst nicht näher bringen konnte, die er selbst wieder fahren ließ, nachdem er sich müde daran gearbeitet. Jüngst hörte ich ihn als den größten Dichter nicht nur Deutschlands bezeichnen, sondern der je geboren worden sei, was gewiß richtig ist, wenn man seine ganze Erscheinung ins Auge faßt. Mit seinem Faust, eine der alles überragenden Säulen der Weltliteratur, wie die Ilias, das Nibelungenlied, die göttliche Komödie, mag man ihn selbst über Shakespeare stellen. Dem lyrischen Gebiete hat er eine Ausdehnung und Vertiefung gegeben, wie keiner vor ihm, weder von den alten noch den neuern. Es ist nicht bloß der Schlag des menschlichen Herzens, es ist der Herzschlag der unendlichen Natur selbst, der in seinen Liedern wiederklingt. Gedichte wie das eine: Dauer im Wechsel, welches, der damaligen Wissenschaft weit voraus, die tiefste naturwissenschaftliche Erkenntnis in einer vom ersten bis zum letzten Verse mit Poesie durchtränkten Form ausspricht, besitzt kein anderes Volk*). Für das Drama würde jener Ausspruch nicht zutreffen; was aber hätte er uns auch darin geben können, wäre er seiner ersten Richtung treu geblieben und nicht den Griechen vom Weg der Natur auf den Weg der Kunst gefolgt!

Nicht die Griechen allein haben ihn uns entzogen, rief

*) In einem Vortrage, welchen Du Bois-Reymond (nach dem Erscheinen der ersten Auflage der Marionetten) in Barmen gehalten, hat sich dieser berühmte Naturforscher in gleicher Weise und unter näherer Begründung über das tiefsinnige Goethische Gedicht ausgesprochen.

Doktor Bercht, in demselben Maße auch die Franzosen, und sicher beruhte es eben so sehr auf seiner eigenen Neigung, wenn er sich herbeiließ den Tankred und Mahomet zu übersetzen, als auf einer niedrigen Fügsamkeit gegen die Neigungen des Großherzogs. Nach dem Bilde, das ich mir von seiner Theaterleitung mache, ist auch darin der französische Geist ein einflußreicher gewesen. Als er Romeo und Julie für das weimarische Theater bearbeitete, versprach er, die Grundsätze, nach denen er verfahren, besonders zu entwickeln. Das Versprechen ist unerfüllt geblieben, aber die Bearbeitung selbst zeigt deutlich in ihren gewaltsamen Kürzungen und Verschiebungen, daß er das Stück, so weit es eben anging, der französischen Bühne zu nähern gesucht hat. Wie groß die Kluft war, die ihn von Shakespeare trennte, das ist wohl nirgend so zu erkennen, als gerade in dieser Bearbeitung, aus der man schließen möchte, daß ihm für ganze Seiten des Shakespeareschen Genius das Verständnis gefehlt habe; und doch hat kaum einer, wie er, so wahr und tief über Shakespeare gesprochen. Aber von dem Standpunkte der französischen Bühne aus mußte ihm Shakespeare ganz untheatralisch erscheinen, während er doch einen ausnehmend theatralischen Dichter vor sich hatte, und wirklich ging seine Verkennung so weit, daß er gleich beim ersten Aufzuge des Vorhanges den durchaus theatralischen Beginn des Stückes in die Brüche gehen ließ, — eine Scene von der größten Wichtigkeit, auf der sich die ganze Tragödie aufbaut. Die Lücken, welche seine Bearbeitung gerissen, sind durch unshakespearische Verse ausgefüllt, die neuen Scenen-Verknüpfungen in derselben Weise hergestellt; in seltsamer Verirrung läßt er sogar — und damit beginnt er selbst das Stück — einen Diener in jenen kurzen Versen

mit gleitenden Reimen sprechen, die wir aus seinem Ostergesange im Faust kennen.

Er hätte eben in der Richtung des Götz und Egmont fortschreiten müssen, bemerkte Gerardus.

Und wäre doch nicht weiter gekommen, fuhr Bercht fort. Es lag in seiner concilianten Natur begründet, wie er sie selbst einmal bezeichnet, in seiner im großen und ganzen optimistischen Anschauung von der Welt und dem Leben. Der Optimismus aber schafft keine Tragödien. Alle großen Tragiker von Äschylus und Sophokles an waren Pessimisten, denn nur der Pessimist ist fähig die tragischen Leidenschaften in seiner Seele nachzufühlen, die er schildern will, und für diese die Sprache zu finden, das tragische Pathos. Für die historische Tragödie fehlte ihm zugleich der historische Blick, den Shakespeare in so eminentem Grade besaß, und den wir auch bei den Griechen finden, vor allen bei Äschylus, dem ersten unter den griechischen Tragikern, nicht bloß dem Alter, sondern auch dem Range nach. Goethe wußte über ihn nicht genug des Lobes, vielleicht in dem Gefühl, daß er nichts von der Leidenschaft besaß, die in Äschylus stets mit einer elementaren Gewalt hervorbricht.

Welche Ungeheuerlichkeit! unterbrach ihn Felicitas. Goethe hätte keine Leidenschaft besessen, er, dessen Herz bis in das höchste Alter so leicht entzündlich blieb?

Gerade weil es sich so leicht entzündete, fuhr Bercht fort, ist das Feuer immer schnell verlodert, ohne tiefer einzudringen. Damit steht gar nicht im Widerspruch, daß die Schmerzen des Augenblicks heftig genug waren, um ihm mehr als einmal den Gedanken des Selbstmordes nahe zu bringen. Jede Brandwunde schmerzt auf das unerträglichste, auch

wenn sie sich auf die Haut beschränkt. Es geschah das in seiner schäumenden Jugend. Als er sich auf sich selbst besann, ging sein Bestreben dahin, halb bewußt, halb unbewußt, das menschlich schöne in sich auszubilden, sich selbst gewissermaßen zu einem Kunstwerk zu gestalten. Das mögen Sie mit allem Fug griechisch nennen; es bedingt ein Maßhalten in jeder Bewegung, damit nirgend die Linie der Schönheit verletzt werde. Dieses Streben aber nach einem schönen Menschentum läßt nur leichte Erregungen des Gemütes zu, nur schnell vorüber gehende Stürme, welche die See unsrer Empfindungen, wenn ich so sagen soll, nur an der Oberfläche kräuseln und sie nicht bis in ihre Gründe aufwühlen. In all diesen Dingen liegen die Schranken, die ihm als tragischem Dichter gezogen sind; er ist der Herzens-Kündiger, aber nicht der Herzens-Erschütterer.

Und Sie glauben, daß er nie leidenschaftlich geliebt, auch nicht die unglückliche Friederike?

Nein, erwiderte Doktor Bercht, weder sie noch irgend eine andere. Er ging die Verhältnisse ein, weil sie ihm eine zeitlang ein gewisses himmlisches Behagen verursachten, und er löste sie ohne große Gewissensbisse, sobald er sich darin zu verlieren fürchtete. Das machte es ihm auch leicht, sich dem eigenen Herzen objektiv gegenüber zu stellen, die großen und kleinen Leiden, von denen es bewegt wurde, künstlerisch zu gestalten und sich dadurch von ihnen zu befreien.

Es mag vieles zutreffen, bemerkte Gerardus; seinem Mangel an geschichtlichem Sinn ist es auch ohne Zweifel zuzuschreiben, daß er die Erhebung seines eigenen Volkes nicht verstand, als es das französische Joch von sich schüttelte, und für seine Siegesfeier nicht den Ton zu treffen wußte. Sie nannten vorhin Äschylus. Hier bietet sich eine unmittel-

bare Vergleichung der beiden Dichter, denn beiden war derselbe Stoff gegeben: die Befreiung der Nation von fremder Unterdrückung zu verherrlichen. Da ist es mir von jeher wunderbar erschienen, wie realistisch der ideale Grieche zu Werke ging. Mit Verschmähung aller erkältenden Allegorie und des ganzen griechischen Götter-Apparats brachte er mit erstaunlicher Kühnheit in seinen Persern das verzweifelnde feindliche Königshaus selbst auf die Bühne und schuf so, aus der lebendigsten Gegenwart heraus, ein allen verständliches Stück voll erschütternder Tragik, während der zum Griechen gewordene deutsche Dichter seinem Volke nichts anders zu geben wußte als die blutlose Schattengestalt des Epimenides, die niemand kannte und die zu unsern Kämpfen nicht die geringste Beziehung hatte. Mit Recht fragten damals die Berliner: Epimenides? Eh, wie meenen Sie des?

Und doch haben wir keinen Dichter, rief Doktor Bercht, der so deutsch wäre bis in die Fingerspitzen, aus dem uns der volle Herzschlag des deutschen Volkes so rein entgegen klingt, ich möchte sagen, der mit solcher deutschen Zunge zu uns spricht. Zuweilen ist es mir, wenn ich unsre Poeten lese von Klopstock bis in unsre Zeit, als redeten sie in einer fremden Sprache; — so wie ich Goethe aufschlage, da ist alles natürlich, einfach, schlicht und darum so herzergreifend; — das tiefsinnigste ist klar, mit wenigen Worten und ohne Bombast ausgesprochen. Und weil er gar so natürlich ist, deshalb wird er vielleicht niemals populär, denn das Volk sucht immer etwas anderes als sich selbst. Mag er geirrt haben, aus einer unruhvollen Zeit sich geflüchtet nach Hellas und in den Orient; er ist nicht ein Grieche, er ist der unsre, und wenn ich auch nicht

ſagen möchte, er ſei der größte Dichter überhaupt, ſo ſteht doch keiner über ihm. Mit Äſchylus und Shakeſpeare dürfen wir ihn nicht vergleichen, weil er eben Goethe iſt, ein durchaus anderer, aber im Werte ihnen gleich.

So iſt es, rief Gerardus: wir haben genug an dem herrlichen, das er uns gegeben, und wollen uns nicht darüber ereifern, daß auch ſein Geiſt in einem menſchlichen Körper gewohnt hat und darum menſchlich begränzt geweſen iſt.

Ellen, die den Wein herum reichte, trat mit dem Glaſe zu ihm: nehmen Sie, Herr Gerardus, rief ſie, und ſtoßen mit mir an auf den Dichter, der in ſeinem berechtigten Egoismus jedes Band von ſich ſtreifte, das den freien Flug ſeines Genius hätte hindern können. Denn nicht zu verdammen iſt er, daß er ſich nicht durch die Thränen Friederikens weichmütig hat bethören laſſen, ſondern zu rühmen; dieſe reizende Landſchöne hätte ihn wohl zu ſich herabgezogen, aber nie vermocht, ſich mit ihm aufzuſchwingen.

Gerardus ſah ſie einigermaßen verwundert an; ihr Geſicht hatte einen Ausdruck angenommen, vor dem er erſchrak. Ich kann Ihnen nicht ganz zuſtimmen, entgegnete er. Warum nicht? rief ſie, nahm das Glas und wandte ſich zu Schönaich: Sie aber werden mir gewiß Beſcheid thun auf den Goethe, der ſeine Feſſeln zerriß; könnte ich nur jedem Genius ſeine Stärke einhauchen! Schönaich erhob ſein Glas; ſeine Hand zitterte; ſie aber ſtieß ſo heftig mit ihm an, daß beide Gläſer zerſprangen und der Wein über den Boden flutete. Ellen lachte laut auf, doch klang ihr Lachen erzwungen. Wo giebt es hier Zeichendeuter, fragte ſie, die uns ſagen können, ob dies von guter oder böſer Vorbedeutung ſei? Die Geſellſchaft blickte erſtaunt nach ihr hin, aber da man ſchon an ihr ſonderbares

Weſen gewohnt war, ſo achtete man nicht weiter darauf. Ellen nahm ein neues Glas: dies trinke ich Ihrem Genius zu, rief ſie, der uns heute auf's neue entzücken wird.

Ich fürchte, du wirſt ihn nicht befreien, ſondern töten, ſprach er leiſe.

Ellen ſtampfte mit dem Fuße. Wozu die Thorheit? ſprach ſie ebenſo leiſe, wozu dein Zaudern, deine Bedenklichkeiten?

Ein Diener trat ein, um Doktor Bercht mitzuteilen, daß auf der Bühne alles in Ordnung gebracht ſei. So können wir loslegen! rief er. Mein alter Hanswurſt iſt in die Brüche gegangen und ich muß alſo ſelbſt um die Nachſicht eines hohen Adels nnd verehrten Publikums erſuchen, erſtlich für das Stück ſelbſt, das wir Ihnen jetzt vorführen werden, zweitens für alle daran Beteiligten, meine Marionetten, den Poeten, den Komponiſten und den Maler. Er ſtrich lachend ſeinen Bart, machte eine tiefe Verbeugung und ſchritt zur Thür hinaus. Burghard ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte eine kleine Ouvertüre von märchenhaftem, etwas unheimlichem Charakter, aber mit einem jubelnden Schlußſatze. Dann hob ſich der Vorhang und es begann:

Das Märchen vom Schneewittchen.

England.

(Kammer der Königin. — Die Königin. Lore.)

Königin.

Was das ſtürmt und ſchneit. Ich bin ſo traurig, ſo traurig, — mir iſt, als ob ich bald abſcheiden müßt'! Fädel' mir die Nadel ein, ſchöne Lore.

Lore.

Ja, ich bin ſchön.

Königin.

Rühr' den Spiegel nicht an, ich bitt' dich.

Lore.

Warum iſt er immer verhangen?

Königin.

Du weißt, er iſt mit ſolcher Kunſt gearbeitet, daß er Antwort giebt auf jede Frage, die man an ihn richtet. Es iſt den Menſchen nimmer gut, überall die Wahrheit zu wiſſen. — Nun muß ich noch in dieſe Ecke ein Krönlein ſticken, dann iſt das Taufkleidchen fertig. Gott weiß, ob ich mein Kind gar zu ſehen krieg'! Dieſe Nacht träumt' ich ſchon, ich wär' im Himmel.

Lore.

Warum bliebt Ihr nicht drin?

Königin.

Es iſt wohl eine rechte Sünde, doch als ich aufwachte, freut' ich mich, daß ich noch auf Erden ging. Hier iſt's auch ſchön. Jetzt zwar iſt's Winter und es ſchneit, als wären's Flaumfedern. Wenn aber der Frühling kommt und die Erde wieder auftaut und alle Quellen aufſpringen und die Vöglein ſich jagen durch die Hecken und zwitſchern und ſingen, wie ihnen das Schnäblein gewachſen iſt, — ach, und wenn ich dann mein Kind hab' und ihm die Rehe zeig' im Wald —

(ſie ſchreit.)

Lore.

Was habt Ihr, Frau Königin?

Königin.

Da ſtech' ich mich, daß das Blut heraus quillt. Wie man nur ſo erſchrecken kann von einem bloßen Nadelſtich, — ſieh, wie es tröpfelt, — ich wollt', — ich wollt', —

Lore.

Was wolltet Ihr?

Königin.

Ich wollt', daß mein Kind würd' rot, wie dies Blut, und weiß, wie der Schnee, der vom Himmel fällt, und ſchwarz, wie dieſer Stickrahmen von Ebenholz, — dann hieß' ich's Schneewittchen.

Lore.

Meint Ihr, Euer Kind würd' ſchön, wie ich?

Königin.

Lore, Lore! — Ach thut's der Schrecken? — ich fühl' die Wehen kommen. Ruf' die Wehmutter, ich bitt' dich, und meinen Herrn, den König, — ſchnell, ſchnell!

Lore.

Ich lauf', geht in Euer Schlafgemach, auch will ich Euch einen Trank bereiten, der alle Schmerzen ſtillt.

Königin.

Könnteſt Du's!

Lore.

Ich kann's, — geht.

Königin.

Hilf mir Gott in meinen Nöten!

(ab.)

Lore.

Nun ſoll mir der Spiegel Antwort geben. Ich reiß' den verſtaubten Vorhang herunter.

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer iſt die Schönſte in England?

Der Spiegel.

Du biſt das ſchönſte Jungfräulein,
Kein ſchön'res mag in England ſein.

Lore.

So will ich auch Königin werden und eine Krone tragen. Hüt' dich, du Königsweib: von klarem Gift brau' ich den Trank, der dir die Schmerzen ſtillen ſoll,

Und liegſt du erſt in dem Leichenſchrein,
Soll mich der alte König frei'n!

(ab.)

Frankreich.

(In der Schloßhalle des Königs. Der König. Die Königin.)

König.

Wo iſt Reinold?

Königin.

Auf dem Hofe, bei den Bänkelſängern.

König.

Sie wiſſen ſchon lange Jahre keinen andern Reim, als von der ſchönen Lore.

Königin.

Jetzt heben ſie an, auch von ihrer Stieftochter zu ſingen, dem Schneewittchen, und ſie höher ſogar zu preiſen, als die Königin ſelber.

König.

Schneewittchen — das ist ein wunderlicher Name. Wir woll'n in unsre Kammer gehen, Gertrud.

(Beide ab. Reinold und ein Minstrel treten auf.)

Reinold.

Ich kann dein Lied nicht vergessen. Warst du selber an des Königs Hof?

Der Minstrel.

Ich bin da geboren, edler Herr, und wie ich Euch sagte, Herr, es war eine milde Frau, des Königs erst Gemahl. — Wie sie des Kindleins genesen war und die Wehmutter es ihr in die Arme legte, da lächelte sie, und da sie sah, daß es weiß war, wie gefallener Schnee, und hatte Bäcklein, wie Blut so rot und Härchen, so schwarz wie Ebenholz, da küßte sie es und hieß es Schneewittchen — drum hat man ihm auch den Namen gelassen bis auf den heutigen Tag — aber wie da Lore kam und ihr einen schmerzstillenden Trunk gab, da starb die gute Königin. Ihr hättet sehen sollen, wie betrübt der alte König war. Die schöne Lore indes wußte ihn so zu bestricken, daß er bald genug Hochzeit mit ihr machte. Das ist ein Weib, Herr, so schön wie Venus, die schöne Teufelin, — man graust, sie anzusehen. Die Schönheit Schneewittchens aber wird himmlischer mit jedem Tag; fast ist das Kind schon eine Jungfrau worden; — hart genug geht's ihm bei der Stiefmutter.

Reinold.

O, ich hab' böse, böse Gedanken. Ich dank' dir, guter Minstrel. Mich treibt es fort von hier, nach England. Ich will Urlaub von meinem Vater nehmen. Mir ist, als könnt' ich ein großes Unheil verhüten.

(Beide ab.)

England.

(Im Schloſſe des Königs. Artus, der König. Schneewittchen.)

Artus.

Nun geh', du liebes gutes Kind,
Eh' uns die Lore beiſammen find't.
Wüßt' ſie, daß ich dir freundlich wär',
Sie quälte dich nur um ſo mehr,
Drum thu ich, wo da Leute ſtehn,
Als ſollteſt mir aus den Augen gehn,
Will über alles mich erboßen,
Nicht anders, als wär'ſt du gar verſtoßen.
Treff' ich geheim dich an einem Ort,
Abbitt' ich dir jedes böſe Wort.

Schneewittchen.

Sprich, lieber Vater, nur nicht ſo.

Artus.

Ich werd' mein' Tag' nicht wieder froh'.
Warum mußt' deine Mutter ſterben,
Und ihren Platz die Lore erben?
Sie läßt dich nicht ein Stündlein ruh'n,
Heißt jeden niedern Dienſt dich thun;
Was ſelbſt für die Mägde zu gering,
Iſt grad für dich das rechte Ding.

Schneewittchen.

Das mache dir nur kein Herzeleid.

Artus.

Ich glaub', ſie thut's aus purem Neid,
Weil du ſo ſchön geworden biſt,
Daß ſie ſelber faſt nicht ſo ſchön mehr iſt.

Schneewittchen.

Weiß nicht, ob ich ſchön bin oder nicht.

Artus.

Die ganze Welt ſchon davon ſpricht.

Schneewittchen.

Bilde nichts mir auf die Schönheit ein,
Die Schönheit iſt vergänglicher Schein;
Gewiß, auch quält es mich mit nichten,
Daß Tag und Nacht ich jetzt verrichten
Die niedrigſten Mägdedienſte muß,
Mich ſchwärzen ganz mit Staub und Ruß.
Die Arbeit ſchändet Keinen, fürwahr,
Ein bischen Waſſer macht mich klar.

Artus.

Da iſt die Lore.

Schneewittchen.

So will ich gehn.

Artus.

Schon hat ſie dich, lieb Kind, geſehn,
Nun muß ich wieder mit dir zanken,
Sonſt käm' ſie noch auf arge Gedanken.

Schneewittchen.

Wie iſt mir, ach, ſo herzensbange,
Sie ziſchelt nach mir, wie eine Schlange.
Mögen die Englein bei mir bleiben!

Artus.

Was haſt du hier dich herum zu treiben,
Du faule Dirn'? — Mir aus den Augen,
Wirſt all dein Lebenlang nichts taugen!

(Beide ab.)

Lore (tritt auf).

Er treibt sie weg, so ist es recht!
Ich wollt', ich wüßt' einen niedern Knecht,
Dem ich zum Weib sie könnte geben,
Oder könnt' ich gar nur an ihr Leben!
Ihre Schönheit sich nicht mehr versteckt,
Wie sehr ich mit Lumpen sie bedeckt!
Wo sie sich auf der Straßen zeigt,
Jeder sich tief vor ihr verneigt,
Man trägt sie in Liedern über's Land,
Mein Name wird nicht mehr genannt.
Lang' mocht' ich nicht den Spiegel fragen,
Jetzt soll er mir die Antwort sagen:
Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste in England?

Der Spiegel.

Schneewittchen, das schönste Jungfräulein,
Wo mag ein schön'res in England sein?

Lore.

So soll sie sterben!
(ab.)

(Im Wald. Zwei Mörder kommen.)

Erster.

Ich hör's durch die Bäume rascheln.

Zweiter.

Zieh' Dein Messer.
(sie verbergen sich.)

Schneewittchen (kommt.)

Die Vöglein singen, daß es schallt,
Wie klingt das hell durch den grünen Wald!

Die Rehe brechen durch's Geheg,
Die Häslein ſpringen über den Weg,
Ich möcht' wohl mit den Vöglein ſingen
Und mit den Rehen und Häslein ſpringen!
Du Herz, erſt warſt Du lauter Angſt,
Nun weißt nicht mehr, wofür Du bangſt.
Stiefmutter in ihrem ganzen Leben
War freundlich nicht, als wie ſie eben
In dieſen Wald mich gehn geheißen,
Die gift'gen Wurzeln auszureißen;
Sie hat mich geküßt in dieſer Stund'
Wohl tauſendmal auf Stirn und Mund,
Sollt' hüten mich vor böſen Leuten, —
Um Gott, was ſoll mir dies bedeuten?

(Die Mörder ſpringen vor.)

Erſter.

Stirb!

Zweiter.

Stoß zu!

Schneewittchen.

Erbarmen! Erbarmen! Was hab' ich euch gethan?

Erſter.

Laß ſie nicht lange ſchrein.

Zweiter.

Stoß Du zuerſt.

Erſter.

Nein, Du!

Schneewittchen.

Laßt mich leben! laßt mich leben! Komm du heil'ger Chriſt! Englein fliegt um mich her!

Erſter.

Was iſt das Kind ſo ſchön, ich mag ihm kein Leid anthun.

Zweiter.

Ich auch nicht.

Erſter.

Was ſollen wir aber der Königin ſagen?

Zweiter.

Ja, da geht's drum.

Schneewittchen.

Meine Angſt! Meine Angſt!

Erſter.

Ich weiß was, wir wollen ein Reh ſchießen und das Herz der Königin bringen, als wär's Schneewittchens Herz.

Zweiter.

Wenn ſie's merkte.

Erſter.

Wie wollte ſie's nur, da ein Reh und ein Jungfräulein beide ein ſchüchtern Herz haben?

Zweiter.

Ja, das iſt wahr.

Erſter.

Nun hör', du Königskind, wenn dich die wilden Tiere in dieſem Walde nicht auffreſſen, ſo magſt du leben bleiben. Lauf nur zu, denn deine Stiefmutter, die Lore, hat uns gedungen, daß wir dich töten ſollten.

Schneewittchen.

O, ihr guten Männer, die Tiere ſollen ſchon Erbarmen haben. Nun will ich laufen, ſo ſchnell ich kann.

(ab.)

Erſter.

Ei, was iſt die flink.

Zweiter.

Und tauſendmal ſchöner als die Königin ſelbſt.

Erſter.

Komm, daß wir das Reh jagen.

(ab.)

(Bei den Zwergen.)

Tom.

Nun ſüß genug das Süpplein ſchmeckt,
Das Tiſchchen iſt ſchon ganz gedeckt,
Was draußen hing, hereingebracht,
Die Bettchen ſind friſch aufgemacht:
So will ich niederſteigen die Stufen,
Und aus den Schachten die Brüder rufen;
Sie haben geſchafft den ganzen Tag,
Jetzt ſollen ſie eſſen, und ruh'n hernach.

(ſteigt in die Erde.)

Schneewittchen (kommt).

Ich kann nicht weiter. Auf und ab bin ich gelaufen, über viele, viele Berge. Die wilden Tiere gingen mir aus dem Weg, der Bär und der Wolf; die ſind fromm gegen die böſe Stiefmutter. Endlich, endlich, da ſah ich dies kleine Häuschen und mir war's, als hätte ein Stimmchen drin geſprochen. Es hat wohl nur ſo geklungen. Niemand iſt hier

und ich bin so müd' und so hungrig, zum Sterben. Du mein Gott, da ist ein Tischchen gedeckt! Was das kleine Schüsselchen und Tellerchen sind! Dürft' ich nur essen, nur ein ganz klein wenig essen. Ich will Jedem ein Löffelchen voll von seinem Tellerchen nehmen, so merkt es wohl Niemand. Ei, was das schmeckt. Ich will auch ein Krümelchen Brod dazu essen, aber das Müschen ist um zwei Salzkörnchen versalzen. Nun bin ich satt. Wenn ich nur ein Stündchen schlafen könnt'! Aber die Bettchen sind viel zu klein, nur dies Eine ist eben groß genug, wenn ich die Füße ein wenig an mich ziehe. So will ich mich getrost hinein legen. Schlaf' wohl, Schneewittchen. Du bist zu müd' für ein lang Gebet. Sei nur hübsch artig und sei hübsch fromm, daß du in den Himmel kommst. Was kribbelt und krabbelt da herein? Das müssen wohl kleine Mäuslein sein. Gute Nacht, gute Nacht!

(Sie entschläft. Die Zwerge kommen.)

Tom.

Setzt euch zu Tisch, das Essen ist fertig.

Erster.

Ich hab' einen goldnen Schild geschmiedet.

Zweiter.

Ich ein ehern Schwert.

Dritter.

Wer ist in der Stube gewesen?

Tom.

Niemand ist drin gewesen, als ich, der Tom.

Dritter.

Ja, es hat Jemand von meinem Tellerchen gegessen.

Vierter.

Auch von meinem, auch von meinem.

Fünfter.

Und in meinem Bettchen hat Jemand gelegen.

Sechster.

Und in meinem liegt noch immer Jemand. Leuchtet mit den Grubenlichtchen.

Erster.

Ach, was für ein schönes Menschenkind.

Zweiter.

Laßt mich auch sehen. Nein, wie schön, wie schön! Das ist recht zum Verwundern. Da muß ich die Händchen zusammenschlagen, einmal, zweimal, dreimal.

Dritter.

Wo mag sie nur her kommen sein?

Vierter.

So weiß ist sie, wie der Schnee, der vom Himmel fällt.

Fünfter.

Und hat Bäcklein, wie Blut so rot.

Sechster.

Und Haare, so schwarz wie Ebenholz.

Tom.

Ich bin der Kleinste, — hebt mich auf, hebt mich auf.

Erster.

Da, sieh.

Tom.

Wenn das nicht Schneewittchen ist, das Königskind, wovon alle Vöglein singen im Walde, so will ich sterben.

Sechster.

Ist es Schneewittchen, so wollen wir sie auch mit dem Bettchen in die Königsstub' tragen. Dann schlaf' ich eine Stund' bei dir, Tom, eine bei dir, eine bei dir und so die Reih' herum bis zum Morgen. Nun hebt auf und singt das Schlummerlied.

Gesang.

Durch die Linden rauscht der Wind,
Schlafe wohl, du Königskind,
Um dein Bettchen leise, leise,
Ziehen wir die sieben Kreise,
Daß kein Stern dich treff', der jach
Niederfährt auf dieses Dach,
Daß kein Nebel aus dem Moor
Füll' mit Gift dir Mund und Ohr,
Daß kein böser Alp dich drücke
Und kein falscher Traum berücke.
Durch die Linden rauscht der Wind,
Schlafe wohl, du Königskind!

(Sie tragen Schneewittchen hinaus.)

(Im Schloß. Nacht. Artus. Lore.)

Artus.

Was bleibt Schneewittchen doch so lang?

Lore.

Sie that in den Wald einen späten Gang.

Artus.

Ich fürcht', ein Unglück iſt geſchehn,
Schickt Jemand aus, nach ihr zu ſehn.

Lore.

Dazu iſt's morgen früh genug.

Artus.

Wenn ſie kein Mörder nur erſchlug.

Lore.

Hätt's einer gethan,
Was ging's mich an?

Artus.

Wohl ſprächſt du anders, hätt' dich je
Ein eigen Kindlein Mutter heißen,
Doch kinderlos blieb uns die Eh'.

Lore.

In's Waſſer würd' das Kind ich ſchmeißen,
Wenn ich's bekäm. Ich mag kein Kind,
Daß meine Schönheit nicht zerrinnt.

Artus.

Ach, Lore, Lore!

Lore.

(für ſich.) Die Mörder kommen.

(Beide treten auf.)

laut.) Geh' du zu Bett, — ich hab' zu thun.

(ſie geht zu den Mördern.)

Artus.

Ich geh' zu Bett, doch kann nicht ruhn.
Wie iſt mir ſo das Herz beklommen!
Was mag ſie mit den Männern haben?
Sie ſehen ſchwarz, wie Dohl' und Raben.

Lore.

Hier iſt Euer Lohn.

Erſter Mörder.

Wir danken Euch,
Der Rumpf liegt verborgen im Geſträuch.

Lore.

Iſt dies ihr Herz?

Zweiter Mörder.

Wie wir geſagt.
Glaubt Ihr nicht, daß Ihr wieder fragt?
(Beide ab.)

Lore.

So werf' ich's auf den glüh'nden Heerd,
Und wie's das Feuer wild verzehrt,
Verbrennt zu Aſche, zu ſchwarzer Kohl':
Krank war ich, nun wird mir wieder wohl.
Bin ſchön nicht, bin ich die Schönſte nicht.
Warſt du auf Schönheit ſo erpicht,
Daß du mich wollteſt überſtrahlen,
Ein ſchlimmer Tod mußt' dir's bezahlen.
Nun wieder in des Königs Reich
Nichts kommt von fern meiner Schöne gleich!
Daß ſich die Augen daran weiden,
Will vor dem Spiegel ich mich entkleiden,

Anſchauen wieder mit ſüßer Luſt
Den weißen Leib, die weiße Bruſt!
Der Gürtel fällt, los wallt das Haar!
Spiegel, Spiegel, jetzt ſage wahr:

Spieglein, Spieglein an der Wand
Wer iſt die Schönſte in England?

Der Spiegel.

Ueber den Bergen
Bei den ſieben Zwergen,
Schneewittchen, das ſchönſte Jungfräulein,
Wo mag ein ſchön'res in England ſein?

Lore.

Gift, Gift! ich bin betrogen!

(Bei den Zwergen. Die Zwerge, Schneewittchen.)

Tom.

Das iſt eine böſe Frau, deine Stiefmutter!

Erſter.

Laß dir ſagen, Schneewittchen, hier biſt du gut geborgen. Willſt du unſern kleinen Haushalt führen, die Stuben kehren, die Tellerchen putzen, die Meſſerchen ſcheuern, ſo kannſt du hier bleiben, ſo lang es dir gefällt, und wir wollen dir ein eigen Bettchen machen von klarem Silber mit gold'nen Knäufen.

Schneewittchen.

Ich will's mit Freuden thun, ihr guten Zwerge.

Zweiter.

Aber hüt' dich, Schneewittchen, daß du mit Niemandem ſprichſt, wenn wir nicht bei dir ſind. Spring nicht in den

Wald, jag' dich nicht mit den Rehen, denn deine Stiefmutter möcht's gewahr worden sein, daß du bei uns bist und dir mit List wieder nachstellen.

Schneewittchen.

Ich will gar nicht aus dem Häuschen hinausgehn, und wenn ein arm verhungert Weib kommt, oder ein arm Kind, dann reich' ich ihm seine Gabe durch's Fenster.

Erster.

Das thu', nun wollen wir geh'n.

(ab.)

Schneewittchen.

Lebt wohl, ihr guten Zwerge. Ich aber will jetzt einmal das ganze Häuschen fegen, von oben bis unten.

(Im Schloß. Artus, Reinold kommen.)

Artus.

Ich reich' zum Gruße dir die Hand,
Heiß' dich willkomm' im englischen Land;
Doch trittst du in ein betrübtes Haus,
Schneewittchen ging in den Wald hinaus
Und ist nicht wiederkommen bis heute.

Reinold.

Weh' armes Kind! — All deine Leute
Ließest du doch den Forst durchstreifen?

Artus.

Mich will Verzweiflung schier ergreifen!
Wie hätt' ich's von Herzen gern gethan;
Die Lore sprach: das ging nicht an, —
Der Forst ist groß viel hundert Stunden!

Reinold.

O hätteſt du wie ich empfunden!
Nun gilt kein Säumen! Die Roſſe ſchirrt,
Es ſei der ganze Wald durchirrt!
Weh, weh dem allerärmſten Kinde,
Hilf Gott mir nur, daß ich es finde.

(Beide ab.)

Tore (kommt.)

Vom Abend ſucht bis an den Morgen,
Ich weiß allein, wo ſie verborgen.
Vom Morgen ſucht bis in die Nacht,
Eh' ihr ſie findet, iſt's vollbracht!
Ausricht' ich, was ich angeſtiftet:
Dieſen Apfel hab' ich vergiftet,
Ein rother Apfel war deine Luſt,
Von dieſem Apfel du ſterben mußt!

(Bei den Zwergen. Schneewittchen ſitzt vor dem Häuschen.)

Schneewittchen.

In ſeiner Kammer bleib' wer mag,
An ſolchem hellen, ſonnigen Tag;
Es warnte der kleine Tom mich zwar,
Was hat's indes wohl für Gefahr?
Ueber viele, viele Berge weit
Liegt dieſe Waldeseinſamkeit.
Niemand hierher ſeinen Weg noch nahm,
Ein ſtiller Fried' ihn überkam;
Die böſen Gedanken flohen fort,
So friedeſchlummernd liegt der Ort!
Um Gott, was raſchelt im Gezweig?
Wie kann man nur ſo erſchrecken gleich?
Eine alte Frau ſeh' ich zu mir ſchwanken,

Sie biegt auseinander die Brombeerranken.
Was ſind die Vöglein doch plötzlich verſtummt?
Die Alte geht auch ganz vermummt,
Recht wie zum Fürchten. Bin ein thöricht' Kind;
Sicherlich ſie nichts Böſes ſinnt.

Lore (verkleidet, tritt auf).

Iſt dies der Weg nach des Königs Haus?

Schneewittchen.

Da haſt du verirrt dich überaus,
Mußt dorther geh'n, grad' durch den Wald.

Lore.

Dank dir, mein Töchterchen. Bin ſchon alt,
Die Füße woll'n nicht recht mehr mit.

Schneewittchen.

Setz' auf die Bank dich her, ich bitt',
Und raſt' dich aus. Ich will dich geleiten
Bis du es ſeh'n kannſt aus der Weiten.

Lore.

Möcht' gern dir etwas dafür ſchenken.

Schneewittchen.

Sprich nicht davon, du wirſt mich kränken.

Lore.

Einen Apfel hab' ich aufgeleſen.

Schneewittchen.

Das iſt ſtets meine Luſt geweſen,
Ein Apfel mit roten Backen.

Lore.

Nimm!

Schneewittchen (für ſich).

Hilf Gott, was iſt das für 'ne Stimm'?
Als wär' es der Stiefmutter ihre,
Vor Angſt ich recht im Herzen friere!

Lore.

Nimm nur, mein Töchterchen, hab' Äpfel g'nug.

Schneewittchen (für ſich).

Ich glaub' gewiß, ich bin nicht klug,
Der Apfel mir recht in die Augen ſcheint.

Lore.

Nimm ihn, Schneewittchen, es iſt gut gemeint.

Schneewittchen.

Wer that dir meinen Namen kund?

Lore.

Es kam mir nur ſo in den Mund,
Ich dacht', du müßteſt wohl ſo heißen.

Schneewittchen (für ſich).

Sah nimmer ſo einen Apfel gleißen.
(laut) Weil gern du's haſt, will ich ihn eſſen.

Lore (für ſich).

Hätt' bald mich ganz und gar vergeſſen.
(laut) Iß nur.

Schneewittchen (ißt).

Ach! — — (ſie ſinkt zu Boden.)

Lore.

Ha! — ſinkſt hin du tot?
Verfärben ſich deine Wangen rot?
Ob du noch Atem haſt, beug' ich dicht
Mich über dein verhaßt' Geſicht.
Ganz iſt das Leben dir entflogen,
Nicht bin ich zum andernmal betrogen,
Und nichts an Schöne kann mir gleichen,
Du biſt die Schönſte nur noch der Leichen!
Vom Spiegel will ich Antwort hören,
Gehn will ich jetzt und ihn beſchwören.
(ab. Die Zwerge kommen mit einem Sarge.)

Erſter.

Wie ſind wir nur dazu gekommen, dieſen kryſtallenen Sarg zu machen?

Zweiter.

Ich weiß nicht, wie's geſchah. Mir war's als müßt' es ſo ſein, da hab' ich mit Hand angelegt.

Tom.

Ich, der Kleinſte, hab' das Glas geſchmolzen, rotes und weißes.

Dritter.

Wenn Schneewittchen ſtürb', das wollten wir darin legen. Sieh' was er Strahlen um ſich wirft, die leuchten weit in den Wald hinein.

Vierter.

Tom weint; was weinſt du, Tom?

Tom.

D'rum haben wir dieſen Sarg gießen müſſen: da liegt Schneewittchen und iſt tot.

Vierter.

Ja, da muß ich auch weinen.

Fünfter.

Ich bin der Älteſte und hab' einen langen grauen Bart, aber weinen will ich, daß es wie zwei Bächlein über meinen Bart ſoll rieſeln.

Sechſter.

Ach du allerſchönſtes Schneewittchen, wer ſoll unſere Gäbelchen ſcheuern?

Ein Anderer.

Und die Tellerchen putzen?

Ein Dritter.

Und das Häuschen fegen?

Vierter.

Kommt, daß wir's in den kryſtallenen Sarg betten.

(Sie legen Schneewittchen hinein. Reinold kommt.)

Reinold.

Wie ich den Wald durchſtreif', ich find' ſie nicht. Da bin ich dem wunderbaren Scheine nachgegangen, der plötzlich durch das Dickicht brach. — Was umſteht das Zwergenvolk jammernd den Sarg? (er tritt hinzu.) O, unermeßliche Trauer, muß ich dir nun ſo begegnen?

Tom.

Klagſt du auch um Schneewittchen?

Reinold.

Sagtet ihr's auch nicht, daß ſie es wär': ich hätt' es doch gewußt. Hab' ich dich je geliebt, nun ich dich anſchau,

kann ich nicht von dir lassen. Hier will ich bleiben, bis ich gestorben bin, daß man mich zu dir legt! Dürft' ich dich nur einmal inbrünstig küssen, du allersüßestes Kind! Öffnet den Sarg, ihr guten Zwerge.

Erster.

Das wollen wir thun. (Sie öffnen.)

Reinold.

O Leid, unsäglich!

Zweiter.

Er reißt sie zu sich empor.

Tom.

Seht, was fällt ihr aus dem Mund?

Dritter.

Das ist ein vergiftetes Stück Apfel. Gewiß ist die böse Stiefmutter hier gewesen.

Vierter.

Und aus der Schürze fällt der ganze Apfel, davon sie gebissen hat.

Reinold.

Ihr Leben kehrt zurück, sie schlägt die Augen auf!

Schneewittchen.

Wo bin ich?

Reinold.

Sendet zu ihrem Vater, — komm, komm, daß ich dir Alles sage.

(führt sie hinweg.)

Ein Zwerg.

Wir ſind Zwerge und haben kleine Beine. Wen ſollen wir auf das Schloß ſchicken?

Ein Anderer.

Das Täublein auf dem Dache. Geh' du zu ihm, Tom, und ſag' ihm die Botſchaft.

(Im Schloſſe. Kammer der Lore.)

Lore.

Wie oft ich vor den Spiegel tret':
Als wär' die Kehle mir zugedreht,
Es will die Frage nicht heraus.
Was ſoll das Schaudern, was ſoll der Graus?
Ich ſah ſie tot zu Boden ſinken;
Sie kann nicht mehr in Schönheit blinken!
Spiegel, Spiegel, — mich läßt es nicht los,
Meine Angſt iſt doch ein Schatten bloß, —
Verdammte Furcht! — So will ich's wagen,
Spiegel, Spiegel, du ſollſt mir ſagen,
Spieglein, Spieglein an der Wand
Wer iſt die Schönſte in England?

Der Spiegel.

Schneewittchen, Reinolds jung' Gemahl,
Keine Schön're giebt's über Berg und Thal.

Lore.

So ſei zerſchlagen in tauſend Scherben!
Nun mag die Hölle mich verderben!

(Vor dem Schloſſe. Volk.)

Einige.

Sie kommen! ſie kommen! Schneewittchen iſt gefunden.

Andere.

Und ist Reinolds Braut, des jungen Königssohns!

Dritter.

Was das sich stößt, was das sich drängt!
Voll jeder Baum bis zum Gipfel hängt!
Sitzen sogar mit Bässen und Geigen
Die Musikanten in den Zweigen!

Ein Vierter.

Heisa, es blasen die Schallmei'n,
Schürz' dich, Gretel, zum Ringelreih'n.

Dritter.

Sieh doch, was es da drüben giebt?
Alles Volk auseinander stiebt.

Ein Fünfter.

Man hat auf einmal die Lore gesehn
Mitten im dichten Haufen stehn,
Jeder da sprang zurück entsetzt.

Ein Sechster.

Wie'n Wild, das man zu Tod gehetzt,
Da steht sie, aufgerissen das Aug',
Das Haar gesträubt, am Wachholderstrauch.

Lore.

Mir ist so angst, so angst! Aus allen Kammern trieb es mich, aus allen Gängen! Zeig mir, Hölle, wo ich mich verberge.

Einer.

Was für ein unheimlicher Geselle tritt auf sie zu?

Ein Anderer.

Mir beklemmt's den Atem, wenn ich ihn anſeh, — ſein Geſicht iſt gelb und ſchwarz.

Geſell (zu den Muſikanten).

Spielt auf! (er ergreift die Lore.)

Lore.

Wer biſt du?

Geſell.

Frag' nicht.

Lore.

Du thuſt mir Gewalt! Weh mir! (ſie tanzen.)

Einer.

Sieh, was ſie über die Wieſe raſen, hinab, hinauf, wie reißender Wirbelwind.

Lore.

Hülfe! Hülfe! Der Boden thut ſich auf!

Geſell.

Wilder, ihr Geigen, wilder!

Lore.

Hülfe! Weh mir!

Geſell.

Hinunter! hinunter! (ſie verſinken.)

Lore (aus der Tiefe.)

Weh mir!

Einige.

Was iſt geſchehn? ſie ſind wie zerſtoben.

(Artus, Reinold, Schneewittchen kommen aus dem Walde.)

Artus (für ſich.)

Ich ſah's, ſei Gott dir gnädig, Lore.

Schneewittchen.

Reinold! Reinold!

Reinold.

Warum zitterſt du, ſüßes Herz? An mich hinan zieh' ich dich und halt' dich feſt umſchlungen! Sei aller Furcht entrückt!

Einige.

Welch holdſeliges Paar!

Andere.

Brecht die Roſen von den Hecken, überſchüttet ſie mit Blumen!

Artus.

Die Trompeten ſchmettern, die Thore des Schloſſes öffnen ſich und die Freude zieht wieder ein in ſeine Hallen!

Das Stück hatte einen guten Verlauf genommen; einen großen Teil ſeines Erfolges verdankte es dem Talente Burghard's, der viele der geſprochenen Scenen wirkungsvoll auf dem Flügel begleitet hatte. Das von ihm reizend componierte Schlaflied der Zwerge war hinter der Scene von einigen Knaben und Mädchen, denen er Geſang-Unterricht erteilte, vorgetragen worden und zur ſchönſten Geltung gekommen. Vor allem aber fand man wieder die Dekorationen Schönaich's, die zauberhafte Schönheit ſeiner Waldlandſchaften zu loben, die auf's neue ein Zeugnis ſeines glänzenden Talents abgaben. Er ſelbſt hatte ſich, da er

ſehr empfindlich gegen jede Zugluft war, fern von der Thüre in eine Ecke des Saales geſtellt und den Rockkragen in die Höhe gezogen, als wenn er fröre, obgleich die Temperatur eine ſchwüle war. Ellen trat zu ihm. Siehſt du nicht heute wieder die Palmen dir winken? ſprach ſie ſo leiſe, daß nur er es verſtehen konnte; und du biſt noch immer zu furchtſam, das eine Wort auszuſprechen, das dich von dem Weibe befreit, das deinen Genius jeden Tag auf's neue mordet? Käme es auf mich allein an, ſo möchte ſie ruhig vor der Welt deinen Namen weiter führen. Wer kümmerte ſich um eine Frau Schönaich in Nixenheim? Ich zöge mit dir nach Dresden oder München; dort führten wir eine Künſtler-Ehe, die keines Pfaffenſegens bedarf; aber da ſind Rückſichten zu nehmen auf Verwandte, auf einen Ohm mit ſpießbürgerlichen Anſichten, den ich noch zu beerben hoffe, auf eine alte Muhme, die mir ihren Brillantſchmuck und ein großes Gut teſtieren wird. Bedenke, daß du mußt! dawider hilft nichts. Deine Phantaſie ſchafft dir Schwierigkeiten, die nicht ſind; ſie macht dir aus einem Sandkorn ein Urgebirge. Komm, folge mir auf mein Zimmer, nur fünf Minuten, bis die Geſellſchaft ſich zu Tiſche ſetzt; da will ich dir die Furcht wegküſſen und um dein Herz einen Panzer legen.

Sie nahm ſeinen Arm und zog ihn mit ſich fort. Wohin? rief Doktor Bercht, der ihnen in der Thüre entgegen trat.

Ich habe unſerm Freunde von den Schirmerſchen Landſchaften geſprochen, antwortete ſie laut, die auf meinem Zimmer hängen und ſolche merkwürdige Ähnlichkeit mit ſeinen Dekorationen haben, ohne doch im einzelnen irgendwie mit ihnen zuſammen zu treffen, daß er neugierig iſt, ſie zu ſehen.

Freilich, so ist es, fügte Schönaich hinzu, es werden Ideal-Landschaften sein; ich suche nach einer, von der das Lied in der Tieckschen Genoveva singt, aber ich habe sie noch nicht gefunden.

Welches Lied meinen Sie? fragte Bercht.

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.

Weiter kam Schönaich nicht, seine Stimme wurde von Husten unterbrochen. Welche kranke Sentimentalität! rief Ellen, indem sie sich hastig mit ihm entfernte. Mein Blick hat mich nicht getäuscht, sprach Bercht zu sich, da ist etwas los und ich habe nicht einmal das Recht, ihr eine moralische Vorlesung zu halten, aber Rösner soll mit ihr reden, oder, wenn er nicht will, meine Frau dazu bestimmen. Gerardus näherte sich ihm. Haben Sie Ellen beobachtet? fragte Bercht.

Was ist mit ihr? erwiderte Gerardus.

Sie hat Zeiten, wo sie fast schön aussieht, eben aber war es die leibhaftige Meerkatze.

In der That, es lag etwas in ihren Gesichtszügen, das Furcht einflößen konnte.

Meine ganze Kenntnis von der Muskulatur des menschlichen Antlitzes kommt ins Schwanken, denn ich hätte eine solche plötzliche Änderung in das häßliche und erstarrende nicht für möglich gehalten. Um so besser für unsern Freund Schönaich, dem sie heute nicht gefährlich werden wird.

So haben auch Sie Argwohn?

Mir thäte es leid um ihn, erwiderte Bercht, der arme Kerl könnte einen Choc nicht vertragen.

Das Gespräch wurde unterbrochen, da sich mehrere aus der Gesellschaft zu ihnen gesellten, um ihre Ansicht über das Stück auszusprechen. Das Märchen ist seltsam, bemerkte Clausthal, es bringt uns eine Stiefmutter in ihrer ganzen Grausamkeit, aber das stiefmütterliche Element geht doch eigentlich nur nebenher. Mehrmals wurde ich an die alte Sage vom Narziß erinnert; gleich diesem ist die Königin im deutschen Märchen in die eigene Schönheit entbrannt und darum ist es auch nicht zu verwundern, daß das sinnliche Element gar keine Rolle darin spielt. Während aber die Schönheit beim Manne eher abstößt, wie ich mir auch den Narziß nur als einen Hermaphroditen denken kann, ist sie beim Weibe die Herrschaft, und wo diese bedroht ist, da greift es zu Gift und Dolch.

Nach Ihrer Meinung, sprach Gerardus, würde ein häßliches Weib niemals im Stande sein, ein Männerherz zu bezwingen, wie wir umgekehrt genug Beispiele haben, und ein berühmtes an Mirabeau, daß ein häßlicher Mann die weiblichen Herzen im Siegesfluge erobert.

Ja, wenn es eine solche gewaltige Persönlichkeit ist, wie Mirabeau, erwiderte Clausthal, voll Geist, voll Enthusiasmus und voll körperlicher Kraft; das ist weiblich nicht zu denken.

Ei, Herr Professor, wie wenig galant Sie sind! rief Felicitas, die hinzugetreten war, möchte Ihnen nur nicht die häßliche Dienerin begegnen, die beinahe den jungen Königssohn seiner schönen Braut entrissen hätte; vielleicht wäre Ihr eigenes Herz nicht davor gefeit.

Wer war das? fragte Clausthal.

Ich besinne mich; das Märchen ist meinem Gedächtnisse in den Einzelheiten entschwunden und ich brächte es

heute nicht mehr zusammen, aber ich wurde vorhin daran erinnert.

Wie? wo? hier in meinem Hause? fragte Bercht.

Es war eine Täuschung, erwiderte Felicitas, indem sie über und über errötete; mich blendete das Licht einer Kerze und da kann das schönste zuweilen verzerrt erscheinen.

Aber die Häßliche kam nicht zum Ziele? sprach Doktor Bercht leise.

Ich glaube, nein.

Bitte, suchen Sie es in Ihrem Gedächtnis wieder aufzufrischen, fuhr Bercht fort. Dann neigte er sich zu Felicitas hin und flüsterte ihr in's Ohr: Sie haben Ellen gesehen. — Felicitas erbebte und fuhr zurück. Ein Diener trat ein und meldete, daß der Tisch gedeckt sei.

Die Gesellschaft hatte sich spät getrennt. Gerardus war der Tischnachbar von Felicitas gewesen, hatte ihr dann beim Anlegen der Mantille und des sommerlichen Kopftuches hülfreiche Hand geleistet, wobei er die Beobachtung machte, daß dieses Tuch ihr schelmisches Gesicht in allerliebster Weise umrahme, und es sich nicht nehmen lassen, sie mit ihrem Ohm Burghard nach Hause zu geleiten. Dort hatte er Abschied genommen und sah sich nun plötzlich allein in den todesstillen Straßen. Die Nacht war warm und vom Vollmond hell erleuchtet. Er befand sich in einer Aufregung, wie er sie lange nicht empfunden; ob vom späten Essen, vom Wein, von der Aufführung seines Stückes, von der Unterhaltung bei Tische, oder aus einem sonstigen Grunde: er wußte es nicht; aber da er fühlte, daß er in dieser Aufregung nicht schlafen könne, beschloß er noch

einige Zeit ſpazieren zu gehen, bis ſein Blut und ſeine Gedanken ruhiger geworden ſeien. Er ging durch die menſchenleeren Straßen; ſeine Schritte klangen verdoppelt in dem Wiederhall der Häuſer. Bald war er außerhalb des Bereichs der Stadt, und der glänzende Mondenſchein zog ihn immer weiter, ohne daß die Ruhe, die er zu ſuchen meinte, Anſtalt machte bei ihm einzukehren. Das war nun lediglich die Schuld von Felicitas. Seine Neigung zu ihr ergriff ihn immer tiefer. Der gemeinſchaftliche Anteil beider an den kleinen Marionetten-Spielen und die Ausſicht auf ein ferneres gemeinſchaftliches Wirken hatte ihrem Verhältnis etwas Vertrauliches gegeben; heute war es ihm, als hätte er in ihr Herz ſehen können. Den ganzen Abend war ſie voll der köſtlichſten Laune geweſen, dazwiſchen auch auf kurze Augenblicke voll Ernſthaftigkeit. Da ſie ſich auf alle Geheimniſſe der Küche verſtand, ſo hatte ſie ihm über Tiſch ſeinen Teller mit den beſten Stücken gefüllt. Gerardus war im Eſſen ſehr mäßig und konnte ſich nicht gerade rühmen, eine feine Zunge zu haben; er war deshalb ſelbſt darüber im Zweifel, weshalb ihm alles heute ſo vortrefflich munde, ob wirklich aus einer innern Tugend des Rehbratens, des Geflügels und des Salates, oder weil ihre Hand alles für ihn ausgeſucht und ihm vorgelegt hatte. Auf ſeine Frage nach dem wunderlichen Märchen, davon ſie vorhin geſprochen, hatte ſie erſt einen ſcheuen und furchtſamen Blick auf Ellen geworfen und ihm dann erwidert: es dämmert in mir auf und ich verſpreche es Ihnen für die nächſte Gelegenheit. Wie man ſich erzählt, vermögen die Schlangen mit ihrem Blick die armen Vögel ſo zu bezaubern, daß ſie unfähig ſind zu entrinnen und, obgleich voll Schrecken und Todesfurcht, freiwillig in den geöffneten Schlangen-Rachen flattern.

Ist die Schlange in Ruhe, dann mag sie in ihrem Gleißen sogar schön aussehen, aber so wie sie ihr Opfer vor sich hat, da bricht ihre häßliche und mörderische Natur durch, die alles erstarren macht. Es giebt Menschennaturen und Menschenangesichter ähnlicher Art, und wie sich ein solches Menschenantlitz im Augenblick verwandeln, das Auge, das sonst nichts besonderes an sich hatte, ein Feuer ausstrahlen kann, das aus dem Abgrunde kommt, das ist erstaunlich und erschreckend; so denk' ich mir wohl die Dienerin in dem Märchen, das mir im Sinne schwebt, eine Art Meduse, bei der die innere Häßlichkeit äußerlich einen stehenden Ausdruck gefunden hat. — Dann hatte sie mit reizender Natürlichkeit von ihrer eigenen Häßlichkeit gesprochen; wenn ihre Mutter schelte, daß sie sich nicht, wie andere junge Damen, vornehm zurückhalte, dann trete sie vor den Spiegel, lache sich selber an und spreche: dich mag ja doch keiner, warum willst du dir viel Zwang auferlegen? Gerardus hatte darauf erwidern wollen, er wußte selbst nicht was, aber die Worte waren ihm in der Kehle stecken geblieben und sein Herz hatte so ungestüm geschlagen, daß er in Furcht geriet, es möchte über den ganzen Tisch gehört werden. Wie er nun so in der stillen Nacht und im Mondenscheine daher schritt, kam es ihm selbst wunderbar vor, daß er noch gar nicht darüber gedacht habe, ob sie häßlich oder schön sei. Nun erst fiel ihm der mongolische Bau ihres Kopfes auf, aber er hätte diese Eigentümlichkeiten, die schiefe Stellung der Augen und die etwas hervortretenden Backenknochen, um alles in der Welt nicht häßlich nennen mögen, denn sie gaben ihr, wie er sich nun bewußt wurde, einen Vorzug vor der regelmäßigen aber bedeutungslosen Schönheit der übrigen Mitglieder des Kreises: nur Ellen

däuchte ihm in gleicher Weise interessant, obgleich sie ihm im innersten Wesen widerstrebte. Der Weg führte ihn den Berg hinan; auf der Höhe lag an der einen Seite, den Abhang hinunter, der Friedhof der Stadt. Schon lange hatte er geglaubt, Schritte hinter sich her zu hören, ohne aber sonderlich darauf zu achten: jetzt kamen sie näher, er drehte sich um und vor ihm stand, in der vollen Mondbeleuchtung, Schönaich, mit eingefallenem geisterhaftem Antlitz, und Augen, welche weiter geöffnet schienen, als er es sonst an ihm kannte. Woher kommst du? fragte Gerardus, indem er ihm die Hand reichte. Die Nachtluft taugt dir nicht. Schönaich stand lange Zeit stumm, seine Brust war beengt, er suchte nach Atem. Endlich sprach er: das schnelle Bergsteigen hat mich etwas erschöpft; ich ging dir nach, ich habe mit dir zu reden.

Nun? fragte Gerardus.

Komm, rief Schönaich, indem er sich an den Arm seines Freundes hing und langsam weiter schritt. Er suchte nach Worten, begann mit unverständlichen Ausrufen und brach wieder ab. Dann sprach er: es muß heraus, es giebt nur einen Weg zu meinem Glück, es ist der mit Ellen.

Ich fürchte mich, dich zu verstehen, erwiderte Gerardus.

O ich dachte es mir, rief Schönaich: noch ehe die Blume sich hervordrängen kann, einen Leichenstein darüber!

Thu mir nicht Unrecht, sprich dich aus.

Wozu? fuhr Schönaich leidenschaftlich fort, ich finde auch bei dir kein Verständnis. Dann schritt er in großer Eile vorwärts, mußte aber bald stehen bleiben, da ihm der Atem wieder versagte. Er befand sich gerade am Thore des Friedhofs, das offen stand: Laß uns hier eintreten, ich bin müde, es giebt Ruhesitze dort. Ruhe! Ruhe! wer

Ruhe finden könnte! Gerardus folgte ihm. Der Friedhof war von einer Mauer umzogen, die vom Wege aus jede Aussicht hemmte; sobald aber das Thor geöffnet wurde, durch das so viele einzogen ohne je zurückzukehren, fiel der Blick auf eine, wie ein Bild in sich abgeschlossene und reizende Landschaft. Schönaich, als er seinen Fuß durch das Thor gesetzt, hielt eine Weile an. Der Friedhof senkte sich bis ins Thal. Drüben lagen wasserreiche Wiesen, kleine Bauernhäuser inmitten von Hecken und Baumgruppen; hier und dort sah man den Spiegel eines Teiches durch das Weidengebüsch schimmern, das ihn umsäumte. Das ganze war von einer Reihe von Hügeln eingerahmt, die, indem sie bald sich vordrängten, bald zurückzogen, die schönsten Einschnitte und Verstecke bildeten. Jetzt umhüllte sie ein weißer Nebelduft. Auch der Friedhof war mit Nebelstreifen wie mit weißen Schleiern überdeckt, von denen einige fest am Boden klebten, während andere sich bis zur halben Höhe der Kreuze und Leichensteine empor hoben. Über alles schien der Mond mit seinem ruhigen Licht. Schönaich setzte sich auf den Leichenstein, der ihm am nächsten stand. Du' könntest dir den Tod holen auf dem kalten Stein! rief ihm Gerardus zu. — Glaubst du mich damit zu schrecken? fragte Schönaich; kennst du nicht die beiden wundervollen Blätter von Alfred Rethel: der Tod als Feind, wie die Cholera auf dem Maskenballe in Paris ausbricht, und der Tod als Freund, wie er dem altersmüden Türmer leise den Glockenstrang aus der Hand nimmt? Er käm' auch zu mir als ein Freund, bereitete mir hier eine Lagerstätte und gäb' meinem müden Haupte ein Pfühl, darauf es zum erstenmal sorgenlos schlummern könnte. Dann sprang er auf und schritt hastig den Weg auf und ab.

Noch ist es nicht Zeit zum Schlafen, rief er, ich muß wachen, ich muß schaffen, ich muß in ihren Armen genesen, ich muß empfinden was Liebe und Leidenschaft ist: die Seligkeit, ein Herz zu besitzen, das mich versteht. Ich bin gerettet, wenn ich ihre Hand ergreife und festhalte. Was da im Wege liegt, wären es Abgründe, ich muß hinüber! Sage mir nicht, daß ich Rücksicht nehmen, Schonung üben soll. Bin ich geschont worden? nicht auf das grausamste jeden Tag mit Nadelstichen gepeinigt? Sprich mit meiner Frau. Es ist gebieterisch nötig, daß ich mich befreie; dann erringe ich das höchste Kleinod, dann kann ich ein Gott werden in ihren Armen.

Heiliger Himmel, was willst du thun? rief Gerardus entsetzt.

Meine Ketten abstreifen, lösen, was nie hätte gebunden werden sollen; zum Heil für alle, denn die Großmut Ellens wird auch von ihren Schultern die Sorge nehmen, welche die Not des Lebens darauf gewälzt. Das Glück ihrer Mädchenjahre wird zu ihr zurückkehren, sobald sie künftig nur sich selbst angehört und meine Wunderlichkeiten ihr nicht den Kirchgang stören.

Er schwieg, schritt aber unablässig auf und ab. Dann überfiel ihn ein krampfhafter fester Husten; er drückte den Hut tiefer, schlug den Rockkragen auf und ließ sich auf eine Bank nieder. Gerardus war von dem Gehörten wie betäubt. Du willst dich also von deiner Frau scheiden lassen? sprach er, indem er sich neben ihn setzte.

Es gibt kein anderes Mittel, wenn wir nicht alle drei sterben sollen, erwiderte Schönaich.

Und weißt du, wem du dich anvertraust? fuhr Gerardus fort, bist du sicher, daß diese Schlange nicht mit dir

und deinem Herzen ein bloßes Spiel treibt, wie mit vielen andern vor dir? Ich habe mich nach ihrer Vergangenheit erkundigt und was ich da gehört, — —

Schönaich unterbrach ihn: Sprich nicht, ich weiß alles; weil ihre Künstlerseele nicht fand, was sie suchte und zu finden glaubte, warf sie enttäuscht die leeren Hülsen weg.

Und deine Frau? glaubst du, daß sie so ohne weiteres in die Trennung der Ehe einwilligen würde?

Das ist es, was mich mit Furcht erfüllt, rief Schönaich, und darum bin ich dir nachgerannt. Ich habe mir tausendmal vorgenommen, ihr alles zu offenbaren; aber wenn ich zu ihr trat, schwoll mir der Hals zu, daß ich nicht ein Wort über die Lippen bringen konnte. Ich finde den Mut nicht und doch muß es geschehen. Du allein kannst hier helfen.

Ich?

Ja, wenn du in deiner Ruhe mit ihr reden willst, das unabänderliche ihr vorstellen, daß sie mir und sich selbst das Glück und den Frieden wieder gebe.

Du könntest mir gerade so gut ein Messer in die Hand drücken, unterbrach ihn Gerardus, und mir sagen, daß ich es ihr in die Brust stoßen soll. Fordere nicht das unmögliche.

Du mußt, du mußt! rief Schönaich, indem er aufsprang, du oder Felicitas. Versage mir nicht den Dienst: mein Schicksal liegt in deiner Hand! Ich bin nicht schwach, nicht feige; ich würde Mut haben wie der verwegenste Soldat, wenn er eine feuerspeiende Batterie stürmen soll: aber ich kann nicht den traurigen Blick ihrer Augen ertragen. Ich weiß es, sie liebt mich nach ihrer Art und sie tötet mich mit dieser Liebe. Rette, rette! — Willst du nicht,

dann — — Nein, ich bin nicht feige; es bedarf nur eines kurzen Entſchluſſes und ich gehe zu den ſtillen Leuten hier unten, die ſich weder um die Diſteln noch um die Palmen der Welt kümmern. Öffnet euch, ihr Gräber, und nehmt mich auf!

Er ſtürzte auf den nächſten Grabhügel zu, warf ſich darüber und ſchlang die Arme um ein kleines Kreuz, das darauf ſtand.

Wie ſoll das enden? rief Gerardus, das iſt Tollheit! Komm, wir wollen darüber reden.

Du haſt Recht, es iſt Tollheit, ſprach Schönaich mit von Huſten unterbrochener Stimme, und deine Vernunft mag darüber lachen, daß ihr die Kinnbacken weh thun.

Er verſuchte ſich zu erheben, ſtürzte aber auf's neue. Gerardus half ihm auf. Anfänglich hatte er ſeinen Freund im Verdachte, daß er Komödie ſpiele, aber er erſchrak bis in das innerſte ſeines Herzens, als ihm das Mondlicht ein Antlitz zeigte, das bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und entſtellt war. Er mußte ſich bezwingen, nicht in ein lautes Weinen auszubrechen. Unglücklicher Freund, rief er, ich würde dich täuſchen, wollte ich dir Verſprechungen machen, die ich nicht halten kann. Es giebt noch andere Mittel, doch iſt hier nicht Zeit und Ort. Komm', — ich weiß ſelbſt nicht, welche Hoffnung in mir aufwacht, daß du dein Ziel erreichen wirſt. Er ergriff die Hand Schönaichs, der ſich ſtumm und willenlos wie ein Kind fortführen ließ.

Der Kriegszuſtand zwiſchen den Handelsherren von Nixenheim und ihren Arbeitern nahm mit jedem Tage an Schärfe zu. Die Anklagen des Geſellſchaftsſpiegels wurden nicht durch Abſtellung der Mißbräuche, ſondern durch vermehrten Druck beantwortet. Vor allen fand ſich der junge Werner auf das äußerſte gereizt. Seine Anſchläge auf die ſchöne Nichte des alten Jonas waren noch immer mißglückt; nun ſuchte er mit Gewalt zum Ziele zu kommen. Da ihm der Alte fortgeſetzt in den Weg trat, glaubte er deſſen Widerſtand dadurch brechen zu können, daß er ihn in die äußerſte Not ſtürzte, und machte deshalb bei jeder Lieferung unter irgendwelchem Vorwande übertriebene Lohnabzüge, bei der letzten wegen eines geringfügigen Verſehens in ſolcher Höhe, daß der arme Mann zur Verzweiflung getrieben wurde und ſich in den Fabrikräumen erhängte. Die Nachricht hatte ſich ſchnell verbreitet. Das Haus, darin er wohnte, lag in einer engen Gaſſe, der elendeſten und verrufenſten von Nixenheim. Alles Volk lief herzu, die Kerle, die Weiber, die Rangen. Der alte Jonas war ihnen durch ſeinen chriſtlichen Eifer und ſeine Bußpredigten oft unbequem geweſen; ſie empfanden deshalb bei der erſten Kunde von ſeinem Selbſtmord eine Art Befriedigung. In dem Haufen vor ſeiner Thüre erhob ſich ein lautes Geſchrei und Gejohle. Die Branntweinflaſche fing an zu kreiſen, man ſchimpfte auf den Kirchenläufer, den Kopfhänger und Augenverdreher. Eine Dirne mit rothgeſchminkten Backen und mit nichts bekleidet als einem aufgeſchlitzten Hemde und einem Unterrock, die nackten Füße in den niedergetretenen Schuhen, äffte ihn nach, wie er ſie geſtern noch wegen ihres ſündigen Lebens vermahnt habe. Ein

scheußliches Gelächter erscholl. Ein lang aufgeschossener Kerl mit ungewaschenem Gesicht und ungekämmtem Haar, der ebenfalls nichts weiter trug, als ein altes zerrissenes Hemd und eine zerrissene Hose, trank ihr zu und schlang den Arm um sie, um mit ihr zu tanzen. Da scholl es von dem einen Ende der Gasse: sie kommen, sie kommen! Zwei Träger brachten die Leiche auf einer Bahre; ein graues Tuch war darüber gebreitet und ließ die Formen des menschlichen Körpers in den Umrissen erkennen. Der Anblick war ein unheimlicher: das Gejohle verstummte. Hinter der Leiche ging schluchzend die schöne Nichte des Alten. Sie wurde umringt, man fragte nach dem Warum, und als nun aus ihrer kläglichen Erzählung und ihren Andeutungen bekannt wurde, was ihn in die Verzweiflung gebracht, die keinen Ausweg mehr ließ als in das Grab: da ergriff den Haufen nicht Mitleid mit dem tragischen Schicksal des Toten, sondern Wut gegen den Mörder, wofür man den jungen Werner ansah. Die Kerle fluchten, aber nicht laut; sie traten zu drei und vier zusammen, um sich zu beraten, doch wollte sich in keinem dieser mit Branntweindunst erfüllten Köpfe das Losungswort finden, bis endlich einer von ihnen rief: Laßt uns zum Doktor Rösner gehen.

Der alte Jonas war eine zu untergeordnete und unbekannte Persönlichkeit gewesen, als daß sein jammervolles Ende in den übrigen Kreisen von Nixenheim einen größeren Anteil hätte erregen können. Ähnliche Vorfälle hatten sich sonst schon zugetragen, ohne daß viel Rede davon gewesen wäre. Nur in einem Hause wurde jenes Ereignis aufrich-

tig beklagt, in dem Ehrentraut'schen. Herr Ehrentraut saß auf seinem alten Platze hinter dem Tische und war damit beschäftigt, die Rechnungen seines Hauptbuchs zu addieren. Wir hätten ihm nicht so viel borgen sollen, sagte Herr Ehrentraut, als er auf diejenige des alten Jonas stieß und die Summe darunter setzte; es ist über Gebür aufgelaufen. Frau Ehrentraut, die hinter ihm stand, sah über seine Schulter in das Buch und addierte nach. Es ist nicht ganz so viel, sagte sie, es sind sieben Pfennige weniger, und es freut mich, daß wir ihm damit einen Teil seiner Sorgen abgenommen haben; der Herr wird es uns vergelten, ist es nicht hier, so ist es drüben im Licht. Mach' einen Strich unter die Rechnung und schreib': zu Dank erhalten. Der Tod hat ihm eine endgültige Quittung ausgestellt, so daß du ihn nicht mehr belangen kannst.

Er hätte nicht Hand an sich legen sollen, sagte Herr Ehrentraut, indem er aus seiner Pfeife eine lange Rauchwolke vor sich hin stieß.

Sein ganzes Leben lang war er ein gläubiger und frommer Christ, erwiderte ihm Frau Ehrentraut, wer will ihn richten? Haben uns nicht die eigenen Sorgen schon schlaflose Nächte genug bereitet? und doch sind ihrer nicht so viele, daß sie uns niederbeugen. Wie mögen wir die Verzweiflung ermessen, zu der ein menschliches Gemüt getrieben werden kann, wenn es alle irdischen Stützen gebrochen sieht. Nicht ihn verdamme; verdamme den, der die Unthat verschuldete. Nein, auch nicht den; es ist uns geboten, die ganze Welt mit Liebe zu umfassen und das harte Herz des unglückseligen jungen Mannes hat doppelt nötig, daß es durch Liebe erweicht werde.

Eine Waren-Sendung wurde angemeldet, welche die

Thätigkeit beider in Anspruch nahm, so daß sie nicht bemerkten, daß Gerardus in den Laden trat. Mit einer seltsamen Zuversicht hatte dieser alle Hoffnung für seinen unglücklichen Freund auf Felicitas gesetzt, indem er nicht zweifelte, daß ihr klarer Blick und ihre Geschicklichkeit, jedes Ding beim rechten Ende anzufassen, auch hier das rechte zu treffen wisse. So wartete er klopfenden Herzens auf ihr Erscheinen. Das Geschick war ihm günstig, denn nach kurzer Frist sah er sie langsam die Treppe hinunter steigen, wobei sie das alte Lied sang:

Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an.

Sie trug vorsichtig auf einem großen Teller ein kostbares Kaffeegeschirr von chinesischem Porzellan, indem sie sorglich vor sich hin sah, damit sie keinen Tritt verfehle. Nun stand sie unten, dicht vor ihm. Sie schlug die Augen auf und ein kleiner Schrei der Überraschung entfloh ihren Lippen. Ihre Augen leuchteten, wie es Gerardus bedünken wollte, eher vor Freude als vor Schrecken. Die Mutter trat hinzu; Gerardus gab ihr einige kleine Bestellungen auf, deren Besorgung sie selbst übernahm. Felicitas brachte ihre kostbare Last in Sicherheit, bat ihn darauf, in die Stube zu treten und so sah er seinen Wunsch erfüllt: er befand sich mit ihr allein. Da die Zeit drängte, eröffnete er ihr ohne langes Zögern den Zweck seines Kommens, erzählte ihr die Leidens- und Schmerzensgeschichte seines Freundes und drückte so lebhaft sein Vertrauen aus auf ihren klugen und praktischen Sinn, daß sie über und über errötete. Ich wußte es, rief sie, daß es zwischen den beiden so kommen würde; ich sah ihr Augenwinken, die geheimen Zeichen ihres Einverständnisses. Aber was kann ich armes Ding in diesen

furchtbaren Verhältniſſen thun? Wohl habe ich ſchon lange darüber gedacht, auf welche Weiſe die Mittel für Herrn Schönaich zu beſchaffen wären, damit er ſich ganz ſeiner Kunſt widmen könne; auch dachte ich mir, daß es Ihnen ſelbſt große Freude machen würde, wenn das Märchenfräulein, wie Sie mich nannten, auf einmal die erſehnte Hülfe brächte. Aber ich wußte immer nicht, wie es anzugreifen ſei und glaubte ich: ſo ging's, da war mein Herz ganz verzagt den Weg einzuſchlagen.

O hätt' ich ein Wämslein
Und Hoſen und Hut,

ſeufzte ich vergeblich mit dem armen Klärchen. Jetzt iſt es zu ſpät, es würde doch nicht mehr helfen.

Gewiß, es würde! rief Gerardus. Damit wäre der Zauber gebrochen, den dieſe dämoniſche Häßlichkeit auf ihn ausübt.

Ja, ſie war in jenem Augenblicke recht häßlich, erwiderte Felicitas. Dann ſchwieg ſie, ſah vor ſich hin und ſchien nachzudenken. Endlich ſprach ſie: Wohl, ich will es verſuchen, ſofort; heute Abend kommt mein Ohm Burghard, weil er wünſcht, daß ich einige Lieder ſinge, die er componiert hat; wollen Sie ihn begleiten, ſo kann ich Ihnen ſagen ob und was zu hoffen iſt, und jedenfalls kann ich Ihnen dann mein Märchen erzählen.

Doktor Rösner war eine weiche, faſt ſentimentale Natur, trotz der furchtloſen Energie, mit der er jeden Tag auf's neue in den Kampf trat, um die Natur zu corrigieren, die den Menſchen ungleich geſchaffen, und deren

Fehler ſich in den menſchlichen Satzungen ausſprechen. Das Schickſal des alten Jonas, daß ein langes und makelloſes Leben in ſolcher Verzweiflung habe enden müſſen, daß es keinen Schutz gebe gegen die Grauſamkeit eines jungen verächtlichen Lüſtlings, brachte ihn außer Faſſung. Er fühlte, daß er mit Worten nichts mehr ausrichten könne, daß er ſelbſt den Boden unter den Füßen verliere, wenn er für die ſchuldvolle That keine andere Vergeltung wiſſe, als einen verdammenden Artikel im Geſellſchaftsſpiegel.

Frau Bercht war auch jetzt die Vertraute ſeiner Stimmungen; ſeine Aufregung übertrug ſich auf ſie und erfüllte ſie mit innerer Angſt. In dieſer Gemütsbewegung machte ſie Ellen Vorſtellungen über das unſchickliche ihres Benehmens gegen Schönaich und erſchrak zum Tode, als ſie den furchtbaren Ernſt des Verhältniſſes zwiſchen beiden erfuhr. Sie warf ſich auf ihren Seſſel und rang nach Atem. Was iſt da tragiſches? rief Ellen, die trotzig und mit flammendem Geſichte am Tiſche ſtand, — will ich ſeine Maitreſſe werden? Vor vierzig oder fünfzig Jahren hätte man auch das in Proſa und Verſen gefeiert, und jetzt ſoll es verbrecheriſch ſein, daß ich ihn zu meinem rechtmäßigen Gemahl machen und eine Ehe ſchließen will, akkurat wie jeder ehrſame Bürger in Nixenheim?

Als wenn das ſo ginge, wie man ein Kleid überwirft; er iſt verheiratet, er hat Frau und Kind.

Sprich nicht von dieſem entſetzlichen Weib! fuhr Ellen auf, haſt du ſie geſehen? Mich ſchaudert. Sie mag einen anderen Mann nehmen, der zu ihr paßt, irgend einen gottesfürchtigen Strumpf- oder Seidenweber, der jeden Sonntag zweimal mit ihr zur Kirche geht; Geld genug will ich ihr dafür geben. Wie hat dieſe niedrige und

schmutzstarrende Kreatur sich festklammern können an den gottgeborenen Geist, dessen Schöpfungen sie nicht versteht, die ihr ein Abscheu sind?

Wie hofft du, daß eine Ehe gut beginne und ende, die aus dem Ehebruch hervorgeht? fragte Frau Bercht.

O ihr, die ihr Richter sein wollt, erwiderte Ellen, greift doch in euern eigenen Busen und prüft, ob eure Seelen noch wie Kinderseelen sind, unschuldig und rein, oder ob nicht auch ihr heimlich nach den Äpfeln der Schlange gelüstet.

Was willst du damit sagen? fragte Frau Bercht.

Ellen trat näher zu ihr: Fühlst du dich nicht selbst deinem Mann entfremdet? Wenn sich dein aristokratischer Geist der communistischen Lehre zuwendet, hältst du dein Herz dem communistischen Lehrer verschlossen?

Als hätte sie ein Dolchstich verwundet, griff Frau Bercht heftig mit beiden Händen nach ihrer Brust; sie wollte antworten, aber ihr Mund blieb geöffnet stehen. Vom Gange her ließen sich Schritte vernehmen; es klopfte an der Thüre. Frau Bercht machte eine abwehrende Bewegung, die aber von Ellen nicht beachtet wurde. Sie öffnete und in der Thür erschien Doktor Rösner. Störe ich oder darf ich eintreten? fragte er. Wissen Sie doch, daß Sie bei meiner Freundin stets willkommen sind; aber ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen, rief Ellen laut lachend, indem sie davon eilte und die Thüre hinter sich ins Schloß warf. Frau Bercht blieb in ihrem Sessel; sie machte krampfhafte Anstrengungen zu sprechen, konnte aber keinen Laut hervorbringen; ihre Brust zog sich immer fester und schmerzhafter zusammen. Endlich fühlte sie das Band zerspringen; sie holte tief Atem und ein Strom von

Thränen brach aus ihren Augen. — Fort, fort! rief sie, ich flehe Sie an, verlassen Sie mich! dann verbarg sie ihr Antlitz in ihr Taschentuch und die ganze Gestalt sank erschöpft in sich zusammen. Rösner wußte in seiner Bestürzung nicht was thun; wie er sie so hülflos liegen sah, übermannte ihn das Mitleid; er warf sich zu ihren Füßen, ergriff ihre Hand, die er an seine Lippen preßte und sprach zu ihr in abgerissenen und sinnlosen Ausdrücken, die nichts bedeuteten und doch seine tiefe Neigung enthüllten.

Gerardus hatte in dem Drang seines eigenen Herzens und der Sorge um seinen Freund den Abend jenes Tages kaum erwarten können. Nun saß er im Ehrentraut'schen Hause mit Burghard und Felicitas zusammen, um sich über das geschehene zu unterrichten. Was er vernahm, enthielt noch nichts bestimmtes, aber eine große Hoffnung. Felicitas hatte den Titel einer Verwandtschaft benutzt, die freilich nur in sehr entferntem Grade nachzuweisen war, um sich zunächst bei Frau Werner und durch deren Vermittelung bei dem alten Herrn selbst einzuführen. Mit jener Beredsamkeit, die nur einem so herrlichen Menschengemüt wie das ihrige zu Gebote steht, wenn es einem guten Zwecke dienen will, hatte sie hier die Sache Schönaichs vorgetragen und sich zu seinem Anwalt gemacht. Wie sie schon von Frau Werner gehört, war er selbst zugänglicher als sonst. Die Erschütterung über das unheilvolle Ende des alten Jonas, die Kümmernisse über seinen eigenen Sohn, die Sorge um eine drohende und gefahrvolle Zukunft hatten sein Herz geöffnet und den rechnenden Verstand zurückgedrängt.

Er suchte nach einer That, die sein Haus entsühnen könnte von der Blutschuld, die auf ihm lastete, und suchte darnach um so mehr, als ihn schwere Zweifel überfielen, ob es mit dem Glauben allein zur Seligkeit genug sei, und der Spruch aus dem Jakobus-Briefe, daß der Glaube, der keine Werke habe, tot sei an ihm selber, seine Seele mit Schrecken erfüllte. So war er geneigt, in Felicitas einen besondern Boten des Himmels zu erblicken, und ohne lange zu prüfen, ob der Akt der Barmherzigkeit, den sie von ihm forderte, ein Werk sei im Sinne des Apostels, hatte er sich sofort bereit erklärt, im Hinblick auf das, was der Ruhm seiner Fabrik Herrn Schönaich verdanke, nicht nur die Kosten seiner künstlerischen Ausbildung zu tragen, sondern auch für diese Zeit den Unterhalt seiner ganzen Familie zu übernehmen. Nur eine Bedingung war von ihm gestellt worden, die zugleich eine Art von Entschuldigung bilden sollte für seine bisherigen Unterlassungen: er verlangte das Urteil einer künstlerischen Autorität, daß es sich nicht um ein halbes Talent handle, wie er bisher vermutet, das besser beim Handwerk bliebe, sondern um einen Künstler von Beruf. Deshalb hatte er sich die Mappe Schönaichs ausgebeten, oder wenigstens einige Blätter daraus, um sie einer ihm bekannten malerischen Berühmtheit vorzulegen.

Felicitas fand dieses Verlangen gerechtfertigt und Gerardus konnte nicht anders als ihr zustimmen; es däuchte ihm nicht schwer, die Blätter seinem Freunde unter irgend einem Vorwande zu entführen, und der Erfolg schien ihm nicht zweifelhaft. Gewiß nicht, erwiderte sie; ich selbst habe zwar nur die schönen Dekorationen von ihm gesehen, mit denen er uns entzückte; auch ist mir die Malerei eine fremde Kunst und ich würde mir ein Urteil nicht zutrauen; aber

ich verlasse mich auf Sie, und, wenn ich es gestehen soll, auf Fräulein Ellen, deren scharfes Auge sich von den Wunderlichkeiten, die sie zur Schau zu tragen liebt, nicht irre führen läßt: sie weiß, was sie an ihrem Freunde gewinnen würde.

Burghard hatte sich an den Flügel gesetzt und, ohne an dem Gespräche teilzunehmen, von Zeit zu Zeit die Tasten angeschlagen. Als Felicitas schwieg, begann er leise eine träumerische Weise zu spielen. Die Dämmerung war mälich in tiefe Nacht übergegangen; nur ein matter Schein, der von der Straßenbeleuchtung herrührte, flog dann und wann irrlichterartig durch das Zimmer. Burghard spielte fort. Gerardus saß, seinen Gedanken hingegeben. Die eigentümliche Monotonie der Melodieen fing an, seine Seele in eine Art von magnetischem Schlaf zu versenken; da hörte er auf einmal Felicitas sprechen; er horchte auf: es war das seltsame Märchen, das sie vor sich hin erzählte und das ihn in eigentümlicher Weise ergriff.

Einige Wochen waren vergangen. Frau Schönaich saß abends in ihrer dunstigen Küche und flickte Hemden und Mützchen für das Kind, das sie erwartete. Von Zeit zu Zeit legte sie ihre Hände in den Schoß und seufzte. Seit jener Nacht, wo sie sich durch den sinnlichen Reiz der Zeichnungen ihres Mannes hatte erregen lassen, war keine Ruhe mehr über sie gekommen. Was darauf gefolgt war, das verhängnisvolle Wort, dem Munde des Schlafenden entflohn, das sie mit betäubender Gewalt zu Boden warf: sie erblickte darin ein Strafgericht des Herrn, daß ihre

Gedanken auch nur auf einen Augenblick von seinem Wege abgewichen waren und ihr Herz sich einer sündlichen Lust geöffnet hatte. Sie wußte nun, daß ein Drache zwischen ihr und ihrem Manne lag, der bei der leisesten Berührung zu seiner ganzen Furchtbarkeit erwachen konnte. Wo sie ging und stand, flehte sie den Himmel um seinen Schutz, und nach jedem solchen Stoßgebet sprach sie ergeben: Gottes Wille geschehe. — Schönaich hatte seiner alten Gewohnheit des späten Aufstehens ganz entsagt; jeden Morgen erhob er sich in aller Frühe und verließ das Haus. Sie fragte nicht, wohin er ginge, sie forschte nicht nach, sie fürchtete an den Schleier zu rühren, der das Geheimnis bedeckte. Wenn er zurückkam, war er stets sehr erregt, ging durch das Zimmer auf und ab, blieb oft plötzlich stehen und rieb seine Stirne, als wenn er über etwas nachsänne, trat dann an's Fenster und trommelte hastig auf den Scheiben. Zuweilen geschah es, daß er sich jählings umdrehte. Maria! rief er; — es war ein Ton, als hätte er sprechen, ihr eine Eröffnung machen wollen. In solchen Augenblicken fühlte sie es wie einen Strom von Eis den Rücken hinunter laufen; sie that als hätte sie seinen Ruf nicht gehört, ergriff in Eile, was ihr am nächsten zur Hand lag und entfernte sich, wie in dringlicher Hausarbeit begriffen.

Schönaich hatte versprochen, für das neue Märchen von Gerardus Dekorationen zu malen, aber er dachte nicht daran, sein Versprechen zu erfüllen. Pinsel und Palette ruhten; selbst seinen Berufsarbeiten ging er nicht mehr nach. Abends saß er brütend hinter dem leeren Tische, oft bis tief in die Nacht hinein. Sein Schlaf war immer unruhig; häufig mochte er gar nicht schlafen; immer aber sahen ihn die ersten Morgenstunden wieder aufbrechen und

mit schnellen Schritten das Haus verlassen. — Gottes Wille geschehe! rief Frau Schönaich mit gepreßtem Herzen, indem sie sich über den Korb beugte, der neben ihr stand, und ein neues Hemdchen hervorholte, um dasselbe, so gut es gehen wollte, wieder in stand zu setzen. Da hörte sie an die Thüre klopfen; sie öffnete und sah den Diener aus dem Werner'schen Hause vor sich, der einen großen Brief seines Herrn an Schönaich überbrachte. Sie nahm den Brief und als sie ihn sorgfältig zur Seite legte, kam ihr durch eine unwillkürliche Ideen-Verbindung der Gedanke, den sie nicht hatte denken wollen, daß ihr Mann einer Einladung von Doktor Bercht gefolgt sei und sich in diesem Augenblicke in der Gesellschaft von Ellen befinde. Eine unnennbare Angst überfiel sie, zugleich eine Angst über den Inhalt des Briefes. Sie versuchte ihre Arbeit wieder vorzunehmen, aber es hielt sie nicht auf dem Stuhle; sie glaubte ihr Kind schreien zu hören und lief an seine Wiege: es lag ruhig darin und schlief. Fast hätte sie es aufgenommen, um es zu wecken und dann wieder in den Schlaf zu singen, nur damit sie Zerstreuung finde. Der Schweiß drang aus allen ihren Poren; sie öffnete das Fenster und rang nach Luft. Draußen war es still. Das kleine Eckchen Himmel, das sie übersehen konnte, war angefüllt mit goldenen Sternen, deren Licht bis in ihr Herz schien. Sie kehrte zu ihrem Sitze zurück und nahm die Bibel zur Hand, die immer neben ihr auf dem Tische lag. Beim Aufschlagen traf sie auf das Buch Ruth und begann mechanisch darin zu lesen, obgleich dasselbe zu ihrer Gemütsstimmung gar keine Beziehungen hatte; aber es beruhigte sie und nach kurzer Zeit stand sie entschlossen auf: Was kommen soll, mag es kommen, heute oder morgen;

ich stehe in Gottes Hand, sein Wille geschehe. — Sie ergriff den Brief, um ihn nach dem Bercht'schen Hause zu schicken, damit er ihrem Manne zugestellt werde.

Gerardus hatte sein Stück fertig geschrieben und der alte gesellschaftliche Kreis war versammelt, es anzuhören. Man harrte auf das Zeichen des Maschinisten, der auf der Bühne noch verschiedene Einrichtungen zu treffen hatte. Die Stimmung war nicht wie sonst, angeregt, lebhaft; es herrschte im Saale etwas wie die Schwüle einer Gewitterluft, von der sich jeder bedrückt fühlte. Rösner war nicht erschienen. Frau Bercht saß stumm, in Gedanken versunken, in ihrer Sofa-Ecke; Ellen ebenfalls stumm, aber unruhig mit den Händen überall herumfahrend, auf einem Sessel; Schönaich hatte sich wieder in den tiefsten Schatten einer Fensternische zurückgezogen und schien sich allen Blicken verbergen zu wollen.

Felicitas, Burghard und Gerardus waren zusammengerückt; zu ihnen trat Clausthal. Nixenheim wird eine Kunststadt wie irgend eine, rief er; hier die Marionetten, im bayrischen Hofe die große Bühne und nun bekommen wir gar noch ein Garten-Theater, wo die dramatische Muse bei Bier und Tabak ihre Sprünge machen wird. Vielleicht geht von solch einer Spelunke die Regeneration der deutschen Bühne aus, denn von Coulissen wird dort nicht viel zu sehen sein; im Gegenteil, es wird zugehen wie bei den dramatischen Aufführungen an den indischen Fürstenhöfen, nur daß nicht Palmen und Granatbäume,

ſondern eine alte Hecke von Schwarzdorn und ein paar Brombeerſträucher den Hintergrund bilden.

Iſt es wirklich ſo, iſt die Genehmigung erteilt? fragte Bercht, deſſen Aufmerkſamkeit erregt worden war.

Ich habe keinen Grund daran zu zweifeln, erwiderte Clausthal.

Nun, ſo iſt das Schickſal der deutſchen Bühnen beſiegelt, denn das Beiſpiel wird Nachahmung finden. Dieſe Vaudeville-Theater ſind auf das niedrigſte angewieſen und ſie werden auch den Reſt vergiften, der bis jetzt noch im Volke geſund geblieben. Wie die Regierungen ſo kurzſichtig ſein können! Statt die Schauſpielertruppen auf das äußerſte zu beſchränken, laſſen ſie eine Vermehrung ins ungemeſſene zu; die Verderbnis wird wirken wie Hefenpilze und von unten nach oben dringen.

Iſt es nicht im Gegenteil zu billigen, bemerkte Clausthal, daß dem Volke Gelegenheit geboten wird, ſich für geringes Geld dieſelben Genüſſe zu verſchaffen, die in den großen Theatern nur zu hohen Eintrittspreiſen geboten werden?

Die Theorie ſtimmt nicht mit der Praxis, entgegnete Bercht; in dieſen Komödianten-Budén werden Schauſpieler und Publikum ſich um die Wette gegenſeitig immer tiefer in den Schmutz ziehen. Die Kunſt iſt Kaviar für die große Maſſe; aber auch für den Kunſtbegeiſterten iſt ſie nicht wie Schwarzbrot, das jeden Tag genoſſen werden kann; kommt ſie zu häufig auf den Tiſch, ſo verdirbt ſie den Magen. Darum ſind ſtehende Theater nur für große Reſidenzen mit großem Fremden-Zufluß angebracht, verderblich aber für jede Provinzialſtadt, auch für die größte, denn auch die größten können ſich nur einer kleinen künſtleriſchen Ge-

meine rühmen. Der zu häufige Genuß weckt den Überdruß und schließlich sind die Theater-Direktoren gezwungen, die raffiniertesten Mittel anzuwenden, um die Schaulust zu reizen und die Kasse zu füllen. Es giebt nur einen Weg der Erlösung: daß eine ganze Reihe von großen Städten zu einem theatralischen Bunde zusammentritt und jede einzelne sich bescheidet, daß sie erst nach längern Zeiträumen und auch dann nur auf kurze Frist das Theater in ihrer Mitte beherberge. Nur in diesem Falle ist es auch für die Provinzen möglich, tüchtige Künstler zu berufen und zusammen zu halten. Die lange Entbehrung aber wird das Hungergefühl wecken nach wirklichen Kunstschöpfungen, nach Werken von dramatischem Gehalt und dichterischer Schönheit, und man wird uns nicht mehr abspeisen dürfen mit dem verwerflichen Absud aus der französischen Küche.

Der Maschinist gab das Zeichen und Bercht eilte hinaus. Dann erscholl die Klingel, der Vorhang wurde aufgezogen und es begann:

Das Märchen von der Jungfrau Maleen.

(Halle im Königsschloß. Maleen, ihre Mutter, Falada treten auf.)

Die Mutter.

Nun ist die Hochzeitfahrt bereit,
Schon harrt am Thore das Geleit.
Das blitzt und glänzt im Sonnenschein,
Die Hörner schmettern lustig drein,
Die Rosse scharren mit den Hufen,
Ein Jauchzen überall und Rufen!

Daß du nun von mir ſcheiden mußt,
Du meines Alters Troſt und Luſt!
Daß ich dich nun muß laſſen gehn
Mein Kind, mein Töchterlein Maleen!
Mir iſt, als ſäh' am Wege kauern
Ein Unglück ich, und auf dich lauern.

Maleen.

Hab' Mütterlein nur guten Mut,
Wir ſtehen all in Gottes Hut!
Kein Ungemach kann uns berühren!

Die Mutter.

Diether, der junge, wird dich führen.
Ihn hat der Königsſohn geſandt.
Als treue Magd ſoll dir zur Hand
Falada ſtehen.

Maleen.

Nimmermehr.
Wie iſt ſie häßlich gar! — Sieh her! —
Wer's nicht gewohnt, dem macht es Grauen,
Die Häßlichkeit nur anzuſchauen.
Und wo ſie geht, die Raben fliegen
Und mit den Nachtigallen kriegen.

Die Mutter.

Laß ſie nur ihre Freude haben
An ihren ſchwarzen, wilden Raben.
Daß häßlich iſt ihr Angeſicht
Das hat fürwahr hier kein Gewicht.
Sie kann ja ſelber nichts dazu,
Daß ſie ſo ſchön nicht iſt wie du.
Falada, dir, du treue Magd,

Dir sei's befohlen und gesagt:
Hab' meines Kindes Acht mit Sorgen,
Am Abend und am lichten Morgen,
Zu jeder Stunde, daß bewahrt
Es bleib' auf dieser Hochzeitfahrt.

Kalada.

Wenn ehmals ich der Ruhe pflag:
Nicht will ich ruhen Nacht und Tag,
Nicht will ich ruhen Tag und Nacht,
Ich habe meiner Herrin Acht!
Nicht essen will ich und nicht trinken,
Ich will nur sehn nach ihrem Winken.
Nicht soll mein Aug' zum Schlaf sich senken,
Daß ihrer stets ich mag gedenken,
Und weckt mein Antlitz auch ihr Grauen,
Doch mag sie nur auf mich vertrauen!

Die Mutter.

Hab' Dank, du Gute, tausendmal!
Gemindert ist mir Angst und Qual,
Da ich nun weiß, du sorgst um sie.
Und so mit Gott von hinnen zieh,
Mein trautes Kind! durch seinen Schutz
Muß beugen sich des Teufels Trutz!
Fahr wohl, du junge, süße Braut!

Maleen.

Fahr wohl, fahr wohl, o Mutter traut!
(Maleen und ihre Mutter ab.)

Kalada.

Weckt Graun dir meine Häßlichkeit:
Fahr wohl, ich schaff' dir bittres Leid!

Fahr wohl, dies ist dein Leichenzug,
Und krächzend folgt der Raben Flug!
Hüt' du nur deine Nachtigallen
Vor meiner schwarzen Raben Krallen!
Das Krönlein, das dich sollte zieren,
Eh du es trägst, wirst du's verlieren,
Eh du ihn minnst, entrissen schon
Ist dir der junge Königssohn!
Ich selber will die Krone tragen,
Will mir den Hochzeitsmantel schlagen
Um diese Schultern, — selber gehn
In's Brautgemach! Hüt' dich Maleen!
(ab.)

Im Schlosse des Königssohnes.

Auf dem Turme.

(Der Königssohn und der Türmer steigen hinauf.)

Königssohn.

Sie ist's, — sie ist's! Ihr Hündlein springt
Vorauf dem Zug, zum Gruße schwingt
Diether das Schwert. —

Türmer.

Dich trügt dein Aug',
Nichts ist es als ein dürrer Strauch,
Nichts ist es als verwehend Laub.
O Königssohn, du wirst ein Raub
Der Ungeduld. Mein Aug' ist scharf,
Kein Pünktlein ihm entgehen darf.
Drum steig hinab' nur, Königssohn,
So bald sie kommt: mit lautem Ton
Laß ich mein gutes Horn erklingen,
Die frohe Märe dir zu bringen.

Königssohn.

Wär' nur ein Roß die Wolke dort,
Daß es mich trüg' im Fluge fort.
Weit übers Thal auf Wolkenwegen
Dem süßen Königskind entgegen!

(ab.)

Heerstraße. Diether, Falada treten auf.

Falada.

Willst du mir dienen?

Diether.

Immerdar!
Du hast mir's angethan fürwahr!
Es hat nicht Schönheit die Gewalt,
Als wie dein Antlitz mißgestalt.
Maleen ist wie der Tag, der licht
Durch gold'ne Morgenwolken bricht;
Du bist die Nacht, die ihn verschlingt,
Die finster aus der Tiefe dringt:
Und ist's mein eigenes Verderben,
Es soll Maleen noch heute sterben!

Falada.

Sie sterb', und was dein Herz begehrt
Von Weibesgunst, sei dir gewährt.
Wenngleich ich geh' den König frei'n:
Mein trauter Buhle sollst du sein,
In meinen Armen sollst du liegen! —
Sieh dort die schwarzen Raben fliegen.
Nun still, — sie kommt, — wie wir's bedacht,
So sei's in dieser Stund' vollbracht.

Maleen (kommt.)

Erstickend weht der Mittagshauch
Und nirgendwo nicht Baum noch Strauch,
Der Schatten gäb' auf meinen Pfad.

Falada.

Ich wüßte hier wohl guten Rat.
Laßt eu'r Gefolge fürbaß reiten.
Ein kürz'rer Weg geht hier zur Seiten,
Er führt euch sonder Mühe bald
In einen kühlen schatt'gen Wald,
Wo rings die klaren Quellen fließen
Und rings die Waldesblumen sprießen.
Die Waldeskühle wird euch laben.

Maleen.

Was schreien dort die schwarzen Raben?
Ich weiß nicht, was mir liegt im Sinn.

Falada.

Kommt, Herrin, nur, ich führ' euch hin.

(Alle ab.)

Im Walde.

(Ein Köhler und sein Bube treten auf.)

Der Knabe.

Was ist der Wald hier so finster! kein Sonnenstrahl bringt herein, der Platz ist verwünscht, Vater, laß uns hinweg eilen.

Der Köhler.

Geh' schon vorauf, Bub', und zünde den Meiler an, ich will nach Kräutern suchen derweil.

Der Knabe.

Was hier wächst, ist lauter Gift.

Der Köhler.

Wer das Glück hätte! hier soll das Kraut des Lebens wachsen.

Der Knabe.

Sieh' drüben.

Der Köhler.

Was gibt's?

Der Knabe.

Ein Nebelweib lauert hinter dem Baume her.

Der Köhler.

Dir kommt's nur so vor, es ist ein alter Ast mit fahlem Laub.

Der Knabe.

Ich sah ihre drohenden Augen. Und hier aus dem Erdloche, sieh nur, sieh, ein Kobold steckt seinen Kopf heraus, und eine große Spinne läuft ihm über das Gesicht.

Der Köhler.

Du hast recht, es ist nicht geheuer hier; ich finde das Kraut nicht, der Wald ist zu finster.

Der Knabe.

Hör' nur, wie es raschelt, überall schleicht es wie Schatten.

Der Köhler.

Hilf mir den Stein aufheben, es soll unter einem Steine wachsen.

Der Knabe.

Da schießt eine Kröte auf dich zu. Komm nur mit, — komm nur mit, — sieh, wie sie aufschwillt.

Der Rößler.

Wer kommt hinter uns den Wald herauf?

Der Knabe.

Sieh dich nicht darnach um, komm' nur, komm'!

(Beide ab. Maleen, Falada, Diether treten auf.)

Maleen.

Mir ist das Herz wie zugeschnürt!
Wohin hast du mich arg geführt?
Wo sind die kühlen Waldesschatten,
Wo sind die duft'gen Waldesmatten?
Die Bäume stehen schwarzbelaubt,
Es flirrt und schwirrt mir schwarz um's Haupt,
Die Raben auf den Zweigen hangen,
Am Boden kriechen Molch und Schlangen,
Und hinter mir ist's immerfort,
Als schlich mir lauernd nach der Mord!
Hilf mir, ein tückisch Dorngerank
Hält fest mich. Hilf, und habe Dank!

Falada.

Ich mußt' dir dienen lang genung,
Hilf selbst dir, Königstochter jung.

Maleen.

O falsche Magd, was sagst du mir?
Vor Angst vergehen muß ich schier
In diesem Wald voll Schreck und Graus.

Falada.

Nicht kommst du je aus ihm hinaus.

Maleen.

Was hebst du drohend deine Hand?

Kalada.

Thu' ab dein königlich Gewand!

Maleen.

Was will von mir dein gift'ger Blick?

Kalada.

Nun hat erfüllt ſich dein Geſchick,
Nun biſt in meine Macht gegeben, —
Thu' ab das Kleid, es koſt't dein Leben!

Maleen.

Wie deine Häßlichkeit ich ſeh':
Du biſt die Hölle, weh' mir, weh'!
Ihr, meine Diener auserkoren,
Zu Hülfe mir, ich bin verloren!
Zu Hülfe mir, herbei, herbei!

Kalada.

Antwort nur giebt der Raben Schrei.
Die Diener, die du rufſt, ſind weit,
Nun grau' vor meiner Häßlichkeit!
Ich reiß' den gold'nen Reif dir ab,
Ich reiß' dein golden Kleid herab,
Ich reiß' dir ab den gold'nen Schleier,
Daß er mir bei der Hochzeitsfeier
Soll dieſes dunkle Haupt bedecken,
Damit nicht jäh' erſtarr' vor Schrecken
Der Königsſohn! — An deiner Statt
Frei ich ihn ſelbſt, des Dienens ſatt.

Maleen.

Was thuſt du mir? Hört mich nicht Einer?
O ew'ge Huld, erbarm' dich meiner!

Falada.

Graut dir vor meiner Häßlichkeit?
Nun trag' dies nied're Mägdekleid,
Den groben Rock, die Mägdeſchuh':
Die Herrin ich, die Magd jetzt du!
Daß deiner Schönheit Glanz erbleiche
Bück' dich zu dieſem Krötenteiche,
Und waſch' dich mit der gift'gen Lache.

Maleen.

O Engel, der du ſchläfſt, erwache!
O hilf du mir in dieſen Nöten!

Falada (zu Diether.)

Wie ſie ſich bückt, ſollſt du ſie töten.
Beim gold'nen Haar will ich ſie packen,
Du ſtoß' das Schwert ihr in den Nacken!

Diether.

Wie du's geſagt, ſo iſt's gethan,
Ihr brechend' Aug' blickt ſcheu mich an.

Falada.

Es mögen ſich die Raben weiden
An ihrer Schönheit. Heil uns Beiden!
Komm Buhle ſüß, komm Buhle traut.

Diether.

Heil dir, du ſchwarze Königsbraut!
(ab. Der Köhler und ſein Knabe kommen zurück.)

Der Knabe.

Warum kehrſt du zurück?

Der Köhler.

Ich weiß selbst nicht. Hier soll das Kraut wachsen.

Der Knabe.

Wer es finden soll, findet es von ungefähr und darf nicht darnach suchen, so hörte ich die Märchenfrau sagen.

Der Köhler.

All' ihr Heiligen!

Der Knabe.

Was schreist du, Vater?

Der Köhler.

Da liegt eine Magd ermordet. Mir däucht, sie atmet noch, das Blut fließt noch rot den Nacken hinunter. Rauf frisches Gras, Bub', daß wir es auf die Wunde legen.

Der Knabe.

Hier, Vater, hier. Was sie schön ist! so bleich wie der Schnee, aber leuchtend wie die Sonne im Mai. Wer ihr helfen könnte!

Der Köhler.

Ihr ist geholfen. Sieh nur, das Blut hört auf zu fließen, du gewahrst die Stelle nicht mehr, wo sie verwundet worden. Gewiß hast du mit dem Grase das wundersame Kraut ausgerissen. Nun ist unser Suchen umsonst, denn es wächst nur einmal an dieser Stelle und hilft nur einmal.

Der Knabe.

Sie schlägt die Augen auf.

Der Köhler.

Wer bist du, arme Dirne, und wer hat dir das gethan? Ein Wunder ist es, daß du durch unsre Hand vom Tode genesen.

Maleen.

Ew'ge Gnade!

Der Köhler.

Sag' uns, wer du bist und woher du kommst?

Maleen.

Ich bin Maleen, eines Königs Tochter, und Falada, meine ungetreue Magd, hat mir das gethan. Helft mir!

Der Köhler.

Du sprichst ein Märlein; wo wäre eine Magd so frech? An deinen Kleidern sieht man's wohl, daß du selbst nur eine niedre Magd bist. Sie sind ganz zerfressen von dem schmutzigen Krötenwasser. Komm', du sollst das Köhlerkleid anziehen von meinem verstorbenen Töchterlein. Es war so groß wie du, wenn auch nicht so schön. Sag' uns deinen rechten Namen.

Maleen.

Mein Name ist Unglück.

Der Köhler.

Beim heil'gen Christ, so bist du recht genannt. Du kannst eine Weile in unserer Hütte ausruhen, dann wollen wir dir den Weg aus dem Walde zeigen. Gieb mir die Hand, Unglück!

(ab.)

Ein anderer Teil des Waldes.

(Diether, Falada kommen.)

Diether.

Du bist der Tod, du bist das Grab!
Noch einmal wirf den Schleier ab,
Daß mich erfüll' ein wildes Grau'n,
Laß mich dein furchtbar' Antlitz schau'n!
Deine Brüste sind wie Lilien weiß,
Dein Kuß ist wie die Hölle heiß,
Deine Arme sind wie weicher Flaum,
Dein Hauch ist wie des Weines Schaum!
In deiner Glut bin ich versunken,
Von deinem Hauche bin ich trunken!

Falada.

Komm' Buhle süß, komm' Buhle traut
Und küß' die Luft, vor der dir graut!
In diesen wilden Waldgehegen
Sollst du dein Haupt an meines legen;
Die Rasen dienen uns zum Pfühle,
Die Rabenflügel weh'n dir Kühle.
Sieh in der Luft die Raben schwirren,
Hör' in dem Busch die Tauben girren.

Diether.

Weh, lange harret deiner schon
Auf hohem Turm der König's sohn.

Falada.

Er mag noch harrend steh'n und sinnen,
Uns soll zur Lust die Zeit verrinnen.

Diether.

Und dein Gefolge harrend steht
Am Weg.

Falada.

Daß keiner uns verrät,
Send' ich es heute noch zurück.

Diether.

Komm, düstre Nacht, komm finstres Glück!
(ab.)

Heerstraße.

Maleen, in Köhlertracht, tritt aus dem Walde und wirft sich vor einem Heiligenbilde nieder, das am Wege steht.)

Maleen.

Am morschen Stamm du Heiligenbild,
Mein armes Herze überschwillt!
Ich winde mich und ring' die Hände
Ob ich bei dir noch Hülfe fände!
Wär' ich im Walde blieben tot!
Ich bin erwacht zu großer Not.
Mein Kopf ist wüst und wirr mein Sinn,
Es glaubt mir niemand, wer ich bin!
Die Füße woll'n mich nicht mehr tragen,
Hier sink' ich hin und muß verzagen!
O Mutter, Mutter, wüßtest du
Wie ich hier lieg', du fänd'st nicht Ruh'!
Säh'st du mich hier die Hände ringen,
Dir würd' vor Leid das Herz zerspringen!
O Liebster, Liebster! Weh uns Beiden!
Du stürbest, säh'st du hier mich leiden!

Ach, wüßteſt du, was mir geſcheh'n,
In Schmerzen würdeſt du vergeh'n!
Am morſchen Stamm du Heiligenbild,
Hilf du uns Allen, gnädig, mild!
(Das Gefolge kommt.)

Einer.

Wir reiten nach Hauſe. Maleen will es.

Ein Zweiter.

Was ſie nur dabei haben mag? Sie hüllt ſich ſo dicht in ihren goldnen Schleier, daß du nichts ſiehſt von ihrem ganzen Antlitz.

Ein Dritter.

Ich hatte mich auf die Hochzeit gefreut, auf den Schmaus, auf Spiel und Tanz. Wie bin ich jetzt froh, daß wir heimkehren. Es iſt eine wunderbare Änderung in ihrem ganzen Weſen vorgegangen. Als ich ihr vorüber ritt, war's mir, als könnt' ich nicht mehr atmen, und eher mußte aufjauchzen vor Luſt, wer ſie ſah.

Der Zweite.

Und wo nur Falada ſtecken mag? Sie iſt nicht aus dem Walde herausgekommen. — Sieh' da, eine Köhlerdirne vor dem Heiligenbild.

Der Dritte.

Mir iſt's, als wär's Maleen.

Der Erſte.

Maleen kommt. Sporn' dein Roß, Kurt. Fort, fort!
(Das Gefolge reitet vorüber. Falada, Diether treten auf.)

Kalada.

Sag' Diether mir, wer ist die Dirn'?
Die Wangen sieh, den Mund, die Stirn':
Das ist Maleen!

Diether.

Ein Köhlerkind.
Dich macht der jähe Schrecken blind.
Die Königsmaid liegt tot und kalt
Lang hingestreckt im finstern Wald.
Durch ihren Nacken drang dies Schwert:
Die Dirne hier ist unversehrt.

Kalada.

Ja, du hast Recht, — doch wunderbar
Gleicht sie Maleen, das ist ihr Haar,
Das niederfließt wie klares Gold,
In Ringeln über den Nacken rollt.
Das sind an ihren Augenliden
Die langen Wimpern!

Diether.

Laß in Frieden
Die Dirne ziehn.

Kalada.

Die Nachtigallen
Sind's in dem Baum.

Diether.

Schon vor den Krallen
Entfliehn sie deiner schwarzen Raben.

Falada.

Zum Dienſt will ich die Dirne haben,
Sie ſoll mir helfen bei dem Trug.
Bis dahin zieh' das Köhlertuch
Ich über's Haupt ihr und Geſicht.

Maleen.

Was willſt du mir? ich folg' dir nicht.

Falada.

So ſtirbſt du hier an dieſem Ort.

Diether.

Geh', mit Gewalt zieh' ich ſie fort.
(ab.)

Auf dem Turme.

(Der Königsſohn und der Türmer.)

Der Türmer.

Du verzehrſt dich, Königsſohn. Tag und Nacht muß Maleen reiſen, ſo weit iſt der Weg.

Der Königsſohn.

Ich bin nicht mehr ich, — meine Gedanken gehen irre. Kommt ſie nicht bald, ſo ſterb' ich. Mir iſt, als wollt' ihr eine Wölfin auflauern, oder drohte ihr ſonſt ein Unheil. Sieh hinaus, Türmer!

Der Türmer.

Geh' in deine Kammer, Königsſohn, du wirſt krank.

Der Königsſohn.

Sieh, ob du nichts erblickſt.

Der Türmer.

Weit, weit in der Luft, ein Zug von ſchwarzen Raben.

Der Königsſohn.

So iſt es Maleen nicht, — Nachtigallen begleiten ſie, Amſel und Droſſel.

Der Türmer.

Doch, Königsſohn, es iſt Maleen. Ich ſeh' ihren goldnen Schleier, und Diether erkenn' ich, der ſie begleitet; eine Köhlerdirne folgt ihnen.

Der Königsſohn.

Wär' ſie tauſend Meilen von hier! ich weiß nicht, was mir das Herz ſo ſchwer wird.

Der Türmer.

Geh ihr entgegen, Königsſohn.

(ab.)

Vor dem Thore.

(Volk.)

Einer.

Haſt du die Braut geſehen?

Zweiter.

Ja, durch den Schleier, ſie iſt ſchwarz und hat grasgrüne Augen. Der Totengräber ſagt, es wäre eine Meerkatze.

Erſter.

Wie kannſt du glauben, daß der Königsſohn eine Meerkatze freite?

Dritter.

Seltsam ist es, — wie sie vorüberzog, überkam mich ein Fröstеln, und die Köhlerdirne hinter ihr hörte ich immer still in sich hinein weinen. Sie trug das Haupt ganz verhüllt, aber es war, als ob eine Sonne durch das Tuch geschienen hätte.

Vierter.

Ihr Gefolge hat sie heimgeschickt, bloß Diether begleitete sie. Mir wurde ganz schauerlich. Kommt auf den Kirchweg, ehe das Gedränge zu groß wird.

(ab.)

Im Schlosse.

(Maleen, Falada.)

Maleen.

Weh mir, wie blickt ihr Auge gräßlich!

Falada.

Weil du bist schön und ich bin häßlich,
Und unverschleiert zur Kapelle
Die Braut muß ziehn von dieser Stelle,
Daß an dem sonnenlichten Tag
Ihr Antlitz jeder schauen mag:
Sollst du, als wärst du selbst Maleen,
Heut' an Jungkönigs Seite gehn;
Als wärst du selbst die Königsbraut,
Sollst du ihm werden angetraut,
Sollst tragen Perlen und Geschmeid',
Die goldnen Schuh', das goldne Kleid.
Doch magst du hüten deinen Mund,
Daß nicht ein einzig' Wörtlein kund

Dem Königssohn thu den Betrug,
Es schüf' dir bitt'res Weh genug.
Mit bloßem Schwert wird Diether schreiten
Allstündlich heut' an deiner Seiten.
Vergäßest dich ein einzig' mal,
Es träf' dich gleich sein scharfer Stahl.
Sinkt grau und schwarz die Nacht hernieder,
Bist du die Köhlerdirne wieder.
Was soll dein Weinen und Geschrei?

Maleen.

Ihr ew'gen Engel steht mir bei!
(ab.)

Auf dem Kirchhof.

(Gedränge.)

Einige.

Sie kommen, sie kommen!

Erster.

Wo hast du deine Augen gehabt, — eine Meerkatze? Ihr Antlitz ist lauter Glanz und Licht.

Elsbeth.

Ach, die schöne Königstochter! — Hör' wie die Pfeifer spielen.

Grete.

Das sind keine Pfeifer, das sind Nachtigallen. Wo kommen nur auf einmal alle die Nachtigallen her?

Elsbeth.

Ach, wie sie schön singen, — ich muß weinen, Grete.

Grete.

Hier fliegen sie durch den Tannenbaum, — auf allen Zweigen sitzen sie und lassen ihre Stimmen erschallen.

Elsbeth.

Mir klingt es durch's Herz, Grete.

Grete.

Durch die Rosen fliegen sie vor dem Heiligenbild, das hier am Wege steht.

Elsbeth.

Die ganze Luft ist lauter Gesang.

Grete.

Stell' dich zur Seite, die Königstochter schreitet auf den Tannenbaum zu.

Elsbeth.

Ach, wie sie schön ist!

(Maleen, der Königssohn kommen.)
(Diether hinter ihnen.)

Maleen.

Du Tannenbaum mit düst'rem Zweig,
Wie bist du jenem Baume gleich
Im düstern Wald, am Sumpfesrand,
Wo mich erschlagen Diethers Hand.
Weh, daß ich bin vom Tod genesen!
O Qual, dazu ich auserlesen!
O bitt'res Leid, o Gram und Pein,
Daß ich hier muß im goldnen Schein
Als falsche Braut vorüberziehn,
Da ich die rechte Braut doch bin;
Daß ich des Liebsten Hand muß fassen,
Muß ewig doch vom Liebsten lassen!

Der Königssohn.

Was spricht sie seltsam zu dem Baum?
Sie geht als wie in schwerem Traum.
(zu Maleen.)
Vorüberkomm', mein süßes Leben.

Maleen.

O du, vom Rosendorn' umgeben,
Am morschen Stamm du Heiligenbild,
Mein armes Herze überschwillt!
Wie gleichst du jenem Bild am Hag
Davor ich voller Schmerzen lag.
O wär' ich tot, wär' ich begraben,
So möchte wohl ich Ruhe haben!
Wie soll ich diesen Tag verwinden,
Wo soll ich endlich Ruhe finden?
Brich nicht entzwei, du Heiligenschrein,
Mein Herz laß brechen ganz allein!

Der Königssohn (für sich).

Was mag sie zu dem Bilde sprechen?
(zu Maleen.)
Laß mich die Rosen, Liebste, brechen
Zum Kranz für dich und duft'gen Strauß!
Da erst du tratest in mein Haus,
Mir war's, als käm' die finst're Nacht.
Nun ist der helle Tag erwacht.
Da du dein Antlitz mir enthüllt,
Wie ist mein Herz nun lusterfüllt!
O höre von den Zweigen schallen
Das helle Lied der Nachtigallen,
Am Wege sieh' die Veilchen blühen
Sieh' an dem Dorn die Rosen glühen!

Maleen.

Wüßt' ich nur, wie das enden ſoll,
Mein Herz iſt aller Schmerzen voll!
(ab.)

In der Küche.

Der Koch.

Das Haus iſt voller Gäſte, das Hochzeitseſſen ſoll angerichtet werden, und hier iſt noch alles zu rupfen, zu ſpicken, zu ſieden, zu kochen, zu brutzeln, zu braten! Die Mägde laufen hin, um die ſchöne Königstochter zu ſehen und laſſen mich hier allein wirtſchaften. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. — Trine, die Gans brennt, gieß' Waſſer zu!

Trine.

Muß erſt Waſſer holen.

Der Koch.

Heil'ger Chriſt, in der Weil' iſt ſie zu Aſche geworden.

Jutte.

Da ſitzt ein Rabe auf der Rehkeule.

Der Koch.

Das verdammte Tier! — und hier fliegen ſie um das Lammsviertel. Nehmt die Beſen, nehmt die Schaufeln und hinter den Raben her!

Jutte.

Sie hocken auf dem Geſims, Meiſter Koch, und krächzen dich an.

Der Koch.

Wirf ihnen die ſchwarzen Schädel entzwei.

Trine.

Der Topf läuft über, alles ins Feuer!

Der Koch.

Laß ihn überlaufen. Komm Trine, komm Jutte! Allesamt auf die Raben! Hinaus mit den Raben!

(ab.)

Im Schloſſe.

Maleen (kommt).

Nun bin ich wieder Köhlerdirn'.
Mein armer Kopf, mein armes Hirn!
O ſchwere Laſt, die auf mir liegt!
O ihr Gedanken, die ihr fliegt!
Am blühn'den Dorn ſtand er gebückt,
Da er die Roſen mir gepflückt!
In herber Luſt, in ſüßen Schmerzen
Trag' ich ſie nun an meinem Herzen,
Ich trag' ſie unter'm Tuch verſteckt,
Daß ſie Falada nicht entdeckt!
Wenn in der Nacht beim Mondenſchein
Ich einſam ſitz' im Kämmerlein,
Will ich mit Thränen ſie begießen,
Daß ſie auf's neue ſich erſchließen,
Will jedem Worte ſinnen nach
Das zu mir ſeine Lippe ſprach,
Ach, und will denken alle Stund'
Wie er geküßt hat meinen Mund! —
O ihr Gedanken, die ihr fliegt,
O ſchwere Laſt, die auf mir liegt!

(Falada und Diether kommen.)

Diether.

Sprich, Nacht und Graus, was ſoll ich thun?

Kalada.

Ich kann nicht eher, Diether, ruh'n,
Bis dieſer Dirne iſt geſcheh'n,
Wie in dem finſtern Wald Maleen!
Iſt ſie entſchlummert dieſe Nacht,
Dann ſchleich' in ihre Kammer ſacht',
Und eh' ſie fährt vom Schlafe auf,
Und eh' ſie ſchreit, bis an den Knauf
Stoß' ihr das Meſſer in die Bruſt!

Diether.

Es macht der Mord mir wilde Luſt!
Ich weiß noch gut der Zeit zu denken,
Daß ich kein Mücklein konnte kränken.

(Der Königsſohn tritt auf.)

Der Königsſohn (für ſich).

Mir iſt, als wäre ich verirrt!
Wie ſchwer das Herz mir wieder wird!
Da durch den Gang hierher ich ſchritt,
Die Köhlerdirn' vorüberglitt;
Weiß nicht, warum ich ſtehen blieb
Als wär' ſie gar mein trautes Lieb,
Weiß nicht, warum ich folgen müſſen.
Könnt' ich ihr Mund und Wangen küſſen,
Könnt' ich ihr küſſen Aug' und Stirn'!

Kalada.

Was hängt dein Blick an dieſer Dirn'?

Der Königssohn.

Es ſtrömt von ihr wie Roſenduft,
Und wo du ſtehſt, iſt Grabesluft!
Mein Herz iſt krank, du ſollſt es heilen.
Daß dieſe Nebel ſich zerteilen,
Laß ſchau'n mich deine Schönheit licht,
Zieh' deinen Schleier vom Geſicht.

Falada.

Sie ſchüf' dir Grau'n und ſchüf' dir Qual!
Wenn finſter ſinkt die Nacht zu Thal,
Daß wir die Nacht, die finſt're, feiern,
Will meine Schönheit ich entſchleiern.

Der Königssohn (für ſich).

Mir iſt, als wollt' das Herz erſtarren!
(zu Falada.)
Was ließeſt du am Weg mich harren?
Du gingſt als wie in ſchwerem Traum, —
Was ſprachſt du zu dem Tannenbaum?

Falada.

Zum Tannenbaum?

Der Königssohn.

Da in den Zweigen
Du ſtandeſt, ſah ich tief ſich neigen
Dein Haupt, den Schmerzen hingegeben.
Was ließ dich ſo zum Tod erbeben?

Falada (für ſich).

Will dieſe Dirne mich verderben?
Sie ſoll noch dieſe Stunde ſterben!

Der Königssohn.

Was war es nur?

Falada.

Nicht frage mehr,
Gestört ist mir das Haupt zu sehr,
Was ich gesprochen, weiß ich kaum.
(zu Maleen.)
Was sprachst du zu dem Tannenbaum?

Maleen.

Ich sprach zum Baum mit düst'rem Zweig:
Wie bist du jenem Baume gleich,
Im düstern Wald, am Sumpfesrand,
Da mich erschlagen Diethers Hand!

Falada.

Hör' auf, hör' auf! ich find' nicht Rast!
Dir selbst den Tod gesprochen hast!
Hör' auf, hör' auf, verruchte Brut!
Hör' auf, es kostet dir dein Blut!

Der Königssohn (für sich).

Wie eisig weht der Grabeswind;
Was hat sie mit dem Köhlerkind?
(zu Falada.)
Und da du sah'st am Stamme ragen
Das Heiligenbild: mit Schrei'n und Klagen
Was hast du zu dem Bild gesprochen?
Die Rosen, die ich dir gebrochen
Vom blüh'nden Dorn zu Kranz und Strauß,
Wo sind die Rosen? (für sich.) Welcher Graus!
Ihr Aug' blickt durch den Schleier wild!

Falada.

Ich weiß von keinem Heiligenbild,
Ich weiß von deinen Roſen nichts.

Der Königsſohn.

O Engel ihr des ew'gen Lichts,
So biſt du nicht die rechte Braut!
Wer biſt du Weib, vor dem mir graut?

Falada.

Ich weiß von keinen Roſen rot.
(zu Maleen.)
Die Roſen gieb! Es iſt dein Tod!

Maleen.

In herber Luſt, in ſüßen Schmerzen,
Verborgen trag' ich ſie am Herzen.
Ich laß' ſie nicht!

Falada.

Nun iſt's vorbei!
Hörſt du der Raben wilden Schrei?
(zu Diether.)
Ich will die gold'nen Haare packen,
Du ſtoß' das Schwert ihr in den Nacken!

Maleen.

Mein Liebſter! — Weh! — Zu Hülfe mir!

Der Königsſohn.

Wer biſt du, Weib? — Hinweg von ihr!
Ich reiß' den Schleier dir herab!
Weh mir, der Tod! — Weh mir, das Grab!

Verweſung unter'm Leichentuch!
Zur Hölle fahr' für den Betrug!
Ihr nach zur Hölle, falſcher Knecht!
Zur Hölle fahr' dein ganz Geſchlecht!
(er erſticht Falada und Diether.)

Maleen.

Die Raben, — ſieh! die ſchwarzen Raben!

Der Königsſohn.

Sie wollen ihre Beute haben!
Sie packen auf die beiden Leichen
Und ſchweren Fluges ſie entweichen
Durch's off'ne Fenſter.

Maleen.

Heil'ger Chriſt!

Der Königsſohn.

Und du, o ſag' mir, wer du biſt!
O daß mein Ahnen ſich erfülle!
Nimm weg vom Haupt die ſchwarze Hülle
Und laß mich in dein Antlitz ſeh'n;
Du biſt's, du biſt's, — du biſt Maleen!

Maleen.

Mein Herz iſt aller Freuden voll, —
Nicht weiß ich, was ich ſagen ſoll.

Der Königsſohn.

Mein ſtummes Glück!

Maleen.

In ſüßen Träumen
Geh' ich dahin. Hör' in den Bäumen
Vor Luſt die Nachtigallen ſingen.

Der Königssohn.

Nun muß uns alles wohl gelingen!
Die Thüren auf, — die Thore auf!
Da strömt herein der ganze Hauf,
Und Alt und Jung in froher Eil'.

(Edelherren und Edelfrauen dringen herein und füllen den ganzen Raum.)

Herren und Frauen.

Die Hörner blas't — Heil ihnen, Heil!

Die Gesellschaft erhob sich. Unschlüssig in ihrem Urteil suchte sie nach einer Verständigung und forschte nach dem mythologischen Grunde, aus dem das Märchen emporgewachsen sei. Doktor Bercht war eben im Begriff, seine Meinung näher zu begründen, daß der alte Kampf des Winters mit dem Frühling sich hier in einer neuen Form dargestellt finde, als eine Magd die Thür öffnete, nach Herrn Schönaich fragte und ihm einen Brief einhändigte, den seine Frau geschickt hatte. Er öffnete ihn; über dem Lesen fing er an zu wanken und sank dann halb bewußtlos auf den Stuhl zurück. Ellen stieß einen Schrei aus. Helfen Sie, er stirbt! rief sie Doktor Bercht zu. Alle gerieten in Aufregung und drängten sich um ihn. Beruhigen Sie sich, meine Verehrtesten, sprach Bercht, es hat nichts zu bedeuten; der Spiritus des Riechfläschchens wird unserm Freunde seinen eigenen Spiritus wiedergeben; und in der That genügte der stechende Dunst der kleinen Phiole, die Bercht hervor holte, um ihn sofort aus seiner Betäubung zu erwecken. Mittlerweile hatte Ellen den Brief aus seiner

Hand genommen. Armer Herr Schönaich, rief sie, diese Nachricht hätte freilich auch ein Gemüt von härterem Stoff außer Fassung bringen können. Wie vortrefflich dieser Herr Werner es mit Ihnen meint! Sie selbst und wir alle können uns bei Fräulein Felicitas bedanken, deren freundliche Fürsprache das unmöglich scheinende erreicht und die karge Hand eines Nixenheimer Kaufherrn für Sie geöffnet hat!

Man drängte sich mit Fragen heran, was der Brief bedeute und hörte nun, daß die Autorität, an welche sich Werner mit den Entwürfen Schönaichs gewandt, ein Künstlername, der in jener Zeit zu den berühmtesten gehörte, sich mit einer bedingungslosen Anerkennung ausgesprochen, ja sogar die Überzeugung geäußert habe, daß Schönaich, wenn seine schöpferische Kraft in demselben Maße wachse, wie bisher, unsre Zeit direkt mit der Periode der großen Italiener des sechszehnten Jahrhunderts verbinden würde. Auf dieses Urteil hin hatte sich Werner bereit erklärt, das Versprechen, das er Felicitas gegeben, im vollem Umfange zu erfüllen; in dem beigelegten Aktenstück waren die Summen ausgedrückt, zu deren Zahlung er sich verpflichtete. Schönaich hatte nach dieser Nachricht, welche so überraschend kam und bestimmt war, einen so tiefen Einschnitt in sein Leben zu machen, der Sammlung, der Ruhe und der Ordnung seiner Gedanken nötig. Er verabschiedete sich, von Doktor Bercht selbst dazu gedrängt. Ellen folgte ihm auf dem Fuße und zog ihn in ein Seitenzimmer. Du wirst diesem Herrn Werner seinen Bettlerpfennig vor die Füße werfen, rief sie.

Die Summen sind reichlich bemessen, sie würden mehr als genügen, erwiderte er.

Können sie dich von dem Weibe befreien, das in

seiner Beschränktheit nicht einmal dulden wird, daß du deinem Künstlerberufe folgst? Ich selbst aber weiß jetzt, wer unsre Feinde sind. Das ist er zunächst, der sich vor allen deinen Freund nennt und dem ich die lügnerische Larve vom Gesicht reißen will!

Wen meinst du? fragte Schönaich.

Gerardus! rief sie heftig. Ich weiß, du hast kein Geheimnis vor ihm und nun will er mir den Weg verlegen. — Dann diese schiefäugige Schöne, hinter der er herläuft und die er bewundert. Und du fühlst nicht, wie du dich erniedrigst, indem du nach dem Almosen deine Hand ausstreckst, und diese Erniedrigung deiner Schöpferkraft die Flügel knicken wird, daß sie im Sumpfe stecken bleibt? Und du glaubst, nachdem es so weit zwischen uns gekommen, daß du mich abschütteln könntest wie eine käufliche Dirne? Wenn dein Name einen Abschnitt in der Kunstgeschichte bilden soll, dann weiß ich, daß du diese Höhe nur erklimmen wirst durch mich, und ich will dir meinen ganzen Ehrgeiz gestehen, daß dein Name auch den meinen in die Unsterblichkeit tragen soll. In deiner Furchtsamkeit hast du mich selbst hingehalten von einem Tag zum andern; ich fühle etwas von der Lady Macbeth in mir und nichts soll mich jetzt hindern, die Lösung gewaltsam herbeizuführen.

Was willst du thun? rief Schönaich mit verstörtem Blick. Er fühlte eine neue Ohnmachts-Anwandlung, warf sich auf einen Stuhl, schloß die Augen und hielt die Hände gefaltet, wie flehend, vor sich hin.

Süßer! Lieber! hab' ich dich erschreckt? Sie schlang ihre Arme um ihn und in einem Ausbruche wilder Leidenschaftlichkeit bedeckte sie sein bleiches Gesicht mit brennenden Küssen.

Schönaich, als er in seine Wohnung zurückkehrte, befand sich in solcher Aufregung, daß seine Frau in die höchste Angst geriet. Er bat sie, sich zur Ruhe zu begeben, da er allein zu sein wünsche, mehr in dem Tone eines rauhen Befehls als einer Bitte. Sie folgte in ihrer Verschüchterung seinem Wunsche, ohne ein Wort der Frage an ihn zu wagen, aber es kam kein Schlaf über ihre Augen. Erst spät in der Nacht suchte er selbst seine Ruhestatt auf. Mit fiebernbem Blut und klopfendem Herzen hielt sie sich totenstill. Er sprach immerfort vor sich hin, doch konnte sie nichts davon verstehen, wie sehr sie sich anstrengte. Nachdem er sich entkleidet, löschte er das Licht aus und legte sich zu Bette. Sein Atem ging sehr rasch; oft richtete er sich auf, mit allen Zeichen der Beklemmung, und begann dann auf's neue seine unverständlichen Selbstgespräche. Gegen Morgen schien er in einen leichten Schlummer zu fallen. Frau Schönaich erhob sich, so leise sie nur konnte, um ihren häuslichen Geschäften nachzugehen und fand auf dem Tische das Schreiben Werners offen liegen. Sie las und las wieder, sie glaubte nicht zu verstehen und buchstabierte jedes Wort; endlich war kein Zweifel und ein lauter Schrei des Dankes entrang sich ihrer Brust. Nun kannte sie den Grund seiner Aufregung, nun mußte alles gut werden. Sie besorgte ihre Arbeiten, scheuerte das Küchengeschirr und bereitete das Frühstück, indem sie dazwischen das alte Lied des Glaubens und der Zuversicht von Georg Neumark anstimmte:

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Aber es übte nicht die gewohnte Wirkung. Schienen die Versprechungen des Herrn Werner sie der irdischen Sorge zu entheben, so drängten sich ihr wieder jene seelischen auf, daß

alle Kunst vom Teufel sei und ihre Verlockungen jetzt erst recht Schönaich von dem Pfade des Heils ablenken würden. Sie machte, wie jeden Morgen, unter Seufzen den Tisch für das Frühstück fertig; wie jeden Morgen offenbarte sich dabei auch heute ihr Mangel an allem Gefühl für das gefällige und schickliche, indem sie Teller und Tassen, die nicht zu einander gehörten, in aller Unordnung auf den Tisch schob, ohne vorher ein weißes Tuch darüber zu breiten. Wie sie mitten im wirtschaften war, trat Schönaich aus der Schlafkammer, zum Ausgehen bereit, den Stock in der Hand und den Hut auf dem Kopfe. Die Gnade Gottes sei mit mir! rief Frau Schönaich, die sich über sein bleiches und krankes Aussehen entsetzte, wohin willst du, nüchtern, ohne Speise und Trank?

Ich muß fort von hier, erwiderte er.

Ist es wegen des Briefes des Herrn Werner, den ich auf dem Tische fand? fragte sie; enthält er nicht die Erfüllung von allem, was du je gewünscht? und der Herr wird mit dir sein, daß deine Kunst dich nicht in die Schlingen des Bösen führt.

Schönaich lachte bitter auf. Ellen hat recht, ich würde untergehen mit ihr, sprach er halblaut zu sich selber; dann antwortete er kurz: das Werner'sche Anerbieten kommt zu spät; das ist nicht das Mittel, das mich befreit, es giebt ein anderes.

Frau Schönaich blieb wie erstarrt stehen, Augen und Mund öffneten sich weit vor Schrecken, dann stürzte sie in die Schlafkammer und Schönaich hörte, wie sie sich, nach ihrer Gewohnheit in schweren Augenblicken, auf die Kniee warf und zum Himmel empor schrie. Dann wurde es still. Er selbst blieb unbeweglich stehen, die Hand auf die

Stuhllehne gestützt. Sein Gehirn war betäubt; tausend Gedanken, ganz gleichgültige, unzusammenhängende, flogen wirr durch seinen Kopf, wie um den einen furchtbaren zurück zu drängen, den er sich fürchtete auszudenken. Da öffnete sich die Thür und seine Frau trat wieder herein, gefaßt, ruhig, das Antlitz fast heiter. Es lag etwas von jenem Ausdrucke darauf, der ihn als Knaben mit solcher heimlichen Gewalt angezogen hatte. Sie trat zu ihrem Manne. Nun höre mich an, lieber Wolfgang, sprach sie, ich weiß es wohl, welches Mittel du im Sinne hast, das dich befreien soll. Ich habe mit mir gerungen und habe überwunden mit der Kraft des Höchsten. Als ich an jenem Morgen zu dir trat und dich anflehte, mich vor Schande zu bewahren, da that ich vielleicht ein Unrecht; es wäre besser gewesen, ich hätte die Schande auf mich genommen, den Spott und Hohn der Welt ertragen und nur gesucht, Vergebung bei dem zu finden, der unser aller Vater ist. Aber ich war voll Verzweiflung und sah in dieser Verzweiflung nur ein elendes und schreckliches Ende vor mir, wenn du mich nicht errettetest. Daß ich so viel älter sei an Jahren und darum alle Schuld allein auf mein Haupt falle, daran dachte ich nicht; ich dachte nicht, daß du aus dem Knaben, dem ich fast eine Mutter, und aus dem Jüngling, dem ich eine ältere Schwester war, zum Manne wachsen würdest, ach, und daß ich in meiner Beschränktheit außer Stande wäre, deinen Geist zu verstehen. So sind wir auf eine traurige Weise zusammen gekommen und uns mit jedem Tage fremder geworden, statt daß unsre Seelen sich zu einer verschmolzen hätten, wie es in einer gottesfürchtigen Ehe sein soll. Das aber, lieber Wolfgang, mußt du von mir wissen, daß in allem Kreuz und allen Widerwärtigkeiten, die über uns verhängt

worden ſind, mein Herz ſtets voller Liebe war für dich, und aus dieſer Liebe will ich dir ſelbſt das Wort ſagen, das nun ſchon Tage und Wochen nicht anders über deine Lippen will, als wenn du laut in deinem Schlaf und deinen Träumen redeſt. Da habe ich es zuerſt von dir gehört und habe gemeint, ſterben zu müſſen; nun iſt es vorbei und ſo höre nun, lieber Wolfgang: wir müſſen uns trennen, denn die Feſſel, von der du dich befreien willſt, und wie ich es wohl empfinde, auch befreien mußt, das bin Ich. — Sie ſchwieg. Schönaich wollte erwidern, er konnte nicht; ſie ſah, wie es in ihm arbeitete; ſein Atem flog, die Bruſt wogte auf und ab, das Geſicht bedeckte ſich jeden Augenblick mit glühender Röte, dann wieder mit Totenbläſſe. Endlich ſchien er das Wort gefunden zu haben; er öffnete den Mund; da auf einmal ſchoß ein gewaltiger Blutſtrom zwiſchen den Lippen hervor, überflutete ſeine Kleider, den Stuhl, den Tiſch, die Erde. Er wankte und ſtürzte bewußtlos zu Boden. Frau Schönaich rief mit lautem Weinen um Hülfe. Die Hausbewohner drängten ſich hinzu; ſie fanden eine Leiche, die ſie aufhoben und behutſam in die Schlafkammer trugen. Nun bitte ich euch um der Liebe Chriſti willen, ſprach Frau Schönaich, immerfort weinend, doch mit großer Ruhe, zum Arzt zu ſchicken und mich auf einen Augenblick mit ihm allein zu laſſen. Während die Männer und Frauen ſich entfernten, wurde ein Brief abgegeben. Frau Schönaich nahm ihn an; die Handſchrift war ihr unbekannt. Sie ging in die Schlafkammer, deckte ein großes Leintuch über den Körper ihres Mannes, kehrte dann in die Stube zurück, öffnete den Brief und las. Er war von Ellen, welche die heftigſten Vorwürfe gegen Frau Schönaich ſchleuderte,

rücksichtslos das eigene Verhältnis zu Schönaich aufdeckte und ungestüm die Ehescheidung forderte, damit sie selbst in die Rechte der Frau eintreten könne. Nachdem sie den Brief gelesen, faltete sie ihn wieder zu und legte ihn auf den Tisch, so ruhig, als wenn sie gar nicht davon berührt worden wäre. Vergieb uns unsre Schulden, sprach sie leise, indem sie die Hände faltete und nach oben blickte. Dann wandte sie sich wieder nach dem Totenzimmer. Als sie eben die Hand an den Thürgriff legte um zu öffnen, hörte sie über den Gang einen schnellen Schritt und das Rauschen eines seidenen Kleides. Unmittelbar darauf wurde die Küchenthüre, dann die Stubenthüre aufgerissen und herein trat sie selbst, Ellen, mit einem verderbendrohenden häßlichen Antlitz. Ich habe Ihnen geschrieben, Frau Schönaich, rief sie, Sie werden meinen Brief empfangen haben. Ich bin zu ungeduldig, um lange auf Antwort zu warten, und da ich noch heute die Entscheidung herbeizuführen wünsche, so bin ich selbst gekommen, um die Angelegenheit mit Ihnen zu ordnen.

Mein liebes Fräulein, warum eilen Sie so? erwiderte Frau Schönaich in ihrem langsamen, ruhigen und gleichmäßigen Tone. Sie wissen doch, daß nichts geschehen kann, ohne den Willen des Herrn. — Ellen stampfte mit dem Fuße. — Freilich habe ich Ihren Brief erhalten, fuhr Frau Schönaich fort, aber ich will nicht darauf erwidern, auch würde ich Ihnen nicht das Recht einräumen können, über mich zu Gericht zu sitzen. Habe ich gefehlt, dann ist Gott allein mein Richter und zu seinen Füßen lege ich meine ganze Sache.

Was soll das? rief Ellen.

Seine Wege sind wunderbar, mein liebes Fräulein,

fuhr Frau Schönaich fort; wenn mein Mann mit Ihnen sein Glück und den Weg nach dem Ruhm gefunden hätte, wie Sie schreiben: ich würde zurückgetreten sein und mich auf das tiefste erniedrigt haben, nur damit er erhöhet würde; aber ich fürchte, wenn Sie jetzt wieder mit ihm zusammenkommen, werden Sie nichts mehr von ihm wollen und mir meine Rechte nicht streitig machen.

Das ist ein müßiges Gerede, das zu nichts führt, rief Ellen; wo ist Herr Schönaich? ist er ausgegangen? wann kommt er zurück? oder ist er hier im Hause, so will ich ihn sprechen.

Er ist hier, aber Ihre Schwüre werden ihn nicht mehr bethören, sprach ruhig Frau Schönaich; folgen Sie mir.

Sie öffnete die Thür zum Schlafgemach und trat hinein, Ellen hinter ihr her. Wo ist er, wo? rief diese.

Warten Sie, ich rufe ihn, treten Sie hierher.

Die Frau ist aberwitzig, dachte Ellen und stellte sich mit mitleidigem Lächeln an die Mitte des Bettes, als Frau Schönaich plötzlich das Leintuch zurückschlug und ihr nun die gebrochenen glasigen Augen Schönaichs aus dem blutüberströmten Gesicht entgegenstarrten. Sie stieß einen Schrei aus, der durch das ganze Haus gellte und stürzte hinaus, als würde sie von einem Heere hölliſcher Geister verfolgt. Beim Ausgange eilte Doktor Bercht mit großen Schritten an ihr vorüber in das Haus hinein. Sie warf sich in seinen Wagen, der vor der Thüre stand: Fort! fort! nach Hause! rief sie dem Kutscher zu, der auf die Pferde losschlug, daß sie in rasender Hast davonstürmten.

Die Todesnachricht hatte Gerardus auf das tiefste erschüttert. Wie früher sein verstorbener Freund war er jetzt selbst wie unsinnig, mit dumpfem Haupt, durch Feld und Busch gelaufen. Die Natur hatte keine tröstende Sprache für ihn. Der Herbst nahte und er sah in den welkenden Blumen und fallenden Blättern immer auf's neue die Zeichen der Vernichtung. Er fühlte, daß er wieder unter Menschen müsse, daß er ein Herz nötig habe, dem er das seine öffnen könne: so faßte er einen kurzen Entschluß, kehrte nach Nixenheim zurück und ging geradesweges in das Ehrentraut'sche Haus. Felicitas kam ihm entgegen und reichte ihm beide Hände hin. Armer Freund, rief sie weinend, wer wird die Lücke in Ihrem Leben ausfüllen? Ihre Stimme war ihm wie Himmelsklang: er vermochte nicht zu antworten, sie aber hielt seine Hand gefaßt und führte ihn nach oben, wo er Doktor Bercht antraf, der die Hülfe des Fräuleins für die hinterlassene Witwe angesprochen hatte, da diese schon wegen ihres kritischen körperlichen Zustandes zu allen Besorgungen, die der Tote ihr auferlege, unfähig sei.

Wo ist Ellen? fragte Gerardus.

Fort, über alle Berge; dem Teufelsfrauenzimmer wurde die Hölle zu heiß, die es selbst hier angezündet.

Gerardus hörte nun, daß sie, kaum zu Hause angekommen, alle ihre Sachen zusammengerafft und eiligst zum Bahnhofe hätte schaffen lassen, wo gerade ein Zug zur Abfahrt in der Richtung nach ihrer Heimat bereit gestanden habe. So sei es ihr möglich geworden, sofort abzudampfen; sie habe nichts weiter zurückgelassen als ein kurzes Wort des Abschiedes auf einer Karte. — Felicitas erklärte sich zu allem bereit, womit sie Frau Schönaich unterstützen könne. Der

Tod des armen Kerls geht mir näher als ich dachte, sprach Bercht; das Leben hat unbarmherzig genug auf ihn losgeschlagen, dazu kam das eigene Feuer, das ihn verzehrte. Nun ist er glücklich aller Plackerei los; wir, die wir noch mitten drin sitzen, helfen ihm nicht, wenn wir die lustigen Stunden vertrauern. Schreiben Sie uns für den nächsten Abend ein neues Ding, Gerardus, das uns aufheitert.

Ich finde nicht die Stimmung dafür, erwiderte dieser.

Was es sei, irgend etwas; wir müssen in der Gewohnheit bleiben.

Felicitas hatte den Hut aufgesetzt, um sich zur Frau Schönaich zu begeben. Dem armen Weibe thäte eines not, rief Bercht.

Und was? fragte Felicitas.

Ein Pate für das Kind, das sie im Begriffe ist der Welt zu schenken, der es weicher bettete, wie es dem armen Schönaich geschehen ist.

Es giebt einen solchen, aber ich würde es für Sünde halten, ihn herbeizuwünschen, sagte Felicitas.

Gerardus bat, sie in das Haus seines toten Freundes begleiten zu dürfen, was sie gestattete, und so nahmen Beide von Doktor Bercht Abschied, der sich an seinen Wagen begab. Von der Straßenecke her sah er die alte Theater-Dienerin keuchend auf sich zuhumpeln und ließ deshalb den Kutscher noch halten. Herr Doktor, Herr Doktor! rief sie ihm schon aus der Ferne zu; dann, wie sie vor ihm stand, verzog sie ihr gelbes und runzliges Gesicht zu einem scheußlichen Grinsen: Ei, Sie glücklicher, wenn Sie wüßten, wie sich das Püppchen nach Ihnen sehnt; aber sie ist ausgebeten heute und hat Ströme von Thränen darüber vergossen, — nein, Sie hätten das Kind sollen wei-

nen sehen! Nun, morgen, das ist nicht lang, morgen wird es Sie dafür entschädigen. Bald hätt' ich's vergessen: hier ist ein Briefchen für Sie, voll von Liebesschwüren, will ich wetten. Soll ich Ihnen einen Rat geben, Herr Doktor? Sie sind zu blöde. In den jungen Jahren haben die Schönen gern, wenn man dreist zugreift, — nur dreist — nur dreist! Sie lachte und humpelte fort. Bercht hatte den einen Fuß auf dem Trittbrett seines Wagens stehen. Er riß das Briefchen auf und las und las; sein Gesicht verfärbte sich, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen wie schwarze Gespenster. Dirne! Dirne! rief er, daß der Kutscher sich erschrocken nach ihm umsah. In seinem Eifer hatte er zuerst die Aufschrift des Briefes nicht beachtet; nun sah er, daß er nicht an ihn, sondern an den Herrn von Farnese gerichtet war und der Inhalt offenbarte ihm, was jedes andere Auge schon längst erkannt hatte, nur sein verblendetes nicht: das vertrauteste Verhältnis zwischen beiden. Jedes Wort mußte ihn kränken; sie machte sich lustig über ihn; er wurde nur ertragen, um ausgebeutet zu werden. — Die Alte kam zurück mit allen Zeichen äußersten Schreckens. — Ich habe mich vergriffen, Herr Doktor, rief sie, es wird doch kein Unglück geben; hier ist der Brief an Sie. — Nein Alte, rief Bercht, es giebt nur eine Komödie; wir haben das so abgesprochen: heute ist er bei ihr an der Reihe, morgen ich. Er faltete den Brief sorgfältig wieder zu: Da, nimm ihn und verplappere dich nicht, so wird er gar nicht merken, daß die Zärtlichkeiten schon von mir gelesen worden sind. Sie wollen eine Bowle zusammen trinken; vielleicht komme ich unverhofft und bin mit von der Partie. Die Alte sah ihn mit lauerndem Blicke an: Ich werde mich in Acht nehmen, Herr Doktor, rief sie

und murmelte dann zwiſchen den Zähnen: einmal in meinem Leben habe ich ein ſolches Geſicht geſehen: da ſetzte es Blut. — Sie eilte davon, ſo ſchnell ſie es vermochte. Bercht ſprang in ſeinen Wagen, die kleinen Ungarpferde griffen aus und bald war er mitten in ſeinem ärztlichen Beruf, der ihn auf ein Paar Stunden zerſtreute. Endlich kam der Abend, die Zeit, auf welche ſie Farneſe zu ſich beſtellt hatte. Bercht nahm ein Paar Piſtolen, lud ſie und ſteckte ſie in ſeine Rocktaſche: er ſoll ſich auf ihrem eigenen Zimmer mit mir ſchlagen und ich will ihn niederſchießen wie einen räudigen Hund! — oder er mich, — einerlei. Mit großen Schritten ging er auf ihre Wohnung zu, die bald erreicht war. Die Hausthüre ſtand auf. Um ſo beſſer, ſprach er, ſo hören ſie nicht, daß ich komme. Behutſam, auf den Zehen, ſtieg er die Treppe hinan, taſtete ſich über den unbeleuchteten langen Gang und ſtand nun mit keuchendem Atem und den Kopf voll Mordgedanken vor ihrer Thüre. Mit wildem Ruck ſtieß er ſie auf, prallte aber, als hätte ihn ein Schlag getroffen, mit lautem Fluche zurück, da er nicht fand, was er ſuchte: er ſtarrte in ein dunkles und leeres Zimmer. Eine Magd kam mit Licht. Wo iſt das Fräulein? er brachte die Frage nur mühſam hervor. Plötzlich abgereiſt mit Herrn von Farneſe, erwiderte ſie, indem ſie in das Zimmer trat und die Lampe auf den Tiſch ſtellte. Sie wollte eben beginnen, alles umſtändlich zu erzählen, als ſie von ihrer Herrſchaft herunter gerufen wurde. — So hat die alte Vettel geſchwatzt und ich weiß genug, ſprach er ingrimmig. Die Schränke ſtanden noch geöffnet, die Schiebladen der Kommode aufgezogen, aber alles war ausgeräumt. Narr! Narr! rief er und ſchlug ein Gelächter auf, warf ſich in den Seſſel, darin er ſo oft

geruht und legte die Pistolen vor sich hin. Meine Frau hatte recht, fuhr er fort. O ich ausbündiger Esel, aus einer Coulissendirne eine unberührte Jungfrau zu machen, die Rolle eines blöden und schüchternen Schäferjungen zu spielen und ausgelacht zu werden, weil ich nicht zugegriffen! Nun hab' ich zu thun, mir die Dummheit aus dem Kopf und dem Herzen wieder heraus zu schaffen und ich fürchte, daß es eine schwere Arbeit ist. Er blieb lange sitzen, in Sinnen versunken. Das frühere glückliche Verhältnis zu seiner Frau tauchte in seiner Seele auf und etwas wie Reue überfiel ihn, als er sich klar wurde, daß er an der bösen Wandlung doch den größten Teil der Schuld trage. Vielleicht würde alles wieder gut werden, rief er, indem er aufsprang, wenn ich sie und mich wie Nerven- und Gemütskranke in eine andere Luft und andere Umgebung schickte; — ich will darüber nachdenken.

Rösner hatte Nachricht von seinen französischen Freunden erhalten, daß der Augenblick immer näher heranrücke, an dem das Juli-Königtum mit seiner Corruption, seiner Geldgier und dem widerlichen Schmutze, damit es sich aus Anlaß der spanischen Heiraten besudelt, unter der Verachtung aller Parteien zusammenbreche. Dann sei kein Arm mächtig genug, es dem vierten Stande zu wehren, daß er die Herrschaft an sich reiße und auf den Trümmern der alten Gesellschaft die rote Fahne, das Symbol der neuen Ordnung der Dinge, aufpflanze. Man harre nur darauf, daß aus irgend einem Ereignis der Funke hervorspringe, der das Feuer entzünde. Dabei sei die Haltung der deut-

schen Arbeiter von großer Wichtigkeit und wenn es gelinge, hier, in dem Lande des dienstbaren Unterthänigkeits-Gefühls, einen Aufstand zu erregen, so werde derselbe auf Frankreich eine große Rückwirkung ausüben. Diese Aufforderungen trugen dazu bei, Rösner, der sich seines Unrechts gegen Doktor Bercht bewußt war und dessen ganzer Seelen- und Gemütszustand in der letzten Zeit aus einem äußersten in das andere überging, aus der Bahn der Gesetzmäßigkeit, die er bis jetzt eingehalten, in die der revolutionären That zu schleudern. Er hatte heimlich Waffensendungen kommen lassen, aus den Arbeitern diejenigen einzeln herausgesucht, welche durch dreijährige Dienstzeit unter der landesherrlichen Fahne mit ihrem Gebrauch vertraut waren und dieselben zu strengem und blindem Gehorsam gegen seine Befehle verpflichtet.

Gerade an diesem Abend, an dem Bercht mit neuen Vorsätzen in sein Haus zurückkehrte, sollte der Losbruch stattfinden. Rösner hatte sein Geheimnis auf das sorgfältigste zu wahren gewußt. Dennoch wurde in den letzten Stunden ganz Nixenheim plötzlich von einer Menge der beunruhigendsten Gerüchte erfüllt, welche die Hefe des Volkes, die Dirnen mit ihren Galanen, das Verbrecher- und Diebsgesindel, das man sonst nirgend erblickt, auf die Straße lockte. Nicht lange dauerte es, so sah man eine Schar von dreihundert Mann, alle mit Säbel und Flinte bewaffnet, unter der Führung von Doktor Rösner in strenger militärischer Ordnung, mit dem festen Schritt der preußischen Bataillone, durch die Straßen auf das Rathaus zu marschieren. Hier geriet alles in äußerste Bestürzung. Keiner dachte an Widerstand; die Amtsdiener wurden entwaffnet, der Bürgermeister, der noch in seiner Schreibstube anwesend

war, zum Gefangenen erklärt und so hielt Rösner, als ob sich alles von selbst verstände, mit dieser Überrumpelung das Regiment von Nixenheim in Händen.

Er sandte sofort einige Abteilungen aus, um die einflußreichsten Fabrikherren, in erster Reihe den jungen Werner, zu ergreifen; andere, um noch in dieser Nacht Nixenheim mit einem Ringe von Barrikaden zu versehen, hinter dem er einem Angriff von außen wenigstens für einige Tage Stand zu halten hoffte; bis dahin aber glaubte er zuversichtlich, daß andere große Städte folgen würden, und im Geiste sah er schon den Aufruhr durch das ganze Land seine Brände schleudern. Bald genug indes sollte er erfahren, daß es ihm gehe wie dem Zauberlehrling, der die Geister, die er gerufen, nicht mehr zu bannen vermochte; über seine Schar von dreihundert hatte er vollkommene Autorität, nicht aber über die Rotten, welche die Straßen durchzogen und sich vor dem Werner'schen Hause angesammelt hatten.

Dieses Haus gab sich schon äußerlich als das vornehmste in Nixenheim zu erkennen durch seinen Altan und das reiche Holzschnitzwerk, mit dem es bis zum Gesimse verziert war. Wie immer um die Zeit der spätern Abendstunden war darin nur eine Stube erleuchtet, in welcher der alte Herr Werner seiner Frau, bevor sie zu Bette gingen, größere Stellen aus irgend einem geistlichen Buche vorzulesen pflegte. So auch saßen an dem gegenwärtigen Abend, kurz bevor der Tumult ausbrach, beide ruhig ihrer gewohnten Beschäftigung hingegeben. Herr Werner hatte nach einer Sammlung von Predigten des berühmtesten Kanzelredners jener Zeit gegriffen, in welcher die kalvinische Lehre von der Prädestination mit der äußersten Schärfe verte-

digt wurde. Vor einer Reihe von Jahren hatte diese Lehre die kirchlichen Kreise von Nixenheim auf das heftigste erregt; ihre Anhänger, welche sie bis in die letzten Consequenzen aufrecht erhielten und ihre Widersacher, welche sie verdammten, hatten sich auf die erbittertste Weise bekämpft. Der Streit war verstummt, das Interesse erkaltet und es gab deshalb nur noch wenige, die einen größeren Anteil nahmen. Das Vorlesen mit trockener und eintöniger Stimme wirkte ermüdend und einschläfernd. Frau Werner suchte dem Gedankengange zu folgen, aber sie vernahm bald nichts als einzelne Worte ohne Sinn und Zusammenhang. Die Augen schlossen sich, die Halsmuskeln erschlafften, der Kopf wurde plötzlich zu schwer und sank auf die Brust. Von dem Ruck erwachte sie, um bald auf's neue in einen leisen Schlummer zu verfallen. Nachdem Herr Werner noch eine zeitlang weiter gelesen, hörte er auf und starrte, wie in schweren Gedanken versunken, vor sich hin. Wenn ich nur wüßte, murmelte er leise, ob unser Ulrich zur Seligkeit prädestiniert ist, oder zur Verdammnis. Eine Weile war es ganz still im Zimmer. So leise die Worte aber auch gesprochen waren, so hatten sie doch ihren Eingang in das Ohr der halb schlafenden, halb wachenden Frau Werner gefunden. Sie fühlte sich erst geängstigt, ohne zu wissen warum; nach und nach wurde ihr der Sinn der Worte klarer; da auf einmal sprang sie auf: unser Ulrich, rief sie, unser Ulrich prädestiniert zur Verdammnis? Wer sagt das? er ist ein höllischer Lügner! — Sie sank auf das Sopha zurück, faltete die Hände und starrte ihren Gemahl mit schreckerfüllten Augen an. In diesem Augenblicke hörte man Tritte auf der Treppe und eine laute aber etwas unsichere Stimme das Lied aus Don Juan anstimmen:

Treibt der Champagner
Das Blut erst im Kreise.

Die Thüre wurde aufgerissen und der junge Ulrich Werner trat herein. Er war von mittlerer Größe, hatte krauses Haar und ein rotwangiges schön geschnittenes Gesicht, aus dem man nicht gerade die Härte herauslesen konnte, die er bis jetzt gezeigt. Augenscheinlich hatte er zu viel getrunken; die Augen leuchteten weinselig und sein Gang war schwankend. Guten Abend! rief er, warf den Hut in eine Ecke und sich selbst in einen Sessel, der an der Wand stand. Wo bist du gewesen? fragte der alte Werner. — In der Börsenhalle, antwortete der junge; wir haben eine neue Fabrik-Ordnung entworfen, die den Arbeitern einen Zaum anlegen soll, und verschiedene Flaschen Arbeiterschweiß dabei vertilgt; er ist mir zu Kopf gestiegen, fürchte ich.

Arbeiterschweiß? was ist das? fragte der Alte, und blätterte, ohne aufzusehen, unruhig in seinem Buche.

Nun, Champagner, antwortete Ulrich mit leichtem Ton, und versuchte auf's neue zu singen.

Und den nennt ihr Arbeiterschweiß? rief der alte Werner mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte, schleuderte den Stuhl, darauf er gesessen, zur Seite und trat dicht vor seinen Sohn, der erschrocken aufsprang. Das spärliche weiße Haar auf dem Haupte des Alten schien sich empor zu richten, seine Augen funkelten, sein Gesicht war blutleer, gelb wie Wachs. Dein Maß ist voll, schrie er, es läuft über! Wolltest du in dem Arbeiterschweiß den Gedanken an deine Unthat ersäufen und das Blut des alten Jonas von deiner Seele waschen? Ich sage mich los von dir, ich stoße dich aus dem Hause und verfluche dich, wie der Herr Kain, den Brudermörder, verflucht hat!

Frau Werner ſchrie laut auf vor Entſetzen. Sie ſtieß den Tiſch, hinter dem ſie ſaß, zurück, eilte auf ihren Sohn zu, umſchlang ihn mit den Armen, und machte dann, wie um ihn zu ſchützen, gegen ihren Gatten eine abwehrende Bewegung. Nimm deinen Fluch zurück! rief ſie in Todesangſt, reiße die Häuſer nicht nieder, die ihm mein Segen erbaut! Er wird umkehren, ich weiß es, er wird umkehren, denn der Herr hat ihn nicht zur Verdammnis beſtimmt, ſondern zur Seligkeit.

Ulrich hielt das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Hab' ich ſeinen Tod gewollt? rief er, bin ich Schuld, daß er ging und ſich erhängte?

O, fuhr der Alte fort, er hat heiße Tropfen von Schweiß an ſeinem Webeſtuhle vergoſſen, damit wir ein Wohlleben führten. Schande über euch, dieſe Tropfen zu höhnen! Du und deine Genoſſen, ihr habt die Gemüter der Arbeiter verbittert, ihr habt ſie gottlos gemacht, ihr habt das Band zerriſſen, das ſie an uns knüpfte. Geh, geh! ich will nichts mehr von dir, ich verſtoße dich.

So verſtoße mich mit! rief Frau Werner, es iſt mein Kind, ich laſſe ihn nicht, ich gehe mit ihm in die weite Welt!

Ulrich war an's Fenſter getreten und hatte ſein Geſicht gegen die Scheiben gedrückt, um es zu kühlen. Sie riß ihn fort, an ihr Herz, ſie umſchlang ihn auf's neue und küßte ſeine Stirne. Da ſtürzte der Hausknecht herein mit dem lauten Ruf: Herr Werner, Herr Werner! Das Volk will unſer Haus ſtürmen! Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als ein furchtbares Schreien, Toben und Pfeifen heraufdrang. Dazwiſchen hörte man wilde Stimmen: Mörder! Mörder! rufen. Es wurde heftig an der Schelle geriſſen.

Ein schwerer Stein flog klirrend durch das Fenster, zerschmetterte ein paar Blumenvasen auf einem Seitentische und rollte über den Fußboden. Die Diener und Mägde kamen herbei gerannt. Rettet euch, rettet euch, riefen sie. Man hörte, wie die Thüre aufgeschlagen wurde und der gräuliche Menschenschwarm sich hereindrängte. In einem Augenblick hatte er alle Räume gefüllt und das Werk der Zerstörung begann. Die Vorhänge wurden zerrissen, die Fenster, die großen Spiegel in ihren Goldrahmen, die Consolen, die Tische, die Stühle zerschlagen und auf die Straße geschleudert. Sobald Rösner von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, die seinem Unternehmen von vornherein den Todesstoß zu versetzen drohten, eilte er herbei und kam in dem Augenblick zur Stelle, als ein paar gräuliche Kerle hinter der Familie Werner her waren, die sich über einen schmalen Gang zu retten suchte. Einer von ihnen hatte schon den Arm nach der alten Frau Werner ausgestreckt. Rösner sprang hinzu, ergriff ihn von hinten und schleuderte ihn mit Gewalt zurück, so daß er zu Boden taumelte. Seine Kumpane wichen ebenfalls auf einen Augenblick zurück, da sie den Doktor Rösner erkannten, der sich ihnen in der ganzen Breite des Ganges gegenüberstellte. Fort von hier! rief er ihnen zu, wollt ihr selbst zu Mördern werden? Inzwischen hatte der Gestürzte sich wieder aufgerafft; in seiner Hand befand sich ein großes Brecheisen, womit er in seiner trunkenen und blinden Wut auf Doktor Rösner losstürzte; ein schwerer Schlag erfolgte und mit zerschmettertem Schädel sank der Verkünder des neuen Evangeliums der Menschheit leblos zu Boden. Beim Anblick des Toten rannten alle davon, die Treppe hinunter, auf die Straße. Die Kunde ging mit Blitzesschnelle von

Mund zu Mund; der Schrecken fuhr unter das Volk, wer Waffen trug, warf sie fort und nicht lange dauerte es, so lag alles still, öde und verlassen. Langsam stieg der Mond auf und leuchtete in die Verwüstung.

Rixenheim war voll Entsetzen. Die Läden öffneten sich an dem neuen Tage erst sehr spät, einige gar nicht. Militairische Hülfe war zugesagt und wurde mit Sehnsucht erwartet. Doktor Bercht hatte schon in der Nacht den Bruder Rösners, der in der benachbarten Universitätsstadt wohnte, von dem vorgefallenen telegraphisch in Kenntnis gesetzt; derselbe war in aller Frühe eingetroffen, um die Leiche in Anspruch zu nehmen, und die Väter der Stadt hatten um so weniger Bedenken getragen, die Auslieferung zu bewilligen, als ihnen selbst damit eine große Sorge von der Seele genommen wurde.

Von dem Bercht'schen Hause aus waren die Eisenbahnzüge auf eine längere Strecke zu verfolgen. Als die Minute der Abfahrt heranrückte, schleppte sich Frau Bercht an's Fenster. Alle Nachrichten über das blutige Ende ihres Freundes hatte sie mit einer Stärke des Willens ertragen, von der sie selbst kaum glaubte, daß sie darüber hätte gebieten können. Der Pfiff des Dampfwagens drang zu ihr herüber; sie sah die weißen Wölkchen aus der Maschine aufsteigen und sich wie ein langgezogener flatternder Schleier über die Wagenreihe legen. Sie glaubte aus dem letzten Wagen ein schwarzes Tuch wehen zu sehen und in dem Wahne, daß der Tote sie grüße, riß sie das Fenster auf und wehte mit ihrem weißen Tuche dem davon rollenden

Zuge nach. Sie ſtand noch immer da, als ſchon längſt alles vorbei war, der ganze Zug verſchwunden, die Dampfwölkchen zerflattert; aber ihr Gemüt wurde ruhiger, je weiter der Zug ſich entfernte. Nach jenem von Ellen herbeigeführten Auftritte hatten ſich beide gemieden. Als ſie jetzt daran zurückdachte und ſich der Gefahr bewußt wurde, darin ſie ſich befunden, rief ſie in plötzlichem Schrecken: In welche Irrung kam ich! wenn Bercht davon eine Ahnung hätte! Sie drehte ſich um, ob niemand den Ausruf gehört habe, meinte aber, der Erdboden thue ſich unter ihr auf, als ſie ihren Mann ſich gegenüber ſah, der leiſe und unbemerkt eingetreten war. Er ergriff ſie, die zu ſinken drohte, und trug ſie auf ihr Ruhebette. Hätte nur meine Irrung mich nicht weiter abſeits geführt, als dich die deine! rief er. Ich würde es für ein Glück anſehen, müßte ich dich von irgend einer Sünde losſprechen, weil ich dann um ſo eher hoffen dürfte, bei dir Abſolution zu finden, und doch vergrößerte deine Schuld nur meine eigene. Arme Seele, ich habe dich ſo viel gequält, daß ich fürchte, du kommſt nicht darüber weg. Willſt du mich anhören? Sieh, ich bin in allem Ernſt daran, mich auszuräuchern, und müßte doch ein erbärmlicher Quackſalber ſein, wenn es mir nicht gelingen ſollte, alles fortzutreiben und zu zerſtören, was von moraliſcher Infektions-Krankheit in mir ſteckt. Früher glaubten wir uns für einander beſtimmt. Soll unſer altes Glück wiederkehren? Kannſt du mir verzeihen? — Überwältigt, unmächtig eines Lautes, ſtreckte ſie beide Arme nach ihm aus. Er ließ ſich hernieder ziehen; die Rollen von Mann und Weib ſchienen verwechſelt; Bercht brach in lautes Schluchzen aus; ſie küßte ihm die Thränen von den Augen, ſtreichelte ſeine Wangen, bat ihn ruhig zu

ſein und aus dem reichen Wörterſchatz ihrer Liebe, — wie denn jedes Paar ein beſonderes Lexikon für ſich zuſammen ſtellt, — ſtrömten ihr wieder all die ſüßen Ausdrücke zu, die früher ſeine Seligkeit waren und deren Gebrauch er faſt verlernt hatte. Nur fort von hier! rief ſie endlich, nur fort aus dieſem ſchrecklichen Nixenheim mit ſeinen Erinnerungen, die mich töten! — Du haſt recht, rief Bercht, indem er aufſprang, ich habe die Frage ſchon erwogen, aber wohin? — Der Kutſcher brachte die mit der Poſt gekommenen Briefe, unter denen ſich ein großer und ſchwerer befand, der ſofort die Aufmerkſamkeit Bercht's erregte: Ei, ſieh da, von meinem Bruder in Texas. Lies ihn, ich muß zu unſerm armen Schönaich. Er warf ſeiner Frau den Brief in den Schoß, küßte ſie und rief: das alte Glück iſt wieder da! Dann ſprang er lachend, ſingend und pfeifend die Treppe hinunter.

Der Schrecken über den Tod des Vaters hatte das Leben des Kindes zu früh dem Licht entgegen geführt, und ſtatt mit dem Lächeln eines beglückten Mutterherzens hatte Frau Schönaich das Himmelsgeſchenk, wie ſie es ſonſt nannte, mit dem Aufſchrei der Verzweiflung in die Arme genommen. — In der Stube war die Leiche Schönaichs aufgebahrt; man hatte eine hölzerne Bank und einen alten Stuhl benutzt, um den Sarg darauf zu ſtellen. Die Fenſterläden waren geſchloſſen, die Vorhänge niedergelaſſen; eine Kerze auf dem Tiſch gab ein trübſeliges Licht, das die Stube in der Dämmerung ließ und nur den Kopf des Toten beleuchtete. Felicitas hatte ihn mit einem Lorbeer-

kranz umwunden, unter dessen grünen Blättern die breite Stirn wie weißer Marmor hervorschimmerte. Alle verzehrende Unruhe war aus dem Gesicht gewichen; es war ein ruhig Schlafender, der in Blumen lag, denn alle Ränder des Sarges hatte Felicitas mit einem reichen Blumengewinde überdeckt. Mit leisen Schritten traten Gerardus, Bercht und Clausthal in das Zimmer, um das Antlitz ihres Freundes zum letztenmal zu sehen und ihm dann das letzte Geleit zu geben. Als sie, in schmerzlichem Anschaun versunken, einige Zeit stumm den Sarg umstanden hatten, rief Bercht: Welch ein Kopf! in seinem Lorbeerschmuck ist das ein Fürst, der in diesen elenden Wänden gehaust hat. Nun er unbeweglich daliegt, seh' ich erst recht die herrliche Form des Schädels und die ausdrucksvolle Bildung des Gesichtes. Schon die Nase bezeugt, daß ihm der Weltenschöpfer einen Geist höherer Ordnung eingeblasen hatte.

Er konnte nicht weiter sprechen; schweren Trittes kamen die Leichendiener herauf, schlossen den Sarg und trugen ihn mit Gepolter über den finstern Gang, die schmale Treppe hinunter. Das übrige Geleite, die Verwandten und Berufsgenossen hatten sich im Erdgeschoß versammelt. Aus dem dunkeln Trauerhause aber trat man in einen herbstfrischen Tag voll Sonnenschein, darin selbst die Trauerkränze, mit denen der Leichenwagen behangen war, einen festlichen Eindruck machten. Die Träger schoben den Sarg in den Wagen, ergriffen die Zügel der Pferde und langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Während sonst bei solchem Anlaß das neugierige Volk sich in der Straße und auf den Treppen drängte, war jetzt alles leer und verödet und die wenigen, die im vorübergehen Halt machten, zeigten Mienen voller

Furcht. Langsam ging es den Hügel hinauf, den Gerardus in den frühern Zeiten so häufig mit seinem unglücklichen Freunde erstiegen hatte. Was wir für Irr- und Umwege machen müssen, sagte zu ihm Bercht, um zu dem Ziele zu gelangen, das nur einen Schritt von uns liegt. Die hochmögenden Herren von Nixenheim, die in allen Weltteilen ihre Handels-Verbindungen und Niederlassungen haben, gehen über West- und Ost-Indien doch immer nur auf diese kleine Anhöhe zu. Und mit keinem der Erdgeborenen ist es anders. Was wir thun, ob wir schlafen oder wachen, uns langweilen oder die Zeit im Taumel vergeuden, dem Handwerk nachgehen, dem Studium oder den Prozessen: immerfort, Tag und Nacht, unaufhaltsam, in furchtbarer Gleichmäßigkeit, bewegen wir uns nach dem düstern Erdenloch, das für jeden besonders gegraben ist. Unser Brod ist uns vorgezählt, der Wein, den wir trinken, vorgemessen, und mit jedem Glase nehmen wir eines aus der Reihe weg bis zum letzten. Wer oft wüßte, nie nahe ihm das letzte steht! Und was ist die Summe aller Irrfahrten? Man giebt uns den leidigen Trost, daß keines Spur vergehen wird, wie in uns selbst die Spuren unserer Ur-Älterväter und -Mütter zu erkennen seien; man spricht uns von der Ewigkeit des Gedankens, daß wir noch heute, nach zwei und drei Jahrtausenden, uns erbauen an den erhabenen Lehren der Bibel und der Schönheit der griechischen Kunst. Wie viel Jahrmillionen es dauern mag: einmal kommt die Zeit, daß es auch damit zu Ende ist. Wenn die Sonne erlischt und die Erde erstarrt, dann mag man mir sagen, welchen Zweck die ganze Komödie gehabt hat, wofür wir die Minuten der Freude mit Tagen der Pein haben erkaufen müssen, wofür Äschylus, Shakespeare und Goethe

geboren wurden? Das Menschengeschlecht bewegt sich schon jetzt in absteigender Linie; wir kommen in das Greisenalter, das die Erfahrungen sammelt; in allem andern werden wir kaum noch erreichen, was vor uns gedacht und gedichtet worden ist, und so geht es weiter abwärts, bis eine Eisdecke sich über alles physische und geistige Leben legt. Wenn die Sonne mit ihren Erden und Monden durch die Urnacht taumelt, bis sie auf eine andere Sonne stößt, dann mag durch den ungeheuren Zusammenprall alles wieder in Feuer aufgehen und in die Atome zerfliegen, damit sich neue Sonnen und neue Erden bilden und der Hexentanz von neuem beginne. Vielleicht finden sich dann auch unsere eigenen Atome wieder gerade so zusammen, und so könnte es geschehen, daß in jener undenklichen künftigen Zeit ein andrer Gerardus und ein andrer Bercht neben einander hergehen, um den unglücklichen Schönaich zum zweitenmale einzuscharren.

Der Zug war an das Kirchhofthor gelangt. Die Leichenträger nahmen den Sarg aus dem Wagen und trugen ihn bis an das naheliegende offene Grab, in das die Sonne warm herniederschien. Ein verspäteter Schmetterling, der sich auf einer Herbstblume wiegte, wurde aufgescheucht und flog davon. Bercht sah ihm nach. Flatterndes Sinnbild der Unsterblichkeit, rief er, der erste Hauch aus Norden wird dich töten! Der Sarg wurde den Totengräbern übergeben, die ihn an starken Stricken in die Höhlung hinabließen. Ein Wagen kam rasch angefahren. Ihm entstiegen Felicitas und einige andre Damen des Bercht'schen Kreises, alle in Trauer gekleidet, Kränze und Palmzweige tragend. Sie stellten sich zu den übrigen um das Grab. Felicitas begann leise zu singen und der ganze Chor stimmte mit ein:

Es iſt beſtimmt in Gottes Rat,
Daß man vom liebſten, das man hat,
Muß ſcheiden.

Während des Geſanges warfen Felicitas und die übrigen ihre Kränze, Blumen und Zweige in das Grab. Der alte Totengräber gab die Schaufel an Doktor Bercht, der ſie mit dem Fuß in den aufgehäuften Lehm ſtieß und dann in die Gruft hineinrief, mit einem Tone, aus dem es hervorzitterte, daß der leichtlebige im tiefſten ergriffen ſei: Fahr wohl, armer Freund! Dir war der Tod gerechter als das Leben; er hat deine Stirn mit dem Lorbeer umwunden, während das Leben nichts für dich hatte als einen Dornenkranz, der dir ſchmerzlich das gequälte Haupt zerſtach. Wirſt du in dem unbekannten Drüben eine ausgleichende Gerechtigkeit finden, eine Vergeltung für die Tage und Wochen, die du hier in der Verbitterung, dem Überdruß am Leben, in tauſend Qualen und Ängſten zugebracht haſt? oder haſt du deinen Lohn ſchon dahin? war es dem Schickſal genug, daß es dir die Erkenntnis deines Wertes gab und dich lehrte die zu verachten, die in ihrem geſpreizten Nichts voll Verachtung auf dich herabſahen? Vielleicht auch fand es, daß die Summe deiner Leiden aufgehe gegen die Seligkeit, die du in der Stille der Nacht über deinem Schaffen empfunden, wenn du bei dem trüben Oellicht, mit dem Bleiſtift in der Hand, vor dem Zeichenbrett ſaßeſt, dein Auge glühte und ein ganzer Himmel der Schönheit ſich vor dir aufthat; denn wohl weiß ich, daß nichts in der Welt an das Gefühl des Künſtlers hinanreicht, der im glücklichen Augenblick das Wort findet für das, was er in ſeinem Innern vernimmt, oder die Form für die Göttergeſtalten, die er erſchaut. Fahr wohl, armer Freund! du

gingst allzufrüh für uns. Gedachtest du der Wahrheit des alten Chors aus dem Oedipus, daß es keinen höhern Wunsch gebe, als nie geboren zu sein, und den andern für die Lebenden, in Eile wieder dahin zu gehen, woher sie gekommen? Die Welt nimmt ihren Lauf, wie sie gethan. Was sie uns bringt: du verschläfst es, und ich weiß nicht, ob ich dich darum beklagen oder beneiden soll.

Er warf eine Schaufel voll Erde in das Grab, die einen häßlichen Laut gab, als sie über den Sarg rollte. Nach ihm nahm Gerardus die Schaufel, dann die übrigen, und als dieser letzte Dienst beendet war, begab sich das Geleite schweigend auf den Rückweg. Von der Straße her erscholl lauter Trommelschlag und Pfeifenklang. Ein Bataillon Soldaten mit zwei Kanonen marschierte nach Nixenheim, um die Stadt zu besetzen und jede neue Arbeiter-Revolte sofort niederzuschlagen.

Am Abend versammelte sich der kleine Kreis wieder im Hause des Doktor Bercht. Die Eintretenden fanden die Gänge voll Kisten und Kasten stehen, die Zimmer, an denen sie vorüber gehen mußten und deren Thüren geöffnet waren, ausgeräumt, die Vorhänge heruntergenommen; der Gesellschafts-Saal aber hatte sein trauliches Aussehen unverändert behalten. Frau Bercht empfing ihre Gäste mit ihrem alten aristokratischen und gemessenen Wesen, aber mit einer Wärme, die man sonst nicht an ihr gewohnt war; ihr ganzes Benehmen verriet eine innere Bewegung, für welche allerdings das geschehene eine genügende Erklärung gab. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort

und eine teilnehmende Frage, aber vor allen war es Felicitas, welche sie mit einer rührenden Herzlichkeit begrüßte: sie schloß das junge Mädchen in ihre Arme und küßte es mehrere male, wobei ihr die Augen voll Thränen standen. Der Tod hat in unsern Kreis zwei große Lücken gerissen, sprach sie, die nicht mehr auszufüllen sind; das neue kleine Stück des Herrn Gerardus, dessen Stoff er wieder aus Ihrem Munde gehört hat, mein liebes Fräulein, muß nun gespielt werden, wie es eben geht; sein armer unglücklicher Freund, dessen Kunst ihn so wirksam unterstützte, ist für ihn und für uns zu tief gebettet. Setzen Sie sich zu mir. Diese Stunde haben wir uns noch; wer weiß, ob uns die nächste nicht auseinander reißt.

Burghard erschien. Er brachte die Nachricht, daß eine Menge von Verhaftungen stattgefunden hätte und eine besondere Gerichts-Commission ernannt sei, um alles, was mit dem Aufstande nur im entferntesten zusammenhänge, in den Kreis ihrer Untersuchungen zu ziehen.

Die Regierung ist erschreckt worden, sagte Frau Bercht; nun hat die Verfolgungssucht ein reiches Feld, um die Schuldigen und Schuldlosen gleichmäßig in den Schlingen ihrer Kreuz- und Querverhöre zu fangen und sich dadurch nach oben hin Ruhm, Dank und Beförderung zu erwerben. Wir wollen das alles draußen lassen; war es doch von Beginn an der Zweck unserer Zusammenkünfte, daß wir uns wenigstens auf eine Stunde aus dem Lärm des Tages retten und von dem Staub der Straße befreien wollten. Dann wandte sie sich an Felicitas: singen Sie uns noch einmal mit Ihrer lieben Stimme ein Lied, welches Sie wollen; ein ernstes wird vielleicht unserer Stimmung am ehesten begegnen, und wenn es das Schicksal fügt, daß ich

Sie nicht wiederſehen ſollte, ſo will ich den Nachklang im Ohre feſthalten. Burghard hatte ſich an den Flügel geſetzt, Felicitas griff nach einem Schubert'ſchen Liederhefte, das ſie ihm geöffnet vorlegte; dann ſang ſie:

Vorüber, ach, vorüber
Geh', wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh' lieber
Und rühre mich nicht an.
„Gib deine Hand, du ſchön und zart Gebild,
„Bin Freund und komme nicht zu ſtrafen.
„Sei gutes Mut's! Ich bin nicht wild,
„Sollſt ſanft in meinen Armen ſchlafen."

Die Schubert'ſche Compoſition dieſes kleinen Liedes von Claudius hat in ihrer Einfachheit eine ſo mächtige Wirkung wie keine andere. Als Felicitas geendet, ſaß die Geſellſchaft noch lange Zeit, von ihrer Empfindung überwältigt, daß keiner ein Wort hätte ſprechen mögen. Endlich unterbrach Frau Bercht das Schweigen: Sie haben mir in die Seele hinein geſungen, mein liebes Fräulein, ſprach ſie. Nach dieſem Liede kann man nichts anderes mehr hören; auch das ſchönſte würde wie eine Entheiligung klingen. Der wäre glücklich zu preiſen, deſſen Seele ſich dazu erheben könnte, den Tod wirklich nur als einen Freund zu betrachten, auch wenn er in ſolcher blutigen Schreckgeſtalt auftritt, wie er es jetzt gethan, als er aus unſerm kleinen Kreiſe die beiden Opfer herausgriff.

Es klingelte auf der Bühne, alles ſetzte ſich in Bereitſchaft, der Vorhang wurde aufgezogen und es begann:

Das Märchen vom Gevatter Tod.

Waldweg.

Ein Bauer (tritt auf).

Dort kommt noch einer, den ich nicht gefragt.
Der Klaus ist's, — ja, ich weiß schon was er sagt,
Mag's sein darum. Schön guten Abend, Klaus.

Klaus (tritt auf).

Wollt ihr mir was?

Bauer.

Hab' einen Bub' zu Hauf',
Der zwölfte ist's, — er liegt noch ungetauft,
Ich hab' mir schier das Haar d'rum ausgerauft!
In allem ist er gut und wohl geraten,
Doch find' ich nirgend für ihn einen Paten.
Seid ihr Gevatter ihm, laßt euch beschwören!

(Klaus geht.)

Er kehrt sich ab und mag mich gar nicht hören.
Ich dacht' es wohl; ein And'rer kommt geschritten,

(ein reicher Bauer kommt.)

Wenn's euch gefällt, laßt euch von mir erbitten,
Daß ihr Gevatter steht bei meinem Buben,
Der ungetauft daheim liegt in der Stuben.

(der Reiche ab.)

Er lacht voll Hohn. Ich hab's voraus gewußt,
Wie alle sind, so ist auch dieser just.
Der letzte war's, nun ist die Straße leer.
Nein, sieh, da schleppt sich noch der Schulz daher.

(der Schulz kommt.)

Gestrenger Schulz.

Schulz.

Was habt ihr? Scheert euch fort!
Auf's Amthaus kommt. Hier iſt nicht Zeit und Ort.

Bauer.

Ihr ſelber wißt es, wie zu jeder Friſt
Das Amt für arme Leut' geſchloſſen iſt.
Laßt d'rum es hier mich ſagen. Allerwegen
Gebricht's bei mir, nur nicht am Kinderſegen.
Eilf Buben hab' ich laufen, nackt und bloß,
Der zwölfte krabbelt meiner Frau'n im Schoß.
Der ſchafft die Not mir, Herr, denn nirgend find'
Im Dorf ich einen Paten für das Kind.
Schon als Gevatter bei den eilfen ſtand,
Was mir iſt oder meinem Weib verwandt.
Den andern allen ſind wir zu gering:
Man ſchalt mich weg, in welches Haus ich ging.
Verzweifeln muß ich ſchier! Laßt euch erflehn,
Als Zeuge und Gevattersmann zu ſtehn.
Weiſt mich nicht weg, ſagt Ja dazu und Amen
Und gebt ihm einen ehrlichen Chriſtennamen.

Schulz.

Zuviel der Nachſicht man ihm noch erweiſt,
Dem Bettelvolk, es wird mir allzu dreiſt.
(ab.)

Bauer.

Nun iſt's zu End', mir will es nicht gelingen,
Dem Jungen einen Paten heimzubringen.

Der Herr (kommt).

Du Menſchenkind, ſtell' all dein Klagen ein,
Ich ſelbſt will Zeuge und Gevatter ſein.

Bauer.

Wer ſeid ihr doch? Ich ſah vorhin euch nimmer,
Geblendet iſt mein Aug' von euerm Schimmer.

Der Herr.

Ich bin der Herr, mein Kleid iſt lauter Licht.

Bauer.

So geht nur eures Wegs, ich mag euch nicht!
Ich rief zu euch in mancher böſen Stund',
Eu'r Ohr war taub, verſchloſſen euer Mund!
Ihr ſitzt auf euerm Stuhl und pflegt der Ruh'
Und ſeht geduldig allem Unrecht zu!
Wer durch die Welt will, muß die Lüge frei'n,
Und muß der Schande Bettgenoſſe ſein!
Dem wird, der ehrlos iſt, der Ehren Zier,
Und ohne Ehren geht die Ehre hier,
Und losgeſprochen geht die Schuld vom Amt:
Wer ohne Schuld, wird ungehört verdammt!
Ihr ſchlaft und träumt! Wo hättet ihr gewehrt
Dem Reichen, der vom Schweiß des Armen zehrt,
Den falſchen Richtern, heuchleriſchen Pfaffen?
Geht d'rum, ich habe nichts mit euch zu ſchaffen!
Der rechte Pate wär't ihr für den Jungen,
Ihm würd' ein bitterböſes Lied geſungen,
Ihr gäbt ihm Sorg' und Elend, Gram und Not,
Ihr ließ't das Salz ihn weinen für ſein Brod!
Den Schlechten gönnt ihr's und den faulen Lungern:
Wer auf euch baut, den laſſet ihr verhungern.

Der Herr.

Du blödes Menſchenauge, das nicht ſieht
Wie Sorg' und Elend auf zum Himmel zieht!

(ab.)

Bauer.

Da geht er hin. Mir iſt, als ob empor
Ihn eine Wolke höb' zum Himmelsthor.
Von ſeinem Lichte war erglüht der Wald,
Nun wird es in den Gängen dunkel bald.
Nur an den Wipfeln zittert noch der Schein, —
Auch das verglimmt: es bricht die Nacht herein.
Wie hat verwandelt rings ſich alles jäh!
Ich find' den Pfad nicht mehr, wie ich auch ſpäh,
Ich hör' nur um mich toben und gewittern:
Da flammt der Blitz, — die Eiche liegt in Splittern!

Der Teufel (tritt auf).

War dir der Herr nicht als Gevatter recht,
Du Menſchenkind, ſo nehme mich, den Knecht.

Bauer.

Hebt euch hinweg, ich kenn' euch ſchon genug,
Ihr ſeid der Feind und ſeid der böſe Fluch!
Wohl gebt ihr, was dem Herzen nur gefällt,
Die Luſt und Herrlichkeit von dieſer Welt,
Ihr gebt den Wein ihm, der es trunken macht,
Und raubt dafür den Schlaf ihm in der Nacht!
Ihr führt es durch den Taumelkreis der Erden
Und laßt es einſam doppelt elend werden!
Dann laßt ihr's blutig von den Dornen ſtechen
Der üpp'gen Roſen, die es mußte brechen!

Der Teufel.

Du blödes Menſchenkind, dir macht's Verdruß,
Daß alles ſich zuletzt ausgleichen muß.

(ab.)

Bauer.

Er zieht dahin als wie ein düst'rer Rauch.
Mit ihm verzieht die düst're Nacht sich auch,
Und seltsam jetzt erglänzt, aschfarb' und fahl
Der ganze Wald, bis fern hinab ins Thal.
Die Wipfel alle krank herab sich neigen,
Welk fall'n die grünen Blätter von den Zweigen,
Mich selber überschleicht ein still Ermatten.
Wer steigt herauf? — Ein Mann als wie ein Schatten.

Der Tod (tritt auf).

Soll dir der Tod als guter Pate stehn,
Du Menschenkind, laß uns selbander gehn.

Bauer.

Ihr seid mir recht, ihr wäget alle gleich,
Nicht gilt es je bei euch, ob arm, ob reich!
Ihr gebt die Ruh. Von allem Drang hienieden,
Von allem Kämpfen ist bei euch der Frieden!
Reicht mir die Hand, ich schlage willig ein,
Ihr sollt bei meinem Bub' Gevatter sein!

Als der Vorhang gefallen war, erschien Doktor Bercht auf der Bühne und sprach: Meine verehrten Gäste! Der Pate, der so eben dem armen Klaus aus der Not geholfen hat, ist auch in das Haus unsers armen Schönaich gegangen und hat sich des hülflosen Kindes erbarmt, das geboren wurde, um zuerst den Jammerruf über den Tod seines Vaters zu vernehmen. Ich bekomme in diesem Augenblick die Nachricht, daß es gestorben ist.

Eine tiefe Bewegung ging durch die Anwesenden.

Ich hatte ihm einen Paten gewünscht, fuhr Bercht fort, der ihm die Last des Lebens leichter machen sollte, als sie unserm Freunde gewesen war, und mußte aus dem Märchenschatz von Fräulein Felicitas lernen, wer dieser Pate ist. Wir wünschen in unsrer Thorheit und stehen erschrocken über der Erfüllung. — Mit dem Teufel fing der Puppenspieler hier an, meine verehrten Gäste, mit dem Tod endigt er und bricht sein Brettergerüste ab, um es jenseits des Weltmeeres wieder aufzuschlagen. Er beehrt sich, sprach er mit einer tiefen Verbeugung weiter, seinen geneigten Gönnern und Freunden, die ihn so geduldig angehört und seinen Schwächen so große Nachsicht erwiesen haben, dafür den unterthänigsten Dank auszusprechen.

Aus jedem Munde erscholl ein Ausruf des Erstaunens und der Bestürzung.

Ja, meine verehrten Freunde und Freundinnen, rief Bercht, indem er von der Bühne herunter sprang, der halbe Hausrat ist schon eingepackt; wir müssen scheiden. Ich folge einem Rufe meines Bruders nach Texas; ein Territorium steht dort für einen geringen Betrag zu meiner Verfügung, das größer ist als manches deutsche Fürstentum. Ich habe viel gut zu machen, vor allem an meiner Frau, aber es wird schwer, im alten Rocke einen neuen Menschen anzuziehen, sich innerlich umzuwandeln, wenn die äußeren Verhältnisse dieselben bleiben. Drüben, wo wir als Freisassen in unsrer Gemarkung hausen, Teil nehmen müssen an dem großen Werke, ein ganzes Land aus seinem embryonischen Zustande zu einem Staatengebilde empor zu heben, es der Kultur, der Sitte und der Freiheit entgegen zu führen; wo alles, was uns umgiebt, noch ein junges,

frisches und aufquellendes Leben atmet: da vollzieht sich die Reinigung von selbst. Mein demokratischer Hang, ihr aristokratischer Geist finden sich dort einer gemeinsamen Aufgabe gegenüber gestellt, und in der gemeinsamen Thätigkeit werden unsere Herzen sich wieder um so fester zusammen schließen. Soll es nicht so sein? fragte er, indem er auf seine Frau zutrat und ihr die Hand entgegen streckte. Sie stürzte sich in seine Arme; er küßte ihr die Thränen von den Augen. — Und was das beste ist, rief er, sie wird auch körperlich wieder jung und stark werden, wie sie es als Mädchen war. Ihr ganzes Leiden, halb seelisch, halb in einer Nerven-Verstimmung beruhend, für das keine Apotheke in der Welt ein Heilmittel besitzt, wird dort, in der reinen und freien Luft, in der Teilnahme an einem auf das große gerichteten Wirken, von ihr weichen wie ein böser Nebel, den die Sonne verzehrt. Hier, in Europa, fürchte ich, wird bald der Trubel losgehen. Was wir in Nixenheim und in geringerem Grade an andern Orten erlebt haben, sind nur die kleinen vulkanischen Erschütterungen, die den großen Ausbruch ankünden, der von Frankreich kommen soll. Für unser Deutschland wird es dann unerquickliche Zeiten geben, weil wir in halben Zuständen leben, weil uns der Schuh drückt und wir nicht wissen wo, weil Preßfreiheit nur für die dickleibigen Bücher besteht und wir die kleinen Broschüren durchschmuggeln müssen, weil wir nach der Republik schreien und doch kein Reuß-Greiz-Schleiz-Lobensteiner sich seinen zwei und siebenzigsten Heinrich nehmen ließ, weil wir keine freisinnigen Regierungen haben, aber auch keine tyrannischen, überall ein Grund zur Unzufriedenheit besteht und nirgend zur Revolution, dann endlich, weil der König von Preußen zu

viel Geist und zu viel Gemüt, aber zu wenig von der bornierten Thatkraft hat, die mit dem Kopfe durch die Wand rennt. Und nun, meine verehrten Gäste: die Tafel steht bereit, so wollen wir zum letztenmal in voller Heiterkeit zusammen sitzen, als wenn eine Trennung gar nicht bevorstände. Heute aber darf ich niemand anders führen, als meine Frau, die ich mir auf's neue gewinnen mußte.

Er ging zu ihr und bot ihr mit großer Galanterie den Arm, den sie errötend und mit einem Lächeln annahm, das ihr inneres Glück verriet. Während die Gesellschaft aufbrach, wandte sich Gerardus an Felicitas, die am Flügel stand. — Ich verliere zu viel auf einmal, sprach er; ein Stück meines eigenen Lebens ging weg durch den Tod des einen Freundes, nun scheidet mich das Schicksal auch von dem andern und ich bleibe einsam zurück.

Einsam? fragte Felicitas.

Sie wissen nicht, rief er, wie mit dem Abbruch dieses leichten Bühnengestells auch ein Märchenbau in meinem Herzen zusammenstürzt; unsere gemeinschaftliche Arbeit ist gethan, und so bleibt mir nichts übrig, als auch von Ihnen Abschied zu nehmen.

Freilich, entgegnete sie, indem sie vor sich hin blickte und an ihrer Gürtelschleife zupfte, wenn Sie es nicht anders wollen.

Wenn ich nicht anders will? rief er; warum so grausam? Man spricht von Henkers-Mahlzeiten, wenn ein Freund, eine Freundin, die uns verlassen, sich zum letztenmale zu uns an den Tisch setzen; die heutige ist eine für mich und ich habe kein anderes Gefühl, als müßte ich dann in den Tod: wissen Sie darauf kein Märchen?

Nein, rief sie, indem etwas wie Mutwillen in ihren

Augen aufleuchtete; in meinen Märchen ſind die Gänſehirten und Schäferburſchen nicht ſo dumm; ſie bleiben alle hübſch am Leben und wenn ſie meinen, ſie ſäßen im größten Unglück, dann iſt gleich das Glück zur Stelle.

Gerardus fühlte einen Feuerſtrom durch ſeinen Körper gehen. Und dann dürfen ſie das Glück ergreifen und feſthalten? fragte er.

Ja, wenn ſie klug ſind und Mut haben, antwortete ſie, indem ihre Stimme leiſe zitterte.

So greif' ich es! rief er aus, umſchlang ſie mit ſeinen Armen und küßte ihre Lippen. Sie wehrte ihm nicht. Willſt du nun ſterben? rief ſie, halb weinend, halb lachend. Was ich noch von Märchen weiß, das wollen wir im Leben fortſpinnen, ſtatt es von Marionetten ſpielen zu laſſen. Eines iſt mir im Gedächtnis von einem Kobold, der in Küche und Keller wirtſchaftete, am Heerde ſtand, die Stuben fegte und alles that, um es dem Hausherrn behaglich zu machen, daneben aber tauſend Schabernack trieb, worüber er ſich faſt zu Tode ärgern wollte, obgleich er friſch und geſund dabei blieb. Fürchteſt du dich nicht, ſolchen Kobold in dein Haus zu nehmen?

Mein ſüßes Herz! rief er, indem er ſie an ſich drückte.

Es könnte recht zum fürchten ſein, ſprach ſie weiter, wenn ſolche ſchwere Zeiten über uns kämen, wie man ſie hier jeden Tag vorherſagt, wo alles feſte in's wanken gerät und einer gegen den andern ſteht. Ein wüſter Anfang iſt ſchon gemacht. Sieh, Gerardus, dann erflehe ich vom Geſchick, daß es ſeinen Schild halte über unſer teures Vaterland und mir für den kleinen Kreis, den es mir angewieſen, die Gabe verleihe, dir in allen Stürmen das Haus ſo zu geſtalten, daß du nach den Mühen der Tagesfahrt

abends in seiner Freude und seinem Frieden den ruhigen und sichern Hafen findest.

Gerardus vermochte nicht zu antworten; er hielt sie stumm in seine Arme gepreßt. — Bercht trat ein, nach den beiden zu sehen, die er vermißt hatte. Mit scharfem Auge erkannte er sofort, was sich zugetragen. Herrlich, herrlich! rief er, das giebt unsern Abenden den glücklichsten Abschluß, und die Schleifen, die sich auf der einen Seite lösen, schlingen sich hier zu einem Liebesknoten, den nichts in der Welt auseinander reißen wird! Er nahm Felicitas an der einen, Gerardus an der andern Hand und zog sie mit sich fort in den Speisesaal. Zwei Verliebte, zwei Verlobte! rief er. In freudigem Erstaunen drängten sich alle glückwünschend herbei, und als sie dann auf das Wohl des neuen Paares anstießen, da gaben die Gläser einen so lauten und fröhlichen Klang wie nie zuvor.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Urteile der Presse über die „Marionetten“:

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung. Friedrich Roeber nimmt in dem Kreise der neuen rheinischen Dichter durch Ernst und Tiefe des Gehalts, durch Kraft und Adel der Formen die vornehmste Stellung ein. Der allgemeinen Anerkennung, deren er so würdig ist, hat die ihm eigentümliche Verbindung romantischer Phantasie mit einer dem gegenwärtigen Geistesleben verwandten Denkart Abbruch gethan. . . In seinen Marionetten entfaltet sich ein ächtes Dichtergemüt mit ursprünglicher Kraft und ergreifender Wahrhaftigkeit. . . . Die Wärme persönlicher Empfindung, von der diese kleine Kunstschöpfung durchströmt ist, setzt sich meisterhaft ab gegen die Besonnenheit der bildnerischen Kraft, die wie aus unintereſſierten Höhen ihrem Gegenstand mehr zu folgen als zu gebieten scheint. . . Man gehe, sich selbst von den Vorzügen zu unterrichten, die dieser Leistung zu eigen gesprochen werden müssen: der sichere und individuell markierte Contour, der gleich den Berglinien des Südens die siedenden Gründe der Tiefe umrahmt, der wirksame Haushalt in der dramatischen Spannung, die durch Miniaturdichtungen im Sinne der alten Märchenwelt so sinnreich gesteigert wie weise gemäßigt wird, der in aller vibrierenden Unruhe streng gezügelte Gang der kernigen, packenden Darstellung, die Feinfühligkeit des künstlerischen Urteils, das mit der schaffenden Kraft fast gleichwertig wetteifert, und der urgesunde Sinn, der in den Stürmen menschlichen Irrsals unentwegt den Grund und Boden unserer wahren Lebensziele zu behaupten weiß. . . .

Illustrierte Zeitung. Dem Werk ist der Stempel des Genies aufgedrückt. Eine Novelle ist es kaum, oder wenigstens ist die Handlung in dieser sogenannten Novelle so sehr die Nebensache, daß der Verfasser, um sie zum Abschluß zu bringen, zu den gewaltsamsten Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte. Aber der Dichter gestattet uns in seinen Marionetten einen tiefen Einblick in sein reiches Geistesleben. Welche Frage von denen, welche die Welt bewegen, bliebe wohl in diesem interessanten und doch zugleich so seltsamen Buch unerörtert? Jeder Gedanke ist markig und energisch erfaßt und in eine plastische Form verarbeitet. Was ist nun aber die Hauptsache in dem Buche? Sind es die Urteile über Schiller, Goethe, Shakespeare, Immermann, Platen, Calderon, Beethoven, Mozart, Schumann, Schubert — oder sind es die Märchen? Das geht aus diesen reizenden Märchen hervor, daß Friedrich Roeber nicht nur ein ächter Dichter, sondern auch ein hochbegabtes dramatisches Talent ist. In dem Märchen von der Jungfrau Maleen weht etwas von dem Geist, welcher in Macbeth zu so furchtbarer Wirkung anschwillt. Und von dieser tragischen Kraft blitzt auch etwas in dem Märchen von Schneewittchen hervor.

Die Gegenwart. Ein Dichter von Beruf hat es hier unternommen, einen realistisch angelegten Roman durch Einstreuung von Märchendichtungen in ein romantisches, tief poetisches Licht zu stellen. Ist schon die eigentliche Handlung von großem Reiz und durch feine Charakteristik und anmutige Einzelheiten ausgezeichnet, so können

wir unser Interesse den sinnigen, formvollendeten Puppenspielen, die im Hause des Doktor Bercht aufgeführt werden, noch weniger versagen. Einzelne dieser Marionetten-Dichtungen, wie das schalkhafte Märchen von den drei Spinnweibern, und die politische Allegorie: Eine Scene aus Faust, sind kleine Meisterstücke.

Die Grenzboten. Seiner Gattung nach steht dieses Buch eigentlich auf der Grenze der Novelle und des Romans; dem ursprünglichen Novellenstoffe ist eine begleitende Handlung beigegeben, die durch ihre Bedeutung mehr und mehr in den Vordergrund tritt und mit ihrer ein ganzes Menschenleben umfassenden Grundlage nicht mehr Novelle, sondern Roman ist . . . woher aber der Name Marionetten? Doktor Bercht erinnert ein wenig, aber nicht zu seinem Schaden, an Wilhelm Meister. Er liebt nicht nur die wirkliche Bühne, sondern auch das Marionettentheater und auf diesem führt er nun vor der Gesellschaft des Romans einige Puppenspiele auf, die ihm sein Freund Gerardus schreibt; sie reden sehr glücklich in dem Tone Hans Sachsischer und Goethischer Einfachheit und Unbefangenheit. Die Theaterliebhaberei Berchts, die eingefügten Puppenspiele, die eingestreuten zahlreichen und teilweise ausführlichen Gespräche über Theater und dramatische Literatur weisen ebenso, wie die ganze äußere Gruppierung des Stoffes und die Darstellungsweise sehr deutlich auf das Goethische Muster hin; einzelne Absätze schließen mit ganz auffälligem Anklange an die Goethische Art.

Wie Wilhelm Meister, so wirft sich auch Bercht zum Leiter der Schauspielertruppe auf und studiert den Widerwilligen, in platter Routine Befangenen die Goethische Iphigenie, wie jener den Hamlet, ein. Die Bemerkungen, die Roeber bei dieser Gelegenheit den Schauspielern in den Mund legt, sind mit beißendem Spotte über diese Routine getränkt. Auch die Unterhaltungen Berchts und seiner Freunde bieten eine Fülle feiner und treffender Bemerkungen, obwohl sie nur auf frühere Erscheinungen eingehen und vorwiegend an Tieck und Immermann anknüpfen.

Literarischer Merkur. Das ist eines von jenen seltenen Büchern, die wir gern zu unsern Lebensfreunden machen. Späte Geschlechter werden nach dieser Novelle unsere Kulturstufe beurteilen.

Berliner Börsenzeitung. Wir stehen nicht an, diese Novelle mit zu dem Bedeutendsten, Gediegensten und Interessantesten zu zählen, was die diesbezügliche Litteratur der Gegenwart hervorgebracht hat. Wir möchten die Roeber'sche Novelle, die auf ihren 325 Seiten, ganz abgesehen von einer Fülle reizvoll erfundener und mit prächtiger Consequenz durchgeführter Charaktere, ein wahrhaft erdrückendes Quantum von im höchsten Grade anregenden Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft und soziales Leben enthält, mit einer Portion Fleisch-Extrakt vergleichen, welche in dieser condensierten Form einem normalen Magen fast allzuviel zumutet. . . Wir erhalten von dem Autor den Eindruck, daß er auf allen Gebieten des modernen Lebens voll auf der Höhe der Situation stehe und seine Meinung stets das Ergebnis selbständigen, vom Nachbeten freien Nachdenkens repräsentiere. . . .

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

3 2044 010 411 056

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

MAY 1 2 1993 ILL